K:B:GYMNAS:BIBLIOTHEK
BAMBERG

S. 99 1.2

Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten,

von

J. G. Kohl.

K. B. GYMNAS. BIBLIOTHEK BAMBERG

„Gesegnet werde, wer da lobt,
„Gesegnet werde, wer da zischt."

Erster Theil.
Reise in Böhmen.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Mit einem Titelkupfer.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1842.

64

I

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Reise

in

Böhmen,

von

J. G. Kohl.

„Dein einz'ger Wunderspiegel sei die Welt!"

Mit einem Titelkupfer.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1842.

F. W. Kohl del. G. Zumpe sc

Sr. Excellenz

dem Herrn Baron

Alexander von Humboldt,

Königl. preußischem Staatsminister,

in tiefer Verehrung

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

„Wie groß war diese Welt gestaltet,
„So lang die Knospe sie noch barg,
„Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
„Dieß Wenige, wie klein und karg!“

Die Länder der österreichischen Monarchie gehören ohne Zweifel zu den interessantesten unseres Welttheils. Denn es finden sich hier von den drei vornehmsten europäischen Völkerfamilien, der germanischen, der slavischen und der romanischen, so bedeutende Elemente zu einem und demselben Staatskörper vereinigt, wie dieß in keinem zweiten Reiche mehr statthat. Außerdem aber umfassen die Gränzen jener Monarchie auch noch ein merkwürdiges Volk ganz, welches bisher weder in Europa, noch in Asien seine ursprünglichen Wohnsitze und Stammverwandten hat auffinden können, und das in dieser Beziehung so isolirt in der Welt dasteht, wie kein zweites, nämlich die Ungarn.

Der österreichische Adler überschattet die schönsten Gauen des östlichen Deutschlands, den größten Theil der herrlichen und wunderreichen Alpenländer nennt er sein, dann das productenreiche Pannonien, die Hälfte Daciens, weite und bunte Landschaften an der türkischen Gränze und bis zu dem Reiche der Griechen hinab. Einer der größten europäischen Gebirgszüge, die Karpathen, gehört dieser Monarchie mit Anfang und Ende in seiner ganzen Ausdehnung an — und mitten hindurch zieht sich, alle österreichischen Lande mit einem gemeinsamen Bande einend, der mächtigste Strom Europa's, die Donau.

Eine Reise durch diese schönen buntbevölkerten Länder, — in diesen großartigen Gebirgen, auf — jenen prächtigen Strömen, — kann für Jemanden, der Freude in der Belehrung sucht, nicht anders als vom höchsten Interesse sein.

Es ist der Zweck der vorliegenden Mittheilungen, über eine solche Reise einen möglichst genauen, treuen und lebendigen Bericht zu geben. Ich wünschte die Dinge zu schildern, wie ich sie mit eigenen Augen sah. Daher versuchte ich, diese Schilderungen so zu geben, wie ich sie den Gegenständen selber gegenüber entwarf.

Das, was ich von Anderen hörte, wollte ich so viel als möglich gerade so wiedererzählen, wie ich es hörte. Daher habe ich die Personen auch meistens selber in ihrer eigenen Sprache redend eingeführt und möglichst wenig an ihren Ausdrücken geändert.

Von meinen eigenen Gedanken und Ideeen endlich wollte ich auch nur die ausführen, die mir an Ort und Stelle selber kamen, und die daher auch gewissermaßen die Farbe der Localität tragen. Aus Büchern und späterer Ueberlegung habe ich nur wenig hinzugesetzt, ich hielt mich so streng als möglich an die Notizen meines Tagebuchs und bitte daher das Ganze nur als ein ausgearbeitetes Journal zu betrachten.

Da ich nur berücksichtigt, was mir zunächst und, so zu sagen, vor den Füßen lag, — da ich nur das Gesehene beschreiben, das mir Erzählte nacherzählen, meine eigenen Einfälle wiedergeben — und überhaupt nur so viel Licht als möglich auf den schmalen von mir bewandelten Landstreifen werfen wollte, und das Entferntere daher nur in dieser Rücksicht in Erwägung zog, so könnte Mancher vielleicht urtheilen, ich habe mir die Sache etwas leicht gemacht.

Allein Jeder, der einmal etwas Aehnliches versuchte, wird mir, glaube ich, gern zugestehen, daß ich bei diesem Versuche ebenso gut wie bei jedem anderen nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden hatte und die Nachsicht meiner Leser in hohem Grade in Anspruch nehmen darf. Ein einziger leichter Blick des Auges in ein fremdes Land umfaßt so Vieles, — der schwerfälligen Rede, die Zug für Zug es darzustellen hat, ist es nicht möglich, das Ganze in seiner Fülle wieder hervorzuzaubern, — die Gegenstände sind so

vielseitig, und das flache Papier nimmt nur ein sehr einseitiges Bild an. Der Geist schwingt sich so leicht wie ein Vogel von Gedanken zu Gedanken, und die Feder kriecht ihm langsam nach, wie ein Fußgänger. Das Gehörte gar läßt sich nur mit Mühe in den stummen Buchstaben andeuten, — und man muß überall an die lebendige Einbildungskraft des Lesers appelliren, daß er das Rechte wieder heraushöre, heraussehe und gewissermaßen errathe.

Nur die Hoffnung auf jene huldvolle Nachsicht und diese Geschicklichkeit des Lesers, die mich schon einmal nicht getäuscht hat, ermuthigt mich zu dem wohlthuenden Glauben, daß auch diese Reiseskizzen und Schilderungen, die dem reichen Leben und der frischen Wirklichkeit selber gegenüber nur bleich und ärmlich erscheinen können, doch einigen Nutzen und einiges Vergnügen zu gewähren im Stande sein könnten.

Dresden,
den 2. Juli 1842.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Teplitz 1

Reisen oder Nichtreisen. — Das Bildniß eines hübschen Mannes. — Das rebellische Gränzdorf. — Böhmen im Monde. — „Mein Gott was ist das?“ — Die alten Badegäste in Teplitz. — „Spindliki!“ — Der Schloßberg. — Die Könige von Böhmen auf dem Milleschauer. — Der giftige Regenbogen. — Die Teufel und Engel. — Les races primitives. — Die Wunder im Kloster Osseg. — Die Portraits von Wallenstein in Dux.

Von Teplitz nach Prag 35

Der Brautschatz von Theresienstadt. — Deutsche Böhmen und Stockböhmen. — Der deutsche Kuckuck. — Die kleinen Kramladen. — Die Hopfenstadt. — Elbweine. — Böhmische Harfner bei Schloß Weltrus. — Das Porzizer Thor.

Der Wissehrad 46

Geographische Situation. — Vates Libussa. — Joseph Tzschak, Pullesant. — „I geb's holt nit wek, das Buch!“ — Petrus und der Teufel. — Die Reise

Seite
des heiligen Longinus. — „Majestät Joseph." — Der russische Kaiser auf dem Wissehrad. — Flagellatus Fridericus. — „Gelten's, Herr Voat'r, so war es?" — Horomir und sein Rappe. — Die slavischen Mädchen.

Die Metropolitankirche auf dem Hradschin 74
Friedrich's II. Bombardement. — Die Metropolitankirche in Prag und in Krakau. — Die Scylla Nepomuk und die Charybdis Slawata und Martinitz. — „Auf Alttschechisch." — „Asche bin ich, Asche werd' ich." — Die versteckten Kroninsignien. — „So will ich Dich heute noch besser bewirthen!" — Reformation und Contrareformation in Böhmen. — Fürsten- und Bettlermantel. — Die letzten Przemysliden. — Reliquien. — Der Rost im böhmischen Reichsschwerte.

Oeffentliche Institute und Klöster . . 110
Bibliothek. — Alte Prachtwerke. — Feuerschläger, Lichtanzünder, Feuersbrunst. — Die Bruderbibel. — Mozart's Werke. — Der böhmische Gutenberg. — Die Taubstummenschule. — Die Irrenanstalt. — Die pflügenden Wahnsinnigen. — Stadtblindenschule. — Die barmherzigen Schwestern. — Carmeliterinnen. — Thomas von Kempen. — Die Prämonstratenser. — Das Kloster zu Emmaus. — Das Evangelium von Rheims. — Die russischen Marien. —

Die Judenstadt 157
Vertheilung der Juden in der österreichischen Monarchie. — Der Judenkirchhof. — Die vierzig alten Judenweiber. — Der verwilderte Judenjunge. — Die Altneuschule. — „O für Weiber immer genug!" — Die „Alten" und „Neuen." — Die Rabbiner. — Herr Rappoport. — Die Worte Baruch's.

Seite

Volksleben in Prag 188
Musik und Tanz. — Die böhmischen Bänkelsänger. — Das Annenfest. — Die Färberinsel. — Prager Schönheiten. — Grünberger nach Champagner.

Böhmische Patrioten 208
Tschechische Literatur. — Böhmisch und deutsch. — Böhmischpatriotische Gesellschaft. — Böhmische Münzen. — Schlick'sche Thaler. — Der böhmische Löwe auf den Münzen. — Poetisches Pfeilgefieder. — Naturhistorische Sammlungen. — Der verwünschte Burggraf. — Heidenthum, Griechenthum, Katholicismus, Hussitismus. — Deutschthum und Slaventhum.

Das Lebensbuch an der Moldau . . . 240
Die Herren Stände. — Böhmischer Adel. — Das Mädchen mit der Pfirsich. — Der lesende Eremit. Tycho de Brahe. — Buchdruckerei von Hase. — Doctorcreationen. — Die Gärten. — Die Sage vom Ritter Brannik. — Suchy's Uhrenmagazin. — Glasläden. — „Annengrün. — Lenorgrün. — Goldglas."

Von Prag nach Budweis 263
Tschechisch-deutsch. — Die Fidlowatschka. — Tabor. — „Ha! ha! Huß! Huß! Katzer! Katzer!" — Ziska's Geburt, Charakter, Leben und Tod. — Böhmische Fasanen. — Johannisbesen.

Die Schwarzenbergischen Schlösser und Besitzungen 275
Der südlichste Zipfel von Böhmen. — Die Rosenberge. — Frauenberg. — Eine sehr ansprechende Idee. — Das verwirklichte Mährchen vom gestiefelten Kater. — Die großen Wildschweinjagden. — Hetzschloß. — Hamilton's Gemälde. — Gratzen. — Die „Bukwa's." —

Seite
Oesterreichische Antipathie und Sympathie. — Das Rakauskische Erzherzogthum. — Der Rosenberg'sche Fischteich. — „Es brennt! es brennt!" — Glashütte. — Krummau. — Willkommensbücher. — Die Herren „a rosis." — Die weiße Frau. — Der süße Brei. — Die Rüstkammer. — Das Archiv. — Fünfhundert Jahre alter Wachsgeruch. — Das Verließ. — Die Schwarzenberg'sche Leibgarde. — Die gehegten Bären.

Von Budweis nach Linz 328
Handel und geographische Lage von Budweis. — Die Budweis=Linzer Eisenbahn. — Die Salzbeförderung.

Erklärung des Titelkupfers 350

Teplitz.

Reisen oder Nichtreisen, das war abermals die Frage. Wandern, Schweifen die Welt entlang, oder Bleiben, Wurzeltreiben, einem Baume gleich. — Ob's einem Manne edler sei, ein Gärtlein fleißig zu bauen, oder, sich waffnend gegen eine See voll Plagen, den Stern der Erde zu umpflügen? — Das Feuer auf eigenem Heerde zu schüren, ein treues Weib zu herzen, zu Gott aus gläubig frommer Brust im engen Kämmerlein zu beten, — o es ist ein Ziel, auf's Innigste zu wünschen! Ein Haus oder ein Zelt, ein warmes Stübchen oder ein windiger Sitz im Postwagen, — ein schattender Baum oder ein blüthenloser Wanderstab, — ein einziger Freund oder tausend freundliche Gesichter — ein kleiner voller runder Kreis oder ein weites unzusammenhängendes Gebiet, diese Erwägung zwingt uns, still zu stehen, das sind die Rücksichten, die den Mann zu festem Grund und Boden kommen lassen.

Ich muß gestehen, ich hatte irgendwo von einem stillen Gehöfte an dem Elbufer das Gegakel der Hühner und Hähne vernommen, ich hatte die geweihten Räume des Hauses gesehen, — die friedlichen Zimmer — das traute Gärtchen, — das schützende Gemäuer rund umher, — das zufriedene Vieh im Stalle, — und der Versucher hatte zu mir gesprochen: „O du Glücklicher, könnte dieß nicht dein sein? und könntest du das, was du draußen suchst, nicht Alles in diesem Gehege finden, und trägst du nicht nahe bei dir in eigener Brust die ganze Welt, die nur nicht zur Geburt kommen kann, aus Mangel an Ruhe." — „Ja, wenn er sich selbst in Ruhestand setzen könnte mit einem Wunsche bloß, wer trüge Lasten und stöhnte und schwitzte unter Reisemühe?" erwiderte ich meinem berathenden Freunde, flüsterte ihm noch Manches leise in's Ohr, was die Umstehenden nicht hören sollten, schloß dann mit den Worten: „siehe, Theurer, so macht die Noth Beherzte aus uns allen, und Unternehmungen, dem Anscheine nach voll Mark und Nachdruck, durch diese Rücksicht in die Bahn getrieben, verlieren leider so das Verdienst einer Handlung," und nahm Abschied von ihm, indem ich in den sächsischen Postwagen stieg, der längst angeschirrt auf dem Dresdener Posthofe stand, und der dazu bestimmt war, die Richtung nach Teplitz einzuschlagen, um uns dort einem böhmischen Wagen zu überliefern. Dieser böhmische Wagen sollte uns dann an die Donau zu einem Dampfschiffe bringen, welches uns bis Wien zu führen bestimmt war. Von da wollten wir unser

Leibliches einem ungarischen Bauerwagen anvertrauen und dann später bald zu Wagen, bald zu Schiffe, bald zu Pferde, bald per Dampf bis in die Gegenden vordringen, „wo hinten fern in der Türkei die Völker auf einander schlagen,“ und darauf wieder in das theuere Vaterland zurückkehren. So war unser Reiseplan.

Nur ein Landsmann von Sir Faulconbridge hinderte uns noch fünf Minuten lang daran, ihn sofort zur Ausführung zu bringen. „Das Bildniß eines hübschen Mannes,“ wie Porzia sagt, d. h. ein Engländer kam gerade, als die Pferde eben zutreten wollten, in den Posthof hereingestürzt. Sehr auffallend war sein Aeußeres. Ich glaube, sein Kollet kaufte er in Italien, seine Pluderhosen in Frankreich, seine Mütze in Deutschland und sein Benehmen aller Orten. Er trug, obgleich es nicht regnete, einen großen Regenschirm gegen die Sonne. Er war außer Athem, stellte sich einen Augenblick quer vor die Pferde, blies sich auf, zupfte sich seine Cravatte zurecht, stäubte sich den Rock ab und fing dann mimische Demonstrationen gegen die Pferde, den Postillon und den Schirrmeister an. Die Pferde allein, die er am Zügel hielt, verstanden ihn, sonst sprach er weder lateinisch, noch französisch, noch italienisch, noch auch ein sterbendes Wörtchen deutsch. — Man errieth indeß bald, daß er ein verspäteter Passagier sei, und wartete ihm zu Liebe noch ein wenig. Spornstreichs rannte er nun an die Casse und bezahlte seine Ueberfracht, machte sich dann aber wieder in stummer Verzweiflung durch den Zuschauer-

haufen Bahn und blickte auf die Straße hinaus. Die Conducteure ergriffen ihn darauf bei'm Arm und führten ihn zum Wagen zurück. Aber er sträubte sich und rannte wieder auf die Gasse, rechts und links um sich blickend. Kein Mensch errieth, was das Alles bedeutete. Wir hätten ihn bald seiner Verzweiflung allein überlassen, wenn nicht noch eben ein Lohndiener, der mit einer Hutschachtel herangekeucht kam, den Knoten gelöst hätte. Als der Engländer endlich neben mir saß, erzählte er mir, daß er alle Provinzen der österreichischen Monarchie besehen und bereisen wolle, und er kam mir daher vor, wie ein Mann, der ausgegangen war, einen Acker zu bebauen, aber den Pflug dazu vergessen hatte. Auch in der englischen Sprache war er nicht geschwätzig. „Wer kann mit einem stummen Gemälde sich unterhalten?" sagt Porzia, und ich hatte also Zeit genug, über mein Thema, Bleiben oder Reisen, weiter nachzudenken.

Alle die reizenden Weingärten und wohnlichen Landhäuser, die von jenseits der Elbe zu uns herüberwinkten, alle die freundlichen sächsischen Dörfer der Dresdener Ebene, die wir bis Pirna passirten und in denen sich Tausende von Menschen ehrlich nährten, alle die 80,000 friedlichen Einwohner von Dresden, die hinter uns zurückblieben, schienen mir Vorwürfe zu machen, und wenn ein Arbeiter von seiner Arbeit aufschauete, und sein stummer Blick unserer wandelnden Kutsche folgte, schien er mir zu sagen: „O warum bliebst du nicht im Lande und nährtest dich redlich?" Als Na=

poleon nach der Schlacht von Kulm, die sein Vortrab verlor, hier rückwärts zog, mochten die Dörfer auch anfangen, ihm Aehnliches zu sagen. Vielleicht rührte das plötzliche Unwohlsein, welches ihn in Berggießhübel anwandelte, daher. Er regierte wohl noch jetzt im schönen Frankreich, wenn er das Bleiben im Lande besser befolgt hätte.

Schon von Pirna, ja von Dresden aus über Berggießhübel bis Teplitz geht man auf einem alten Kampf- und Schlachtenwege. Der Befreiungskrieg, der siebenjährige, der dreißigjährige, die Hussitenkriege, sie hatten alle hier in den böhmischen Engpässen ihre Schlachtfelder, bei Kulm, bei Pirna, bei Maxen und aber- und nochmals bei Kulm, bis zu jener Kulmer Schlacht hinauf, welche der deutsche König Lothar gegen den böhmischen Sobjeslaw im Jahre 1126 verlor, in der Albrecht der Bär auf ähnliche Weise von den Böhmen gefangen wurde, wie Vandamme 700 Jahre später von den Kosaken. Ganz auf ähnliche Weise wäre auch um ein Haar der nachrückende Napoleon selbst umzingelt worden, wie der seiner Avantgarde nachrückende Lothar wirklich umzingelt wurde, so daß kein Mann von seinem Heere entkommen konnte, und er selbst um Frieden bitten mußte. Ja ohne Zweifel noch weiter in die dunkelen Jahrhunderte der Vorzeit hinauf mag hier schon oft das Schicksal Böhmens entschieden worden sein; denn viele unwandelbare natürliche Verhältnisse und Umstände führten von je her die vornehmsten Handels- und Heerstraßen Böhmens im Elbthale herab durch diese Engpässe.

Die Gränze Böhmens erreicht man bei Peterswalde.

Im Ganzen genommen streicht diese Gränze durchweg auf dem höchsten Kamme des Erzgebirges hin. Doch ist es merkwürdig und klingt fast unglaublich, daß selbst bei einer so vielfach besprochenen Gränze zwischen zwei so cultivirten Ländern, wie es Böhmen und Sachsen sind, noch Gränzstreitigkeiten stattfinden können, und doch ist dieß bei mehren Puncten der Fall, wie es sich erst bei der Aufnahme der neuen prachtvollen Karte von Sachsen herausgestellt hat. Die sächsischen Vermesser kamen hier an der nördlichen Gränze von Böhmen in ein Dorf, welches sie für sächsisch hielten, wo die Einwohner sie aber zum Orte hinaus verwiesen, weil sie behaupteten, sie gehörten zu Oesterreich. Sie sollen aber eben so auch schon oft die österreichischen Zolleinnehmer unter dem Vorwande, sie gehörten zu Sachsen, vertrieben haben. Der Ort ist nun einstweilen auf der sächsischen Karte mit einem weißen Flecke bezeichnet, bis es auf diplomatischem Wege entschieden sein wird, unter wessen Flügel dieses rebellische Hühnchen kriechen muß.

Das Erzgebirge darf man sich nicht als eine Reihe neben einander gestellter Bergpyramiden vorstellen, sondern man muß es als eine gewaltige breite und weit ausgedehnte Erdscholle ansehen, die auf ihrer, im Ganzen genommen, flachen, übrigens auch durch Flüsse vielfach zerklüfteten Nordseite die Ortschaften des Königreichs Sachsen trägt und sich hier auf der Linie über Plauen, Zwickau, Chemnitz, Freiberg und Dresden in die Ebene verliert, während sie gegen Böhmen hin sich schroff auf-

bäumt und hier mit einem plötzlichen Absatze zu den Ebenen des Eger- und des Bilathales jählings abfällt. Von Sachsen aus gewinnt man daher auch keine imponirende Ansicht des Gebirges, während man von Böhmen aus es überall das Land mit mächtiger Mauer umkränzen sieht. Eben so auch und aus denselben Ursachen gewähren die Rückblicke nach Sachsen nichts Erhebendes, während überall, wo man auf die Höhen jener Mauer kommt, sich herrliche Aussichten in's Innere von Böhmen eröffnen.

„Ach mein Gott! Was ist denn das?" rief eine unserer Gesellschafterinnen im Postwagen aus, „sehen Sie doch, mein Herr, dieses schöne Land unter uns. Tiefe Abfälle und Bergrisse zeigen sich uns zu Füßen, eine schöne Ebene mit reizenden Städten und Dörfern entwickelt sich vor uns, und ferne Berge umschließen den Horizont." — „Es ist dieß," antworteten wir ihr, „diejenige Schattirung unserer hellleuchtenden Erdscheibe, welche sich den Mondbewohnern als ein helles, von dunkelen Seiten umgebenes Quadrat darstellt, und welches ihre Astronomen vielleicht das Gebiet Alpha oder das Land Psi nennen, und von dem sie vielleicht fabeln, daß es eine Insel sei, indem sie die dunkelen Ränder für lichtabsorbirende Wasserarme halten. Auf der Erde nennen wir dieses Land Böhmen, und wir könnten den Mondastronomen sagen, daß die dunkelen Ränderschattirungen von den ebenfalls lichtabsorbirenden Wäldern und finsteren Gebirgsschluchten herrühren. Es ist wohl kein Zweifel, daß, wie wir Irdischen vom Manne im Monde

reden, die Mondbewohner, wenn sie die Zeichnung unseres Europas überblicken, ebenso von der Jungfrau in der Erde sprechen. Wie die Völker der Erde die wunderlichsten Fabeln von jenem Manne haben, so mögen denn auch die Völker der Mondscheibe eben so Wunderliches von dieser Jungfrau fabeln. Vielleicht halten sie das Quadrat Böhmens, das ungefähr in der Gegend des Gürtels der Jungfrau sitzt, für ihre Gürtelschnalle. Und sie sprechen, wenn ganz Böhmen mit Nebel und Wolken überdeckt ist und ihnen dann dunkler erscheint als an Tagen, wo die Sonnenstrahlen von der Oberfläche des Bodens unmittelbar zurückgeworfen werden, vielleicht so: „heute ist die Schnalle der Jungfrau blind,“ oder im umgekehrten Falle: „heute hat die Jungfrau ihre Schnalle geputzt.“ Dem sei indeß, wie ihm wolle, so ist soviel gewiß, daß sich Böhmen rühmen kann, seine Gränzen würden sogar den Schülern auf dem Monde gelehrt, während von den Gränzen Sachsens, Preußens und anderer Königreiche, die sich nur durch politische Bestimmungen bemerklich machen, dort nichts bekannt sein könne.

Das Stück von Böhmen, welches dem entzückten Auge auf der Nollendorfer Höhe zunächst sichtbar wird, ist das Thal der Bila, in welchem die Einwohner wie in einem Paradiese leben. Der Anblick ist so reizend, daß fast Jeder, so gut er auch vorbereitet sein mag, wenn ihm das schöne Bild erscheint, unwillkührlich wie unsere Gefährtin ausruft: „Mein Gott, was ist das?“

Auf langgeschlängelten Wegen windet man sich an

der Gebirgswand in's Thal hinab, beständig begleitet von kleinen Mädchen und Knaben, die dem Reisenden für Himbeeren und Erdbeeren einen kleinen Gränztribut abfordern und ihn mit „Gelobt sei Jesus Christus!" anreden. Die drei Adler, deren Flügelschlag an diesen Höhen den Franzosen so unheilvoll umrauschte, haben auf dem Schlachtfelde in der Nähe der Straße drei Monumente errichtet, bei denen alte Krieger als Wächter postirt sind. Die Engländer pflegen sich hier gewissenhaft zu notiren, wie viel Centner Metall zu jedem verwendet wurden. Der unsrige schrieb außerdem auch noch sein Urtheil hinzu, das österreichische sei sehr groß und solid, das preußische sehr klein und das russische sehr elegant.

In Teplitz haben nicht bloß die Wirthshäuser, sondern auch alle Privatgebäude ihren eigenen Namen und führen ein besonderes Zeichen oder Wappen vor der Thüre. Das eine heißt z. B. „zur goldenen Leier", das andere „zur Laube", das dritte „zum Engel", das vierte „zum goldenen Ringe" u. s. w. Es ist dieß eine weit hübschere, aber freilich unbequemere Bezeichnungsweise der Gebäude als die durch Nummern, und diese Sitte ist in Böhmen und auch in andern benachbarten Ländern weit verbreitet.

Man muß in Teplitz, um den Ort recht kennen zu lernen, wo möglich mit einem der alten jährlichen Badegäste und Besucher herumwandern. Es giebt deren, die, von Gicht und anderen Uebeln geplagt, hier zu gewissen Zeiten so bestimmt eintreffen wie auf den

Strohdächern die Störche oder wie in den Kaffeehäusern die Stammgäste. — Sie interessiren sich dann für Teplitz, wie für ihr eigenes Haus und sehen bei ihrer Ankunft hier überall nach, wie in ihrer eigenen Wirthschaft, ob das Clary'sche Schloß noch steht, ob die Promenaden noch in der alten Ordnung sind. Sie laufen in die Bäder, wo ihnen die vorjährigen Badediener mit Entzücken die Hand küssen, und in die Glaswaarenläden, wo ihnen die neuerblühten Farben und Gläser am Fenster erscheinen. Jedes Jahr bringt nämlich in den böhmischen Glasfabriken ebenso gewiß seine neuen Farben an's Tageslicht, wie auf den böhmischen Wiesen ohne Zweifel wieder die alten erscheinen. — Dann werden die schönen Galanterie- und Manufacturwaarenläden besucht, die mit Wiener Producten angefüllt und auf das Geschmackvollste arrangirt sind. Die Ladendiener sind geborene Wiener, die allein im Besitze der Kunst sind, Tücher, Shawls und Westenzeuge auf eine stets neue und gefällige Weise zusammenzuwerfen und zu gruppiren, oder, wie sie sich ausdrücken, eine lockende „Auslage" zu machen. „Ja", sagte mir einer dieser Ladendiener, „der Geschmack schreitet auch hierin immer fort. In Wien ist er jetzt am höchsten gestiegen, und da habe ich meine Force und Routine — „in der Auslage gefaßt." In der That hatte dieser Mann mit Sammt- und Seideflecken eine so leichte, elegante und, ich möchte sagen, geniale Arabesken- und Figurenzusammenstellung zu Stande gebracht, daß ihr Entwurf dem Geschmacke jedes Decorations-

malers Ehre gemacht haben würde. — Diejenigen Kunstkenner, welche, wenn sie sonst an einem Gemälde nichts zu loben wissen, mit Begeisterung von dem Faltenwurfe zu reden anfangen, müßte man einmal vor eine solche Wiener „Auslage“ führen. Da können sie sich satt bewundern an Faltenwürfen der phantastischesten Art. In hunderterlei Stellungen und Attituden coquettiren die Tücher mit den Damen, die unwiderstehlich in ihre Zauberkreise gezogen werden, — den Geldbeutel ziehen — kaufen — und dann ihrer Seits wieder die Draperie- und Faltenwurferperimente auf ihren eigenen Schultern fortsetzen.

In den ersten Tagen lebt der Teplitzer Badegast im Wirthshause, und er überläßt sich in dieser Zeit allen Freuden des Wiedersehens und des Wiedergenießens, bis er dann ein Privatquartier „zu den drei Kosaken“ oder „zum Paradiese“, „zum Palmbaum“ oder „zum Fürsten von Ligne“ gefunden hat. Dann spricht er mit seinem Arzte und übergiebt sich nun den Vorschriften der Cour und einem ordentlichen Teplitzer Krankenleben, steht des Morgens früh auf, trinkt gewissenhaft an den bezeichneten Quellen seine vorgeschriebene Quantität Schwefelwasser, das mit Begleitung der lieblichsten Musik zwischen seinen Lippen dahinstirbt, versäumt um 12 Uhr die große Promenade im Clary’schen Schloßgarten nicht, wenn er auch nur auf einem Rollstuhl daran sollte Theil nehmen können, und geräth überhaupt regelmäßig in promenirende Bewegung, ruht, verfällt in Schlaf und macht sich an Speise und Trank

ganz nach der Vorschrift des Arztes, der ihm seine Uhr aufzieht und stellt.

Die Teplitzer Quellen, die aus unerforschten und tief verborgenen Feuerschlünden als Dampf aufsteigen und erst weiter an der Oberfläche sich in tropfbarem Zustande darstellen, sind äußerst kräftig und heilsam. Es kamen oft Gichtbrüchige hier an, die so hinfällig waren, daß sie keinen Schritt ohne Unterstützung thun konnten, und die dann nach wenigen Wochen der Cour auf den Schloßberg und den Biliner Felsen hüpften. Der Ort und seine Umgebung ist indeß so reizend, daß ich begreife, wie auch nur ein ganz leiser Anflug von Gicht viele Menschen zu bestimmen vermag, alljährlich hier zu erscheinen. Das prachtvolle Palastdorf Schönau, die interessante Bergstadt Graupen, den merkwürdigen Biliner Felsen, von dem Humboldt erklärte, daß er einzig in seiner Art in Europa sei, die zahlreichen Schlösser, Ruinen und Lustgärten umher, — wer wagte dieß Alles zu schildern, da fast aller gebildeten und gereisten Europäer Augen auf diesen Gegenden ruhten, und sie alle wissen, wie viel schöner der Anblick selbst ist als jegliche Beschreibung. — Kloster Osseg, Schloß Dux, der Teplitzer Schloßberg, der Milleschauer, ja wer nennt alle die interessanten, romantischen und pittoresken Gegenstände und Dinge, die den Fremden nach Teplitz locken, den Anwesenden entzücken und den Abgereisten noch in der Erinnerung mit Enthusiasmus erfüllen. In den entferntesten Thälern von Schottland und Schweden, in den entlegensten Sümpfen von Polen und Livland giebt

es Schloßbewohner, die, wenn sie des Winters an ihren Kaminen sitzen, freundlich lächelnd davon reden, wie es im Sommer im schönen Bilerthale aussieht.

Die Aussicht auf dem Schloßberge gewährt das Schönste und Umfassendste; denn man übersieht hier das ganze Hauptstück des Thales bis zu den Quellen der kleinen Nebenflüsse hinauf. Ich pilgerte zu seinem Gipfel mit einigen Polen. Unterwegs trafen wir in einem kleinen böhmischen Dorfe mit polnischen Juden zusammen, die häufig in Böhmen herumwandern. Sie trugen in ihren Kasten allerlei kleine Schmucksachen für die Bauern herum, Spendeln (Stecknadeln), Tuchnadeln, Perlen u. s. w. Sie nannten diesen Kram mit einem deutsch-polnischen Worte: „Spindliki" und sagten, sie wären in Riga, Brody, Warschau und Krakau gewesen. Sie sprachen böhmisch, polnisch, deutsch und russisch. Und man kann dieß Alles als allgemein gültig für alle in den slavischen Ländern Osteuropas umherziehende und hausirende Juden betrachten. In Russisch-Polen, sagten sie, hätten sie sonst die beßten Geschäfte gemacht. Es sei dort das meiste Geld. Jetzt aber lasse sie der Russe nicht mehr herein.

Der Schloßberg ist, wie die ganze Gegend von Teplitz, vulkanischer Natur. Er ist ein ziemlich regelmäßig gestalteter Kegel, der mit einer Höhe von 1600 Fuß in der Mitte des Thales aufsteigt. Ein Waldkranz schöner Eichen umgürtet ihn in der Mitte, und die Ruinen seines nun auch schon ausgebrannten Schlosses krönen sein Haupt, das ein erloschener Krater bildet. Die

Durchblicke durch die Eichen und die Landschaftsbilder, welche ihre Gezweige umrahmen, sind so entzückend wie die Aussichten und Gemälde, die sich von den verschiedenen Punkten der Ruinen darstellen. Doch Alles, was die Feder davon sagen kann, erscheint nur als Gekritzel, und selbst ein Pinsel mag sich hüten, diese bezaubernden Bilder verewigen zu wollen. An schönen Tagen wimmelt und wogt es hier oben beständig von Besuchern und Gästen, die sich in verschiedenen Ecken, Thorwegen und Terrassen der Ruinen an Tischen und Bänken etabliren und den Sonnenball seinen wundersamen Kreis beschreiben lassen, bis er hinter den Karlsbader Bergen hinabsinkt.

Die wundervollen Lichteffecte bei'm Untergange der Sonne, die ganze unendliche Scala von Farbennuancen, welche sie durchspielte, und der ganze herrliche Abend, den wir genossen, brachte unsere Polen so in Entzücken, daß, als wir durch den Eichengürtel zurückkehrten, ihre Lieder: „Jesccze Polska nezginala“ („noch ist Polen nicht verloren“) und „Gdy na wybrzezech“ weit hin erschallten. Das letztere ist eines der schönsten patriotischen Lieder der Polen. Es heißt in der Uebersetzung ungefähr so: „Wenn du einmal am Ufer des Meeres ein Schiff siehst, vom Sturm verschlagen, welches nicht aus Schuld der Wellen, sondern aus Schuld des Steuermannes auf verrätherischen Sand gesetzt ist, so widme ihm, widme ihm wenigstens eine kleine Thräne, denn es wird dir das Schiff das arme Polen in's Gedächtniß rufen. Wenn du einmal siehst jenen

„Vulkan, der der Riese ist unter den rauhen Bergen, „der Lava auswirft und Rauch ausspeit und der in „seinem Busen brennt in ewigem Feuer, so erinnere „dich, daß so — die Liebe zum Vaterlande im Busen „des Polen brennt."

Jahr aus, Jahr ein giebt es unter den Fremden, welche sich auf dem Schloßberge treffen, Zank darüber, welches der höchste der umliegenden Berge sei. Auch wir hatten diesen Streit durchgekämpft, und Einige hatten steif und fest behauptet, der Biliner Felsen sei der höchste von allen, der Milleschauer aber ungefähr gleich hoch mit dem Schloßberge. Am anderen Tage, als wir auf dem hohen Milleschauer waren, hatten wir Mühe, den Schloßberg unter den anderen Hügeln des Thales herauszufinden, und der Biliner Felsen verlor sich noch mehr. Wir schlugen endlich die Höhenbestimmungen von Humboldt nach, und es fand sich, daß der Biliner Felsen, der niedrigste von allen, nur 1100 Fuß hoch sei, der Schloßberg aber noch 1000 Fuß niedriger als der Milleschauer, der beinahe 3000 Fuß hoch ist. Ich nahm mir darauf vor, von einem niedrigen Standpuncte aus die Größenverhältnisse der Dinge nie beurtheilen zu wollen.

Der Milleschauer ist der höchste Berg des Mittelgebirges, das man von seinem Gipfel aus in seiner ganzen Länge übersieht, so wie man auch zu beiden Seiten in die anliegenden Ebenen hinabschaut. Das ganze Mittelgebirge besteht aus lauter neben einander liegenden erloschenen Vulkanen, die alle ziemlich regel-

mäßige Kegel darstellen. Die Elbe bricht hier schnell hintereinander durch zwei Gebirgsreihen, erstlich durch dieß Mittelgebirge und dann durch die Fortsetzung des Erzgebirges, und es ist beachtenswerth, daß gerade in der Gegend dieses Wasserdurchbruchs auch die Thätigkeit des Feuers so groß war. Als Böhmen noch ein See war, muß der Anblick des Mittelgebirges dem Archipel der Liparischen Inseln geglichen haben, eine dichtgedrängte Gruppe von mit Wasser umgebenen, Feuer speienden Bergen. — Der Milleschauer hat auch den Namen „Donnersberg". Sollte wohl dieser Name auf eine entlegene historische Zeit hindeuten, wo noch Intonationen im Innern des Berges statthatten? Haben wir nicht überhaupt mehre Donnersberge, die ausgebrannte Vulkane sind?

Die Aussicht vom Milleschauer ist eine der entzückendsten für Auge und Geist, die man sich wünschen kann. Die entferntesten Linien und bläulichen Tinten des hier überschauten Horizonts gehören auf der einen Seite dem Riesengebirge, auf der andern den Vorbergen des Böhmerwaldes und nach Süden der Gegend von Mittelböhmen an, und man kann sich hier also der schmeichlerischen Einbildung überlassen, mehr als die Hälfte des ganzen Königreichs zu seinen Füßen zu haben, und in dem Genusse schwelgen, die Schauplätze des Leidens und Freuens von mehren Millionen menschlicher Wesen zu übersehen. Man ist in diesem Genusse den Göttern ähnlich, man schaut die Welt nicht brockenweise, sondern im Zusammenhange. Du erspähst die Schiffe

auf der Elbe, von denen die Anwohner der Eger, die du auch vor dir hast, nichts wissen. Du siehst die Wagen, die aus Lobositz ausfahren, während sie den Thalbewohnern der Bila tief verborgen sind. Du erblickst die Schneekoppe deutlich, nach deren Anblick der arme Schlesier, der dort unten in Libochowitz wohnt, sich in langjährigem Heimweh vergebens sehnt. Wir können ihm beinahe zurufen, daß seine geliebte Schneekoppe noch in ihrer alten Pracht am alten Flecke stehe. „Liebe Elise, wie gern käme ich einmal zu Dir aus „meiner öden Waldgegend bei Katharinenberg im Erz„gebirge, wenn mich mein häusliches Wirken nicht in „meinen engen Kreis bannte. Wie gern stiege ich „einmal die Berge hinab in Euer schönes Böhmen, „um Dich in Deinem reizenden Melnik zu besuchen, „pflückte mit Dir Blumen, die hier so spärlich wachsen, „und äße von Deinen Trauben, die es hier weit und „breit nicht giebt.“ Diesen Brief giebt Louise aus Katharinenberg an Elise in Melnik dem Stadtboten mit, und zwei oder drei ganze Tage lang schleppt sich der Brief, bald von dieser, bald von jener Gelegenheit befördert, durch die Gegend, bis er endlich der Elise in Melnik in die Hand kommt. Wir übersehen Beides im selben Augenblicke, die Tannenwälder auf Katharinenberg und die Weingärten von Melnik, und wollte Louise uns nur ein Zeichen geben, so sollte Elise sofort Nachricht von ihr haben.

Als wir auf den Gipfel des Milleschauer kamen, war das Wetter äußerst günstig. Die Luft war im

Ganzen klar und durchsichtig und die Fernsicht unbegränzt. Nur hier und da zogen einzelne Wolken umher, und in einigen entfernten Gegenden tobten Gewitterschauer. So z. B. war das ganze Herzogthum Schlan und Munzifay eine Zeit lang mit grauen Wolken überzogen. Diese schrägen Streifen der Wolken ließen auf einen starken Sturm schließen, und ihre grauweiße Farbe deutete auf Hagel. Die Hühner jagten hier mit zerzausten Federn vor dem Sturme her, die Hunde verkrochen sich, und die Menschen sprachen, sich verriegelnd und verrammelnd: „Gott sei uns gnädig, welches Wetter! Die Sonne verfinstert sich. Wie lange wird's denn noch währen? Wird denn die Welt untergehen?" — „O ihr Thoren von Munzifay!" dachten wir auf unserem Göttersitze. „Sähet ihr doch, wie klein und kurz das Erdenleiden ist," und wir blickten in die Grafschaft Teplitz und in den Leitmeritzer und großen Bunzlauer Kreis, wo überall die schönste Ruhe herrschte und die heiterste Luft. Hier wohnen 7000 Menschen auf jeder Quadratmeile, und siebentausendzüngig erschallte von jeder Quadratmeile das Lob des Wetters zur Sonne empor. — „O, des Himmels blaues Firmament wölbt sich schön über uns wie ein fester Dom." Ohne Regenschirm gingen sie spazieren und fuhren umher in unbedeckten Karossen. Die Kurzsichtigen! sähen sie doch nur, wie es schon hinter den Krkonorsky-Bergen (so nennen die Böhmen das Riesengebirge) sich finster zusammenzieht, und wie der neckische Rübezahl ihnen bald eine Wolke über die Köpfe hin-

blasen wird, die mit Millionen von Regentropfen Tausende von Querstrichelchen in ihre Rechnungen ziehen wird.

Auf der obersten Spitze des höchsten Buckels des Gipfels des Donnersberges steht unter einem Dache ein hölzerner Stuhl. Der König von Preußen soll ihn sich haben errichten lassen. Er schwelgte hier stundenlang im Anblicke der wundervollen Landschaft. Es ist ein wahrer Königsstuhl, ein Götterthron, und ich begreife nicht, daß die alten Könige von Böhmen, denen man auf dem am Moldauufer versteckten Wissehrade huldigte, sich nicht lieber hier im Angesicht ihres ganzen Königsreiches bekrönen und bescептern ließen. — Man schaut bis an die Gränzen der Gebirge, wo die böhmische Sonne aufgeht, und verfolgt ihren ganzen Kreisgang durch das Land bis an die westlichen Gebirge, wo die böhmischen Sterne untergehen. Hier hätten die Unterthanen und die Kmeten und Zupanen den Eid der Unterwerfung aus vollstem Herzen und aus ganzer Seele geleistet. Denn sie hätten es mit Augen und Händen gegriffen, wie groß das Ganze des Vaterlandes, wie klein das Einzelne. Wie Sokrates den Alcibiades, der doch wie der Fürst von Schwarzenberg 99 Herrschaften besaß, hätte der böhmische König vor der Huldigung seine Magnaten am Arm nehmen und ähnlich so zu ihnen sprechen können: „Sehen Sie da, Magnat! Dieß hier ist unser Vaterland Böhmen. Jener kleine Nebelstreif dort deutet diejenigen weitläufigen Besitzungen von Koth an, mit denen Sie gesegnet sind und die Ihren Stolz ausmachen. — Sie,

Herzog von Friedland, Sie finden Ihr Herzogthum dort jenseits jener Berge in den Thalschluchten versteckt. — Und wo finde ich denn gleich Ihr Fürstenthum, Herr Reichsfürst von Gottes Gnaden von Schlan und Munzifay. Erlauben Sie. — Ah! — wir müssen ein wenig warten. Denn es ist eben von einem Wölklein etwas verdeckt. Doch über das Gewölk hinweg, dort, wo jener helle Streif erscheint, Ihr streitlustigen Herren und Kmeten aus dem Beraunerthal, das ist Euere Heimath! Haut den Streif in Stücke, und jedes Stücklein ist eines von Eueren Gebieten, zwei aber gehören den hochweisen Rathsherren von Beraun und Rakonitz. Laßt Euch hierbei ermahnen, lebt in Frieden beieinander und streitet um ein Flickchen solchen Nebelstreifs mehr oder weniger nicht auf's Blut. — Und nun Ihr ehrenwerthen Herren und Räthe alle, schaut mit Eins auf's Ganze rund umher. Seht, wie die Thürme dort von Raudnitz winken, von Lobositz und Trebnitz, Brozan, Auscha und die von Bilin, Brux und Dux und dort die von Außig, Karbitz, Eulan, seht, wie hier der Rauch der Hütten aufsteigt, und dort und dort und überall, wie es nistet und brütet in allen Winkeln, wie die Berge das Ganze einend umfassen, und wie die Ströme Alles bindend durchwandeln. — Das ist unser schönes großes Vaterland. Das Ganze groß, das Einzelne nichts. D'rum laßt uns treu und fest für's Ganze stehen, und — setzt mir meine Krone auf's Haupt."

Sollte der König von Böhmen dann noch wie

wir den Moment eines Regenbogens zu seinem Krönungsact abzupassen wissen, so wäre die Pracht vollkommen. Ein kleines Streifgeschwader von Wolken, das sich von der im Lande schon den ganzen Nachmittag herumziehenden Hauptarmee detachirt hatte und seinen Ueberfluß dicht vor dem Gipfel des Berges niederschüttete, führte uns dieß herrliche Schauspiel herbei. Ganz nahe vor unseren Augen tröpfelten die goldenen Perlen herab, aus denen der Bogen gebaut war, und da die Sonne schon im Hinabsinken begriffen war, so zog sich das wundervolle Phänomen hoch über unsere Köpfe hin. Am Ende aber wurden wir gar selber mit in das feuchte Fundament des Bogens vermauert, und von siebenfarbigen Tropfen benäßt, mußten wir uns dann in die Mooshütten des Donnersberges zurückziehen, welche das eigenthümlichste Hotel darstellen, das man sehen kann. Eine ganze Menge kleiner, niedriger, aus Steinen erbauter und mit Moos tapezirter Hütten steht in einem engen Kreise um ein enges Gehöfte herum. In der Mitte ist ein Platz für böhmische Musikanten, die während der Teplitzer Badesaison alle Tage hier spielen. Die anderen Mooskabinette enthalten Speise- und Trinksäle, Schlafzimmer, Viehställe und Wohnstuben für Einheimische und Fremde, und in dem einen ist sogar ein Museum von den mittelgebirgischen Naturmerkwürdigkeiten aufgestellt. Jeder Eingang und jeder Ausgang ist von dem poetischen Wirthe mit Sprüchen und Versen verziert, und bei'm Abschiede erhält jeder Reisende von seiner schönen Tochter ein zierliches Bou-

quet, das aus den Blumen des Berges zusammengewunden ist.

Es hatte tüchtig geregnet, als wir wieder aus den Mooskabinetten zum Vorschein kamen, um uns zur Rückreise zu rüsten, und unsere Führer versicherten uns, nun würden die Bauern bei Trzeblitz gewiß viele Granaten finden, nicht etwa, weil die Granaten vom Himmel regnen, sondern weil die Leute sie hier dann leichter bei'm Ackern auf dem Felde entdeckten. Trzeblitz ist ein Dorf am Fuße des Mittelgebirges, wo die Granaten nicht nur zufällig in Menge gefunden, sondern auch absichtlich ausgegraben werden. — „Aber das Getreide wird bei dem Regen gelitten haben," sagte mein Führer. „Wie so?" fragte ich. „Weil er durch einen Regenbogen gefallen ist. Der Regen, der durch den Regenbogen gefallen ist, schadet viel. Er wird dadurch ein giftiger Mehlthau. Und wenn er auf den Acker kommt, so brennt er das Getreide schier weg." — „Das ist ja ein rechter Spuk!" sagte ich. „Ja, ja!" erwiderte er, „Spuk giebt's hier genug! Da an jenem Berge mit Ruinen giebt's eine Höhle, in der die Leute auch sagen, daß es spukt. Sie wird die Teufelshöhle genannt!" — Ich übersetzte dieß dem französischen Herrn aus Bourges, mit dem ich auf dem Milleschauer bekannt geworden war und mit dem ich nun den Berg hinabkletterte. „Comment diable! c'est inconcevable, partout on parle plus des démons, que des anges. En France c'est le même cas!" bemerkte er. In der That ist es merkwürdig, daß in

allen Ländern des ganzen christlichen Europa's soviel von Teufelshöhlen, Teufelsbrücken, Teufelsfelsen, Teufelssprüngen und Teufelsmauern gehört wird bei Gegenständen, die oft so wundervoll pittoresk und schön sind, daß man sie auch eben so gut als ein Werk von riesenstarken Engeln und Göttern betrachten könnte. Auch ich begreife nicht, warum die Germanen, Gallier, Helvetier, Spanier und Italiener überall den garstigen geschwänzten Teufel zu Hülfe rufen. — Die Griechen, glaube ich, hätten jene Dinge ganz anderen Geistern zugeschrieben und statt jener Teufelsnomenclatur lieber Bacchushöhlen, Dianenbrücken, Vulkansmauern, Silenenfelsen und Nymphensprünge gehabt. Wie viel schöner und heiterer sind die Vorstellungen und Geschichten, die solchen Benennungen zum Grunde liegen, als die Werke des überall spukenden Teufels! Und nun gar, was für ein abscheulicher Aberglaube, das zierliche bunte Kleid der Iris zu fürchten und Unheil für die Gegend zu prophezeien, über deren Fluren diese liebliche Göttin hin wallte. Ich möchte wissen, aus welcher verkehrten Phantasie- und Betrachtungsweise der Natur dieser Aberglaube entsprossen sei. Steckt so etwas Finsteres im nordischen Blute? Lehrt uns nicht die Bibel selbst den Regenbogen als einen herrlichen Boten des Friedens zu betrachten?

Unter diesen Gesprächen hatten mein Franzose und ich unsere Reisegesellschaft etwas aus dem Gesichte verloren, und plötzlich fanden wir uns nach einiger Zeit ziemlich allein. Wir horchten, und auf einmal vernahm

ich zuerst die entfernten Stimmen und Tritte. Als ich darauf bemerkte: „Wir sind recht, ich höre sie kommen!“ rief er, mit mir weiter gehend, ganz erstaunt aus: „Wahrhaftig, Sie haben gute Ohren. Ich hörte wirklich gar nichts! In der That ich bewunderte schon oft die feinen Sinne der races primitives. Denn ich reiste früher in Nordamerika und habe dort merkwürdige Beispiele bei den Indianern davon erlebt!“ Dann erzählte er mir viele Exempel von Wilden, die etwas hörten und sahen, was seine von uralter Cultur geschwächten und verklebten Augen und Ohren nicht wahrnahmen. „Die Cultur,“ schloß er dann, „schwächt unsere Sinne, denn sie führt uns tiefer und tiefer in die geistigen Gebiete. Die races primitives leben den Thieren gleich in inniger Gemeinschaft mit der Natur in den Wäldern und Feldern und haben daher Nasen wie die Hunde, Augen wie die Luchse und Ohren wie die Löwen!“ — Ich blickte mich, während mein Franzose so redete, in den Tannenwäldern, die wir passirten, um und sah, daß sie wild genug waren, um einige Stämme von den races primitives zu beherbergen. Es fehlte wenig, so hätte ich mir eingebildet, in den Augen des Franzosen ein Kind dieser Stämme zu sein, doch betastete ich meine Ohren und fand zu meinem Glücke in ihnen ganz reine und unbehaarte Culturglieder, mit denen ich dann noch manche Klagen vernehmen mußte über die kurzen Betten und die schmalen Bettdecken der Deutschen (offenbar ein Zeichen der Primitivität ihrer Race, denn die Irokesen

haben auch nur kleine oder gar keine Betten, und die größten Betten sind in den Culturländern Italien und Frankreich), über die auffallend schlechten Zähne der deutschen Damen (das würde nun wieder für die Nicht-primitivität ihrer Race zeugen), dann über das schlechte lait au poulet, das man ihm im Teplitzer Wirthshause bereitet hatte, (wieder ein Zeugniß für die Primitivität, denn dieß fade, nüchterne Culturgetränk weiß man nur in der Capitale der europäischen Bildung, in Paris, richtig zu mischen) und endlich über den tiefen und krassen Aber-, Gespenster- und Geisterglauben, in den die Deutschen versunken seien.

Es war indeß stockfinstere Nacht geworden, noch ehe wir das kleine Gebirgsdörfchen erreichten, wo unser Wagen auf uns wartete, und da die anderen Gefährten vorausgeeilt waren, so wurde meinem Franzosen bange, wir möchten den Weg verlieren. Ich sagte ihm aber, er möchte sich auf meinen primitiven Geruch verlassen. Ich könnte den rechten Weg auch allenfalls wie ein Irokese herausriechen. Auf diese Weise kamen wir denn auch richtig zu unserer Kutsche und fuhren nach Hause.

Am anderen Morgen putzte sich wieder ein heiterer Reisetag heraus, den wir zu einer anderen Ausfahrt in die Umgegend von Teplitz benutzten. Es giebt Menschen genug, die keinen Postwagen anschirren, keinen armen reisenden Handwerksburschen vorüberwandeln sehen können, ohne von einer gewissen poetischen Sehnsucht in die Ferne ergriffen zu werden. Die wandernden

Wolken, die flatternden Vögel, die segelnden Schiffe, die pilgernden Sterne, der schiffende Mond, alle unsteten und fessel- und wurzellose Dinge haben einen ungemeinen Reiz für diese Menschen, die gewöhnlich solche sind, welche sich durch irgend ein unlösbares Band an irgend einen Fleck des Erdbodens gefesselt sehen. Auf unseren leichten Reisewagen, auf unseren rothwamsigen österreichischen Postillon, dessen Hörnerklang für die, welche die Wolken beneiden, wie ein Mendelson'sches Lied ohne Worte klingen mußte, und auf unser wundervolles Reisewetter würden sie mit besonderem Neide gesehen haben. Außer einem werthen Freunde — wenn man einen solchen bei sich hat, muß man auf Reisen mit der Gesellschaft nie zu wählerisch sein — waren auch ein paar Nationalböhmen aus Prag mit von der Partie. Sie erzählten uns viel von böhmischen Nationalbestrebungen, von der gelehrten böhmischen Gesellschaft in Prag und von den nationalböhmischen Bällen, welche die Patrioten im vorigen Winter dort gegeben hätten. Es war dabei der Ballsaal mit den böhmischen Farben, Weiß und Roth, geschmückt. Es durfte nur böhmisch gesprochen werden. Das Deutsche war verpönt. Auch alle Eintretenden wurden von den Entrepreneurs in böhmischer Sprache begrüßt, in derjenigen Sprache, die man noch vor nicht gar entlegener Zeit allgemein in Böhmen selbst blos die „Bauernsprache" nannte. Auch die Ankündigung des Balles sollte blos in böhmischer Sprache geschehen. Hierzu konnte man jedoch nicht die Erlaubniß

der Polizei erhalten, welche im Gegentheile verlangte, sie solle, wie alle Ankündigungen in Böhmen, in deutscher und böhmischer Sprache zugleich geschehen. — Daß die Tschechen indeß auch außer solchen Ankündigungen sehr häufig das Deutsche und Tschechische mischen, hatte ich auch in dem Gespräche dieser meiner Reisegefährten zu bemerken Gelegenheit. So kam z. B. einmal folgende Redensart vor: „Ga gsem bil na Obstmarku a kupil tam schweixle“ (ich war selbst auf dem Obstmarkte und kaufte dort Weichselkirschen).

Nach dem Spruchworte: „eine Eule nach Athen bringen,“ könnte man wohl mit Recht Alles, was ich noch über Dux und Ossegg sagen möchte, für lauter Eulengeschrei halten. Ich habe daher auch keinesweges die Absicht, noch einmal eine Beschreibung dieser herrlichen Schlösser zu liefern, und will mich nur kurz fassen über Einiges, was mir dort auffiel und was ich in anderen Schilderungen nicht erwähnt gefunden habe.

Wir besuchten zuerst das Kloster Osseg. Es ist eines der ältesten in Böhmen. Mehre Theile des Gebäudes stammen noch aus dem Jahre 1196. In den Kreuzgängen und Corridoren der Klöster pflegt man gewöhnlich eine Menge von Bildern zu finden, die sich auf die Geschichte des Ordens, dem das Kloster angehört, und auf die fromme Wirksamkeit seiner Mitglieder beziehen. Gewöhnlich sieht man z. B. da einen Stammbaum aller Klöster des Ordens, — Wunderbegebenheiten und Wunderverrichtungen von Aebten und Mön-

chen, — die Portraits der Stifter und Beschützer des Klosters, zuweilen auch die Portraits der Päpste, die aus diesem Orden hervorgingen. Hier in Osseg kann man z. B. die sechs Päpste kennen lernen, welche Cisterziensermönche waren.

Von den großen Oelgemälden interessirten mich besonders drei, das eine, welches einen gelehrten Franzosen Namens Alanus aus Paris vorstellte, wie er als Schafhirt in einer einsamen Waldgegend mitten unter seiner Herde sitzt. Als Blüthe aller Weisheit und Wissenschaft hatte er nämlich gefunden, daß der Mensch nur bei den einfachsten Beschäftigungen das vollkommenste Glück erreichen könne, und er war von einem gelehrten Doctor ein philosophirender Schafhirt geworden. — Das andere präsentirte den Abt Erro von Armentaria, wie er in den Wald geht, um über den ihm unerklärlichen Satz nachzudenken, daß vor dem Herrn die Jahre dahingehen wie Augenblicke und die Jahrhunderte vorüberziehen wie Gedanken. Als er in den Wald kam, flatterte ein Vogel vor ihm her, dessen zauberischer Gesang ihn so entzückte, daß er ihm immer tiefer und tiefer in den Wald hineinfolgte. Als der Vogel seinen Gesang geendet hatte, bedauerte er es, und seine Kürze beklagend, ging er aus dem Walde nach Hause zurück. Zu seiner Verwunderung fand er hier indeß Alles verändert, sein altes Kloster lag in Ruinen, ein neues war daneben erbaut. Er kannte die Leute nicht, die darin wohnten, und sie kannten ihn nicht. Er fragte: wie, wo und warum? und erfuhr, daß man

jetzt das Jahr des Herrn 1367 schreibe, während er im Jahre 1167 ausgegangen war, daß er also 200 Jahre lang dem Vogelgesange gehorcht habe. Da erkannte er die Wahrheit des biblischen Spruches und bat Gott, ihn zum Himmel emporzunehmen. — Auf einem dritten Bilde war ein anderer Cisterzienser, Namens Daniel, zu sehen, der in seiner Einsamkeit so eifrig und gern in den Büchern las und studirte, daß die Flammen seines heiligen Eifers ihm als kleine leuchtende Lichterchen zu den Fingerspitzen hervorschlugen. Wie kleine Talglichter hielt er daher die brennenden Finger zu seinem Buche, um sich damit zu leuchten. — In der That giebt es gewiß eine solche selbstleuchtende Kraft in dem menschlichen Geiste, die ihm auch ohne alles Licht fremder Belehrung die tiefen Geheimnisse Gottes klar macht, aber die Sache ist hier vom Erfinder jenes Gemäldes etwas komisch dargestellt. Es sieht fast so aus, als wolle er sich darüber lustig machen.

In der eigentlichen Bildergalerie in den oberen Zimmern des Klosters interessirten uns vor Allem zwei Portraits, die von Luther und Melanchthon. Sie waren auf Holz gemalt und mit dem Zeichen Albrecht Dürer's versehen. Luther schenkte sie seiner Schwester, welche Nonne in einem Kloster in der Lausitz war und auch bis an ihr Lebensende Katholikin blieb. Dieses lausitzer Kloster hängt noch jetzt von Osseg ab, und so kam das Bild hierher. In dem reizenden Parke der Cisterzienser genossen wir die wundervollsten Aussichten in's Bilathal, und in den kleinen Karpfenteichen des

Blumengartens lockten wir hundert fette Karpfen mit ein paar Brodkrümchen an die Oberfläche. Der uns begleitende Mönch erzählte uns, dieß seien nur die kleinen Wasserbehälter, welche das tägliche Bedürfniß enthielten, die eigentlichen großen Fischteiche seien weiterhin. Er sagte, daß 24 Dörfer dem Kloster gehörten, und dann hätte der Abt für sich allein noch die Revenueen einer Herrschaft mit sechs Dörfern. Gleich hinter dem Erzgebirge findet man Dinge, die man von hier bis zum norwegischen Nordkap und noch weiter hin vergebens sucht. Im ganzen nördlichen Europa kennt man ein solches wohlhabendes, reiches, schönes und auch wohlthätiges Kloster nur aus den Romanen. Hier greift man's mit den Händen. Der jetzige Abt von Osseg, Herr Salesius Krüger, soll einer der ausgezeichnetsten und liebenswürdigsten Menschen sein. Wir wurden seines Anblickes leider nur in dem schönen Bilde theilhaftig, das Prof. Vogel von ihm entworfen hat.

Kloster Osseg liegt unmittelbar am Fuße des Erzgebirges. Nach dem Waldstein'schen Schlosse und Städtchen Dux fährt man in der Ebene hinab. Die Kunstschätze dieses Schlosses sind höchst interessant und lassen sich um so reizender genießen, da sich hier nicht wie etwa in den Sammlungen einer deutschen Universität Alles nur der strengen Wissenschaft und der Vollständigkeit des Systems wegen da befindet. Schöne Treppengänge und mit Blumen geschmückte Corridore führen zu den Zimmerabtheilungen. Die Gemälde hängen zum

Theil in den Wohnzimmern der Schloßherren, und die Divans und Sophas deuten an, daß sie täglich mit Muße und Gemüthlichkeit genossen werden. Die Naturaliensammlung steht auf dem böhmischen Grunde und Boden selbst, dem die meisten ihrer Gegenstände entnommen sind. Der Waffensaal steht in unmittelbarer Beziehung mit dem Schlosse und den Schloßherren, und die Bibliothek ist in Verbindung mit den Kabinetten ihrer Besitzer. Wie verwaist erscheinen schöne Gemälde sonst oft in öffentlichen Sammlungen, wie gesucht und außer Zusammenhang die Alterthümer und Bildsäulen. In einem solchen Schlosse steht Alles an seinem Platze und im Zusammenhange mit den Menschen, dem Gebäude und den herrlichen Gärten und Landschaften draußen.

Die Portraits des Herzogs von Friedland von Van Dyk sind wohl die interessantesten Bilder in der Galerie, und wenn auch einem Reisenden alle die Netschers, Dows und Rubens, die er ebenfalls hier zu sehen bekommt, in den Massen von Netschers, Dows und Rubens, die er schon anderswo auffassen mußte, wieder verschwinden sollten, so wird er sich doch gewiß stets der Züge Wallenstein's erinnern, die er so nur hier zu sehen bekam. Der Herzog ist zweimal da, einmal als junger Mann und einmal als ergrauter Krieger. Der Vergleich beider Bilder ist höchst interessant. Blondes, etwas gekräuseltes Haar, von dem eine kleine Locke auf die Stirn herabfällt, ein zierlicher, nicht sehr voller Schnurrbart, dem er eben recht sorg-

fältig einen kühnen Dreh nach oben gegeben zu haben scheint, so daß er beinahe eine in sich selbst zurücklaufende Kreislinie beschreibt, ein etwas längliches Gesicht, schöne helle, ich glaube, blaue Augen und eine edle lange Nase zeichnen den jungen Mann aus, über den sich ein blauer, wolkenloser Himmel wölbt. Dieselben edlen, aber mehr gehärteten Grundzüge bei'm alten Wallenstein. Die glatte Haut ist in eine unzählige Menge von Falten zerfetzt. Kleine feine Risse nur, aber doch die Zeugen großer Leidenschaften und bunter Schicksale. Der buschige Wald der Haare ist gelichtet, und der Schnurrbart hat seinen zierlichen Bogen zu beschreiben vergessen, in einzelnen steifen Linien starren die Härchen wild durch einander, ganz wie die Bärte, mit denen Retzsch in seinen Skizzen soviel Effect hervorbringt. Zornig und gebieterisch blickt das alte, wie die Rinde einer Eiche verwitterte Gesicht heraus. Das Schwert ist halb gezogen, als sollte es eben zum Kampfe gehen. Trübe zerrissene Wolken hängen am Himmel entweder als Reste der soeben ausgebrausten Gewitter oder als zu neuen Schlachten und Entladungen angeworbene Truppen. Der blaue Himmel der Jugend hat sich nie wieder über dem Herzoge hergestellt, wie es sonst den Alten nach den durchgekämpften Schlachten des Lebens zu ergehen pflegt, sondern mitten in dem unaufgehellten Dunkel seiner Lebensatmosphäre hat er einen trüben Untergang gefunden. Man bewahrt auf dem Schlosse Dux noch ein Stück des Schädels von Wallenstein auf, das man nach dem Gall'schen Systeme untersucht hat. Alle auf-

gefundene Protuberanzen sind mit Nummern bezeichnet, denen die entdeckten Eigenschaften beigeschrieben stehen. Man sieht darunter: 6) Festigkeit, 7) Schlauheit, 18) Kühnheit, 19) Bedenklichkeit, 20) Eitelkeit, 21) Stolz und Ruhmsucht. Auch zeigt man noch die Partisane, mit der er erstochen wurde, sowie seinen gestickten Hemdskragen, der mit dem Blute seiner Todeswunde befleckt wurde, endlich auch einen Brief von ihm, in welchem er einige Bürger hinzurichten befiehlt, die gegen den Kaiser gedient haben. Eine Copie seiner Unterschrift sieht so aus:

Auch das Bild seiner ersten schönen Gemahlin hängt neben dem Portrait des jungen Herzogs. Es ist dieß ein so reizendes Bild, ein so schönes Gesicht, daß jeder Betrachter seine Augen schwer davon wegbringt, und für böhmische Frauenschönheit ist es ein Typus, den jeder Ethnograph auswendig lernen und sich tief einprägen kann. Er wird später überall diese dunkelen großen Augen, diesen reizenden, nicht allzufeurig blühenden Teint, dieses schöne Kopfoval, dieß schwarze Haar, diesen etwas melancholischen Ausdruck, dieß weiche und doch feurige Wesen wiederfinden.

In dem großen Familiensaale zeigte uns unser

Führer dann noch einige Darstellungen aus dem „spanischen Sectionskriege," (er meinte den Succesionskrieg) machte uns später auf das hübsche Portrait, ich weiß nicht mehr welcher Fürstin aufmerksam, indem er bemerkte, wenn wir die Dame einmal selbst sehen sollten, würden wir wohl finden, „daß sie sich sehr verloren habe," und entließ uns dann, nachdem er uns aufgefordert hatte, doch auch einmal dem jetzigen Besitzer von Dux gelegenheitlich unsere Aufwartung zu machen, mit der Versicherung, daß der Graf sehr hervorkommend gegen Fremde sei.

Von Teplitz nach Prag.

Von Teplitz aus schwingt man sich zunächst über das Mittelgebirge. Ein böhmischer Vogel braucht dazu drei Minuten, ein böhmischer Landkutscher drei Stunden. Jenseits des Gebirges steigt man dann in eine Ebene hinab, das sumpfige Land, in dem Elbe und Eger sich vereinigen. Wie die Gewässer, so fallen auch die Bevölkerungsströmungen zusammen, und es liegen hier drei berühmte böhmische Städte so nahe wie Dörfer bei einander, nämlich Lobositz, Leitmeritz und Theresienstadt. Das erste sieht man in der Nähe und erkennt es als eine comfortlose Judenstadt, das zweite erblickt man nur aus der Ferne, und es erscheint Einem als stattlicher Fabrikort; das dritte aber besieht man sich genauer, denn es ist die wichtigste böhmische Festung und die Station des Frühstücks für die von Teplitz früh Aufgebrochenen.

Der Bau von Theresienstadt wurde nicht von Maria Theresia vollendet, sondern ihr zu Ehren von Jo-

seph. Es ist eine starke Festung, welche Sümpfe rings umgeben. Sie ist daher auch noch eine Jungfrau, obwohl schon über 60 Jahre alt. Noch nie ward sie erobert. Im Jahre 1813 freite Napoleon nach ihr. Sein Brautwerber, der Marschall Vandamme, war auf dem beßten Wege hierher. Er kam auch richtig an, aber nicht als Triumphator, wie er dachte, sondern als Kriegsgefangener. Die Bänder und Gewänder dieser Jungfrau müssen schon enorme Summen gekostet haben, denn sie hat Alles im beßten Stande. Doch lohnt sich's bei ihr auch der Mühe, denn ihr Brautschatz ist das ganze nördliche Böhmen, das sicherlich dem zufällt, der ihren Gürtel löst. Auch der Perlenschatz, den diese Braut besitzt, ist groß. Wir sahen große Haufen neugegossener Bomben und Granaten auf den öffentlichen Plätzen geordnet.

Bei den Festungsgefangenen in Theresienstadt bemerkte ich, wie man vorsichtige Maßregeln genommen hatte, um ihnen den Druck und das Gewicht der schweren Fußketten zu erleichtern. An die dicken eisernen Ringe, welche lose um die untere Wade schlotterten, hatte man nämlich noch einen ledernen Riemen gebunden, der an einem breiten Bande über dem Kniee angeschnallt war und so die Ketten und Ringe trug. Es ist dieß eine kleine wohlthätige Erfindung, die überall nachgeahmt zu werden verdiente, wo man der Meinung ist, daß die Gefangenen nur des Festhaltens, nicht aber einer ewigen schrecklichen Tortur wegen mit Ketten belastet werden. Es giebt noch Gegenden genug

in Europa, wo man nicht darnach sieht, ob die Fußringe, auf dem Fußgelenke lastend, einschneiden oder nicht. Vielleicht hat schon Mancher in solchen Gegenden darauf gedacht, wie diesem Uebelstande abzuhelfen sei, ohne daß er auf den Einfall kam, jenen Riemen anzuwenden, der so einfach aus der Noth hilft. Ich glaube daher, daß jeder Menschenfreund sein Möglichstes thun müsse, um denselben den Gefängnißaufsehern bekannt zu machen.

Es ist merkwürdig, daß die letzte Stadt im Egerthale (Therestenstadt), wie die erste (Eger), eine Festung ist. Diese vertheidigt die Quellen, wie jene die Mündung. Das Thal, welches von der einen dieser Städte zur anderen sich hin erstreckt, ist der schönste und auch der in Europa bekannteste Theil von Böhmen. Er ist größtentheils von Deutschen bewohnt, und das Sprüchwort, das man von den böhmischen Dörfern hat, paßt hier nicht. Es giebt hier vielmehr manche Dörfer, die so berühmt sind, daß sie Jeder, der sich für einen gereisten Mann ausgeben will, kennen muß. Es sind die viel beschauten Gegenden des Leitmeritzer, Saatzer und Elnbogener Kreises. Auf der einen Seite gränzen diese drei Kreise gegen Sachsen, und nur mit ihren südöstlichen Enden tauchen sie in Stockböhmen hinein. Im Ganzen hat Böhmen sechszehn Kreise, von denen drei andere noch mit Schlesien, wieder drei mit Baiern und abermals drei mit Mähren gränzen. Ebenfalls drei liegen im innersten Kerne des Landes, ohne eine Gränze zu berühren, und nur einer, der Budweiser Kreis, stößt an Oesterreich. Rein stockböhmisch sind nur die drei

innersten Kreise. Die sämmtlichen anderen Kreise theilen sich in eine stockböhmische und eine deutsche Hälfte. Rein stockdeutsch ist die Grundbevölkerung von keinem. Die am stärksten bevölkerten sind die drei nach Schlesien fallenden Kreise, wo über 6000 Menschen auf die Quadratmeile kommen, in der Königingrätzer Gegend sogar 6900. Die am schwächsten bevölkerten Gegenden des Landes sind die südlichen, der Budweiser Kreis, der nur 2800 Menschen auf der Quadratmeile hat, dann die Gegenden des Böhmer-Waldes und der mährischen Gebirge. Die Kreise des Egerthales stehen in der Mitte und haben im Durchschnitte 4000 bis 5000 Menschen auf der Quadratmeile. So verschieden wie die Bevölkerungs quantität in den verschiedenen Gegenden Böhmens ist, so verschieden ist auch ihre Qualität. Im Norden und Nordosten, in den schlesischen und sächsischen Kreisen ist die Industrie zu Hause, und es wimmelt hier von Fabriken und industriellen Unternehmungen aller möglichen Art. Im Süden und Südwesten giebt es mehr Viehzucht und Ackerbau. Wie außerordentlich der Unterschied sein muß, bezeichnet am beßten das Verhältniß des Tagelohns in den verschiedenen Gegenden. Während derselbe im Norden, im Leitmeritzer Kreise, für einen gewöhnlichen Arbeitsmann 5 bis 7 Groschen betrug, stand er im Süden, im Taborner Kreise, auf 2 bis 4 Groschen. Es waren dieß freilich nur die Zahlen zur Zeit meiner Anwesenheit, doch versicherten mir kundige Leute, man könnte sie auch als constante Durchschnittszahlen gelten lassen.

Ich hatte einen Stockböhmen zum Kutscher. Er sagte mir, als wir zur anderen Seite von Theresienstadt wieder hinausfuhren, hier sei nun gar kein Deutscher mehr. „Aber bei Königingrätz sind schon wieder die Deutschen, und bei Budweis und hinter Pilsen sind auch schon wieder die Deutschen. Die Deutschen gucken rund herum in's Böhmenland hinein." Ich erinnerte mich hier, daß dieses Land auch zum deutschen Bunde gehöre, und zerbrach mir den Kopf darüber, was die Leute hier wohl vom deutschen Bunde denken möchten. Es wollte mir aber nicht gelingen, ihnen in irgend einer Sprache einen Begriff von Dem zu machen, was ich meinte. Und ich glaube, die Leute wissen hier erstaunt wenig vom deutschen Bunde, dessen Mitglieder sie sind. Sollten wohl von den drei Millionen Stockböhmen, die es giebt, etwa 100,000 oder 10,000, ein Dritttheil oder ein Zehntheil oder etwa ein Hunderttheil den Namen des deutschen Bundes einmal haben nennen hören? — Ich sah einmal einen Böhmen, der ganz außer sich gerieth vor Aerger, als er in einem deutschen Buche folgende Stelle las: „Eine der schönsten Städte Deutschlands ist Prag." — Derselbe Böhme fragte mich, ob in dem deutschen Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland? ist's Preußenland? ist's Schwabenland?" nicht auch das Böhmenland mit genannt sei, und er beruhigte sich nicht eher, als bis ich es ihm gedruckt wies, daß dieses Land nicht darunter stehe. Derselbe Böhme sagte mir auch, der Deutsche verdiene in der That den Namen, den er in einigen slavischen

Gegenden trage: „der deutsche Kuckuck." Denn alle die unzähligen Ortschaften auf „itz" (Staditz, Kasitz, Recknitz ꝛc. ꝛc. ꝛc.), die von Böhmen aus durch Sachsen bis an die Ostsee gingen, das seien eigentlich lauter slavische Meisennester, in die der deutsche Kuckuck seine Eier gelegt. Ich, Kuckuck, wäre beinahe mit der slavischen Meise in einen harten Dispüt gerathen, besonders als diese mir dazu noch versicherte, daß ein anderer gewöhnlicher Titel, den der Deutsche bei den Böhmen bekäme, auch noch der wäre: „deutscher Käfer" („Njemetzky Braha").

Die böhmischen Dörfer, die wir hinter Theresienstadt passirten, brauche ich nicht erst zu beschreiben. Denn obgleich es in ganz Deutschland heißt: „Dieß ist mir so unbekannt wie die böhmischen Dörfer," so ist doch Jedermann schon aus hundert Klageliedern von Reisenden über ihr Aussehen berichtet. Ich will hier die Elegieen über böhmischen Schmuz und unordentliche Wirthschaft nicht wiederholen. Denn leider kenne ich auch in Deutschland Gegenden und Striche, wo die ganze Bevölkerung in ziemlich argem Schmuze lebt. — Mich interessirten in jenen Dörfern insbesondere die eigenthümlichen kleinen Krambuden, die wir auf jedem Markte errichtet fanden, und ihre slavisch-deutschen Waaren und Waarennamen. Sie nennen eine solche Bude „Kramek" (von dem deutschen Worte Kram) und haben darin zum Verkaufe ein Häufchen geschmackloser Birnen, ein Tellerchen voll saurer Kirschen und zur Ausschmückung daneben ein Töpfchen mit Blumen,

dann „Münsemel" (Mundsemmel), das Stück um „Zweikreizer" (zwei Kreuzer) und endlich noch die beliebten böhmischen Brodformen: „Bandur" und „Rochlitschek." — Solche „Krameks" findet man auf jeder Station, und gewöhnlich sitzt ein altes stilles Männchen im dunkelen Hintergrunde der Bude.

Durch vergleichsweise mit der Leitmeritzer Gegend ziemlich ödes und schlecht bebautes Land kamen wir endlich bei Weltrus an den böhmischen Hauptfluß, die Moldau. Von Weitem sieht man die Mündungscapitale der Moldau, Melnik, liegen, das berühmt ist durch seinen Hopfen und seinen Wein. Der Hopfenruhm ist aber älter, denn die Stadt hat selbst den Namen davon. „Mel" heißt der Hopfen und Melnik also ungefähr soviel als die „Hopfenstadt." Den Wein soll hier erst der Kaiser Carl IV. oder, wie die Böhmen ihn nennen, König Carl I. angepflanzt haben, was beinahe unglaublich klingt. Denn die Weinrebe ist danach an der Donau und am Rheine über 1000 Jahre älter als an der Elbe. Der Melniker rothe Wein ist der beßte von allen Elbweinen, die freilich in Bezug auf Quantität wie auf Qualität sich zu den Rhein- und Donauweinen wie 1 : 10 verhalten. Von Melnik die Elbe hinab über Aussig, wo die zweite böhmische Weinqualität zu finden ist, wird es immer schlechter mit dem Weinbaue, bis er sich unterhalb Meißen ganz verliert, und eben so geht es über Prag hinaus stromaufwärts.

Ueberhaupt sind bei fast allen Strömen des mitt-

leren Europas die wichtigsten Weinbaugegenden in ihrem mittleren Laufe zu suchen, so bei'm Rheine, bei der Donau, der Elbe, der Loire, der Garonne ꝛc. Ueberall sind die Quellengegenden und die Mündungslandschaften ohne den Schmuck der Rebe. Im östlichen Europa ist es anders; denn hier sind bei'm Dniepr, Dniestr, Don ꝛc. blos die Mündungen mit Reben bekränzt. Auf der pyrenäischen Halbinsel befinden sich die trefflichsten Weingegenden an der Meeresküste, und in Griechenland auf den Inseln. Daß vorzugsweise gerade die Ufer der Flüsse und die Küsten der Meere der Sitz der Reben sind, erklärt sich zum Theil wohl ganz natürlich daher, daß hier sich Hügelgelände besonders bequem darboten. Daß es unter den Flüssen aber besonders die großen Ströme sind, mag wohl ebenfalls in einem causalen Zusammenhange mit der Natur derselben stehen.

Wie Carl der Vierte den Bacchus nach Böhmen brachte, so führte er auch die Musen hier ein. Denn er pflanzte auch den alten, noch grünenden Rebstock der Universität in Prag. „Unter ihm legten die Tschechen," wie die böhmischen Geschichtschreiber sagen, „den Rest ihrer rohen Sitten fast ganz ab. Sie hatten damals die gelehrtesten Leute und die größten Staatsmänner unter sich und waren mit einem Worte die herrschende Nation in Europa, so daß man es für einen besonderen Vorzug hielt, ein geborener Böhme zu sein." Wenn dieß wahr ist, so hat sich das Blatt später gewaltig gewendet. Denn nach den jetzt herrschenden

Ansichten oder Vorurtheilen möchte sich wohl Niemand irgendwo, außer Oesterreich, noch damit empfehlen, daß er sich für einen Stockböhmen ausgebe, seitdem dieser Name durch die böhmischen Dörfer und durch die Zigeuner, die nicht blos in Frankreich und England, sondern auch in einigen Theilen Deutschlands*) Böhmen genannt werden, in Mißcredit gekommen ist.

Die Herrschaft Weltrus gehört den Grafen von Chotek, von denen einer jetzt die oberste Stelle in Böhmen bekleidet. Früher war hier eine stehende Brücke. Doch wurde sie vor langen Jahren von der Moldau zerstört, und seitdem hat man sich mit einer fliegenden beholfen. Um einen der alten Brückenpfeiler hat man das Ankertau dieser fliegenden Brücke geschlungen. In diesem Falle ist das Uebergehen vom Stehen zum Fliegen kein Fortschritt, und ich begreife nicht, wie man auf dieser großen Landstraße noch auf eine so alterthümliche Weise über einen Fluß setzen kann. Ein paar böhmische Harfner stiegen mit uns auf das Floß, und so wie dieses abstieß und von den anschlagenden Wellen fortgeschaukelt wurde, fingen sie an zu spielen und zu singen. Ich bedauerte von Herzen, daß Schloß Weltrus so ganz unter Bäumen versteckt war, daß wir auch nicht einen Schornsteinzipfel davon sehen konnten; wir hätten sonst gewiß irgend eine romantische Begebenheit aus der alten Runenschrift

---

*) In Hannover pflegte man sonst, als Zigeuner hier noch häufiger sich zeigten, von ihrem wunderlichen deutschen Dialekte zu sagen: „sie reden böhmisch.“

seiner Steine gelesen. Auch in Prag bin ich später noch zweimal bei der gewöhnlichen Flußfähre mit Musik über den Fluß gesetzt. Ich erinnere mich nicht, daß mir dieß noch sonst in irgend einem Lande passirt sei. Es kommt dieß auf Rechnung der böhmischen Musikliebe.

Der Uebergang über die Moldau bei Weltrus ist durchaus keine Abkürzung der Straße. Er führt vielmehr einen Umweg herbei. Denn, auf der linken Seite der Moldau bleibend, könnte man weit schneller nach Prag gelangen. Allein über ein Viertel aller auf diese Stadt hin zielenden Wege vereinigen sich bei dem nordöstlichen Thore derselben, dem sogenannten Poržizer Thore, und auch die Dresdener Straße eilt diesem Thore zu, zu welchem allein beinahe so viele Fremde und Waaren ein- und ausgehen, wie zu allen übrigen sieben Thoren Prags zusammen; die Poržizer Thorstraßen führen gerade auch in die belebtesten Gegenden Böhmens, in den Rayon, der zwischen einem auf Krakau und einem auf Dresden gezogenen Radius liegt. Es hat sich dieß ohne Zweifel so gemacht, weil Prag von dieser Seite zugänglicher ist als von der Seite des Hradschins, und weil man von hieraus leichter von der Hochebene, auf der man fährt, in's tiefe Moldauthal hinabsteigt als dort. Die Stadttheile, die jenem, Sachsen und Schlesien zugewendeten Thore nahe liegen, sind daher auch in neuerer Zeit mehr als alle anderen bebaut und ausgebaut worden, was gewiß nicht bedeutungslos erscheinen kann.

In Gesellschaft aller derjenigen Personen und Dinge, welche gerade um sieben Uhr Abends am **23.** Juli **1841** aus dem nördlichen und östlichen Böhmen, aus Sachsen, Preußen und Scandinavien, aus Schlesien, Polen und dem russischen Asien in Prag anzulangen bestimmt waren, rückten wir nun durch das besagte Porziţer Thor in die Prager Neustadt ein und legten uns dann unter dem schützenden Scepter des Bürgermeisters der Altstadt zur Ruhe.

Der Wissehrad.

Ueberall grünt und blüht es noch in Prag von Ruinen und Monumenten alter und ältester Jahrhunderte. An seinen Straßen, in seinen Kirchen, auf seinen Friedhöfen predigen hundert Dinge von der Geschichte des Landes und Volkes. Seine Paläste, seine unzähligen Thürme ragen wetteifernd einer über den anderen hinweg, aus früher und früherer Vorzeit hervor. Sogar von den Wänden der Wirthshäuser liest das Volk die Namen der ersten böhmischen Herzoge ab und erzählt sich dabei ihre Geschichte. An einem großen Wirthshause, das in der Nähe des Wissehrad auf dem Platze steht, wo ehemals die alten Herzoge begraben wurden, sieht man in grotesken Wandgemälden die Portraits der 6 ersten unter ihnen und dabei ihre Namen geschriemen: Przemislus, — Nezamislus, — Mnata, — Wogen, — Wratislav, — Wenzislaus. — Und zwar sind die Züge dieser längst vermoderten Herren

noch neuerdings wieder aufgefrischt worden. Wo wäre der Ort, möchte man hierbei fragen, in Deutschland, wo es so von deutscher Geschichte lebte und webte, wie hier von tschechischer und wo die Deutschen das für ihre großen Kaiser vollbrachten, was hier die Böhmen für ihre kleinen Herzöge thaten und thun?

Böhmen ist ein wundervoll von der Natur in sich abgeschlossenes Landganze. Der Zauberkreis, der es umgiebt und der aus uralten, mächtigen, von den Titanen selber aufgestellten Hieroglyphen besteht, sind die Gebirge, die es in einem herrlich abgezirkelten Kranze umziehen. Und die Strahlen, die von diesem Zauberkreise wachsend und wachsend ausgehen und sich in der Mitte zu einem mächtigen Knoten verschlingen, sind die aus Süden, Osten und Westen heranfließenden Ströme, an denen das Leben zum Centrum hinab und von ihm zu den Gränzlinien hinaufpulsirte. In der Mitte des Kreises und in der Nähe des Einigungspunctes der angedeuteten Kreisradien erheben sich die Hügel und Berge von Prag, an denen sich von jeher alle geschichtlichen Bewegungen, die sich innerhalb des Kreises kundgaben, verewigten, entweder in neuen Gebäuden und Monumenten, wenn sie fruchtbringender Natur waren, oder in Schutt und Ruinen, wenn sie Verderben athmeten. Als unausweichlicher Mittelpunct eines von der Natur scharf gezeichneten und streng von anderen gesonderten Länderkreises, innerhalb dessen sich immer wieder von Neuem ein eigenthümliches politisches Leben gestaltete, ist Prag voll geworden mit Ruinen und Palästen und als sol-

chem auch kann man der Stadt eine noch fernere Bedeutsamkeit für lange, kommende Jahrhunderte prophezeihen; und wenn ihre Hügel von den Sagen der Vorzeit Liebliches singen, so sind sie zugleich von prophetischen Stimmen der Zukunft geheimnißvoll umflüstert.

Der Hügel, von dem die älteste böhmische Geschichte spricht und auf dem die ersten böhmischen Herzoge thronten, ist der Wissehrad, von dem aus „Vates Libussa“, die Prophetin Libussa, den zukünftigen Ruhm von Prag und seiner Größe verkündete, indem sie der Stadt weissagte, sie würde eine Sonne unter den Städten („sol urbium“) werden. Die alten böhmischen Chroniken nennen die Stadt daher auch eine Tochter der Libussa. „O du dreimal große Dreistadt, du Haupt des Erdkreises und Schmuck Bohemiens, du der schönen Libussa schönere Tochter!“ (O ter magna triurbs, triurbs teringens, o orbis caput, et decus Bohemiae! Pulchrae filia pulchrior Libussae!“) So wurde die herrliche Stadt, in welche Carl IV. so verliebt war, daß er sie „einen Garten der Freude nannte, in welchem die Könige sich vergnügten“ („hortum deliciarum, in qua reges deliciarentur“), von dem alten Hammerschmidt an ihrem tausendjährigen Geburtstage im Jahre 1723 angeredet, zu welchem Feste er seinen „Prodromus Gloriae Pragenae“ schrieb.

Der Wissehrad ist ein oben flacher, rund herum schroffer Berg, dessen Plateau einen vortrefflichen Platz zum Anbau und zur Befestigung darbot. Der Hrad-

schin ist freilich höher als der Wissehrad und auch pittoresker gelegen. Aber er wird von noch höher liegenden Bergen beherrscht, und bevor man sich mit den Befestigungswerken nicht so weit ausdehnen konnte, auch diese mit hineinzuziehen, war er wenig zur Residenz der Herrscher geeignet, und es ist daher wohl natürlich, daß früher als der Hradschin der Wissehrad besetzt wurde, den Wiesen und Flachland umgaben. Gegen die Moldau hin setzt er am schroffsten ab. Zwischen ihm und dem gegenüber liegenden Wiesenlande drängt sich der Fluß enger als sonst irgendwo in der Nähe von Prag zusammen. Noch immer hat die Moldau hier die rascheste Bewegung, und vielleicht waren hier einst die Wasserströmungen (Porogi), denen Prag wahrscheinlich seinen Namen verdankt. Darf man glauben, daß die Phantasie der böhmischen Geschichts- und Sagenerzähler den Ort der Wahrheit gemäß schildern, so bildet die Pracht, die hier ehemals herrschte, mit dem Schutte und dem Staube, die jetzt ringsherum erscheinen, einen merkwürdigen Gegensatz. Denn hier, wo sonst der Mittelpunct des Stadtlebens war, ist jetzt das äußerste Ende der Prager Welt, und gerade die ärmlichsten Stadttheile liegen nun in der Nähe des verfallenen Wissehrad's, der vor der Einbildungskraft der Böhmen so herrlich dasteht. Auf der nördlichen Seite der „Hochburg" oder „Akropolis" (dieß ist die Bedeutung von Wissehrad) fließt der kleine Bach Botitz vorüber, jetzt ein schmuziges Gewässer, sonst aber, als bedeutungsvoll in dieser geographischen Position, in den

böhmischen Ländern vielfach besungen und reich an Erinnerungen, Schlachten und Thaten.

Auf der äußersten Halbinselspitze zwischen dem Botitz und der Moldau, wo sich die herrlichste Aussicht auf Prag, das wiesenreiche Moldauthal und die es umgränzenden Berge darbietet, mag auch der Sänger gestanden haben, der das alte böhmische Lied dichtete:

Kde domow műg?
Kde domow műg?
Woda hučj po lučinach,
Bory ſsumj po ſkalynach!
Wo ist mein Haus?
Wo ist meine Heimath?
Wasser rieselt über die Wiesen,
Bäche murmeln über die Felsen.
Ueberall blüht das Frühjahr und die Blumen.
Es scheint ein irdisches Paradies,
— Und dieß ist das schöne Land,
Es ist Böhmen, mein Vaterland.

Wo ist mein Haus?
Wo ist meine Heimath?
Kennst du die Gegend, die Gott liebt?
Wo die edle Seele im wohlgestalten Körper lebt?
Wo der helle Blick jede feindliche Kraft vernichtet?
Das ist der Tschechen löblicher Stamm!
Unter den Tschechen ist meine Heimath!

Was mich betrifft, so war ich zweimal auf der Prager Hochburg, einmal in Begleitung eines hochgeachteten Gastfreundes, eines Prager Professors, der mit seiner gelehrten Kunde mir jeden Stein der Ruine deutete, und einmal in Begleitung von ein paar ganz eigenen Leuten aus dem Volke, die mir mit bereitem Munde jeden Busch lebendig machten. Diese Menschen waren

der alte Joseph Tschack, der bereits seit 52 Jahren an der Kirche des Wissehrad angestellt ist, und seine ebenfalls nicht mehr junge Tochter. Ich hatte dieses originelle Paar flüchtig schon bei meinem ersten Besuche kennen gelernt und es dann gebeten, am nächsten Sonntag Nachmittag zu Hause zu bleiben, wo ich noch einmal kommen wollte. Wenn ich gleich gestehen muß, daß ich mir in der Begleitung meines hochgeschätzten gelehrten Freundes ebenso wohlgefiel, so habe ich doch Ursache, zu glauben, daß der Leser mich lieber mit dem Joseph Tschack und seiner Tochter sieht, weil sie die originellsten Führer sind, die ich je irgendwo gehabt zu haben mich entsinne.

Früher war Joseph Tschack blos „Pullesant", d. h. Glockenläuter an der Kirche des Wissehrader Stifts gewesen, später wurde er Kirchendiener und trägt seit Ende des vorigen Jahrhunderts einen rothen Rock, der jetzt fast nicht minder verblichen und ergraut ist als die ehemals braune Farbe seiner Haare. Seine Tochter ist jetzt nach dem Tode der Mutter in deren Amt eingetreten und reinigt die Wäsche für die 8 ehrwürdigen Herren des Stiftes, sowie sie dann auch die Spitzen für die Altäre und Heiligen der Kirche steift und plättet. Sie wohnen zusammen in einem kleinen Häuschen auf der Mitte des Plateaus der Hochburg, auf welcher sie soviel freien Platz haben, daß man sagen kann, sie wohnen hier, wo es 500 Jahre lang von Menschen wimmelte, in einer förmlichen Einöde. Die Tochter ward hier oben unter Trümmern der Vorzeit ge-

boren und erzogen, und der Vater hat seit einem halben Jahrhundert den Thürschließer und Zeichendeuter für alle geringen wie hohen Leute gemacht, die den Wissehrad besuchten, unter denen sich sogar mancher Kaiser und König befindet. Beide aber haben sich mit ihren Ruinen, dem einzigen Gegenstande ihrer Beschäftigung, so vertraut gemacht, so ganz sich in die Vergangenheit hinübergelebt, daß sie nun selbst nicht den uninteressantesten Theil des Wissehrad ausmachen. Die „böhmische Chronik von Hajek“, die „Glorie Prags von Hammerschmidt“ und einige andere alte Historien haben sie auswendig gelernt; dann haben sie aufgehorcht, was die Leute, die Priester und Nachbarn vom Wissehrad erzählen, und Manches hier und da von ihrer eigenen Phantasie beigemischt. Kurz sie haben ganz so wie unsere Professoren verfahren und dann dieses Mixtum-Compositum allen ihren zahlreichen Zuhörern seit einem halben Jahrhundert vorgetragen. Niemand freilich hat es der Mühe werth gefunden, bei ihnen ein Collegienheft zu schreiben. Nichtsdestoweniger aber hat sich ihre Lehre weit verbreitet, und was der alte Stephan Tschack auf dem Wissehrad gesagt hat, darauf schwört noch mancher Bauer, Bürger und Edelmann in nahen und fernen Landen. Ihre Erzählungen sind daher schon als eine Quelle selber der Sage interessant. Ich will es versuchen, sie in der eigenthümlichen Einkleidung, in welcher sie sie vortragen, möglichst treu wiederzugeben.

„Ei mein Gott, mein gnädiger Herr, da sind Sie

ja wirklich!" — so kam mir die Tochter des Joseph Tschack entgegen, als ich in ihre Hütte an dem besprochenen Sonntage eintrat. Es wurde gerade an diesem Tage ein großes Fest der heiligen Anna gefeiert, und die ganze Stadt Prag taumelte in den Wirthshäusern, auf den Moldauinseln und Tanzsälen in Lust und in Freude. Der Wissehrad lag wie gewöhnlich einsam und vergessen daneben. Auf seinem kahlen, öden Scheitel wehte ein feuchter Wind, und viele zerrissene Wolken schifften eben vorüber und unter ihnen die Raben, die in großen Schaaren heimkehrend zur Stadt zogen; denn auch sie haben wie der Mensch ihre Nachtquartiere die Moldau etwas weiter abwärts verlegt.

„Da sind Sie ja wirklich, mein lieber Herr. Soeben sitze ich da mit meinem Herrn Voat'r zusammen, und wir denken, weil heute Annentag ist, an unsere liebe selige Frau Mutter Anna. Wir weinten eine Thräne und sahen zum Fenster hinaus. Da erblickt der Voat'r das St.-Jacobskirchlein da unten und spricht: morgen mußt du zu St. Jacob hinabgehen und der Mutter Anna eine Messe lesen lassen. Ja! sage ich und denke bei mir weiter: Die liebe Frau Mutter ist nun todt. Mein Voat'r hat 45 Jahre mit ihr hier oben gelebt. Der Herr Voat'r selber ist alt. Freundschaft haben wir gar nicht. Wenn er stirbt, bist allein. Da denke ich, will ich dem Voat'r auch ein Gebet lesen lassen und auch selber den lieben Gott bitten, daß es ihm gefallen möge, ihn mir noch lange zu lassen. Ist's nicht wahr, Ew. Gnoad'n,

ist's nicht gut, daß ich das thue? Und schauen Sie, indem ich so denke, da kommen Sie da gerade herauf und spendiren sich den weiten Weg zu uns her. Ach mein Gott, Sie müssen sich ja ganz müde gelaufen haben. Setzen Sie sich doch a weng."

Ich that dieß, denn in der That gefiel mir die häusliche Einrichtung des alten Pullesanten sehr wohl. Sie bestand aus einigen antiken Möbeln, und die Wände waren mit Landkarten und Bildern geschmückt, unter denen auch eins den Wissehrad darstellte, wie er sich früher ausnahm. Er schien mir darnach sehr viel Aehnlichkeit mit dem Kreml von Moskau zu haben. — Auch eine Bibel fand ich bei ihnen, und ich äußerte ihnen darüber meine Freude. „Ja ja," sagte die Tochter, „darauf halten wir große Stücke. Der Jude hat uns schon zwei Gulden Conventionsmünze dafür geboten. Aber der Herr Voat'r spricht: Wir wollen sie nicht weggeben. Der Hinrich, meines Bruders Sohn, hat Kinder, die können sie noch einmal brauchen, wenn wir einmal nicht mehr lesen. Gelten's, Herr Voat'r, so ist es?" — „Ja ja," sagte der Alte, „i geb's holt nit wek, das Buch!" Ich lobte sie dafür nach beßten Kräften und bestärkte sie in ihrem Vorsatze, und dann gingen wir alle drei zur Besichtigung des Wissehrads, den ich nicht bloß sehen wollte, wie er ist, sondern auch, wie er sich in der Phantasie dieser Leute im Spiegelbilde zeigt.

„Es ist hier holt noch wenig von der früheren Zeit übriggeblieben," hob der Alte an, „und selbst von

dem Wenigen weiß man nicht mehr, was es Alles bedeutet. Denn schon der alte Hammerschmidt sagt zu seiner Zeit: Es soll dieß sein, es soll jenes sein. — Man sagt und man vermuthet. Und jetzt mag's nun noch schlimmer damit stehen. Aber wir wollen Ihnen nichts zeigen, als was g'wieß ist. Und zunächst und vor allen Dingen ist das diese Kirche, die sonst dem heiligen St. Veit, später aber dem Petrus gewidmet war. Alle Krieger, die hier das andere Mauerwerk umwarfen, müssen doch noch wohl ein wenig Respect vor dem Gotteshause gehabt haben, und so ist es denn länger stehen geblieben als alles Uebrige."

Die zitternden Hände und die klirrenden Schlüssel des Alten arbeiteten ein wenig an der wackelnden Thüre der Kirche, und wir traten ein. Es ist ein seit uralten Jahren der Gottheit geweihter Platz. In der Heidenzeit stand hier ein Tempel des slavischen Kriegsgottes Swantowid. Ihm wie auch dem Sanct Veit, war ein Hahn heilig, und so machte sich die Uebertragung der Stelle von dem einen auf den andern leicht, und zwar um so leichter, da auch der Name Swantowid mit dem des Sanct Vit so ziemlich stimmte. Die Kirche wurde von dem ersten Könige Böhmens Wratislaw gebaut und 1088 vollendet, später nach einer Zerstörung durch die Hussiten wieder hergestellt. Die Hussiten mochten noch mehr an ihrem geweihten Gemäuer gewüthet haben als selbst der Teufel, der ihr bloß einmal aus Aerger ein Loch in's Dach warf, das nachher nie wieder zugemauert werden konnte. Die

weltbekannte Ursache dieses Zornes erzählte meine Führerin so:

„Es ging einmal ein armer Mann in den Wald. Da begegnete ihm ein lustiger schmucker Jäger. Er meinte nämlich, es wäre ein Jäger, aber es war der Teufel selbst in Jägerkleidung. Der Jäger nun redete den bekümmerten Mann an und fragte ihn: „Bist du arm, Alter?“ — „Ach ja,“ antwortete der, „arm, elend und voll Sorgen!“ — „Wie viel Kinder hast du denn?“ — „Sechs, Herr,“ erwiderte der Andere. — „Willst du mir das von deinen Kindern, welches du selbst nicht kennst, zu ewigen Zeiten zu eigen schenken, so will ich dir Geld die Fülle geben.“ — „Ja gern, Herr“, erwiderte der unkluge Alte. — „So komm und verschreibe mir's.“ Der Alte that's und empfing unsäglich viel Geld. Als er nach Hause kommt, findet er zu seiner Verwunderung sieben Kinder. Seine Frau hatte unterdessen das siebente geboren. Da wurde dem Vater unheimlich, und er merkte, daß der Teufel ihm sein Kind abgeschwatzt hatte. Aus Besorgniß für seinen Sohn nennt er ihn nun Peter, weiht ihn dem heiligen Petrus und bittet ihn, sein Kind gegen den Teufel zu vertheidigen und zu schützen. Petrus verspricht es ihm im Traume, wenn er den Sohn dem Dienste Gottes und der Kirche widmen will. Und der Alte ließ darauf sein Kind zum Priester erziehen und bilden. Peter wurde gut, fromm und gelehrt. Als er mündig, 24 Jahre alt und installirter Priester an der Kirche auf dem Wissehrad geworden war,

da kam der Teufel, ihn für sich abzufordern. Der heilige Apostel Petrus aber behauptete, der Tractat, den er mit dem Vater des Sohnes geschlossen, sei ungerecht, und sie geriethen darüber in Streit. Der arme Priester floh indessen in seiner Seelenangst zum Gebete und las die Messe in der Kirche. Da sie nicht einig werden konnten, so machte Petrus endlich den Vorschlag, sich zu vergleichen und einen neuen Tractat abzuschließen, und er sprach zum Teufel: „Fliege nach Rom und bringe mir von dort eine der 12 Säulen der Peterskirche herüber, und wenn du sie mir noch eher hierher bringst, als mein Priester die Messe beendigt hat, so sei er dein, wo nicht, so sei er mein. — Mit Vergnügen ging der Teufel dieß ein, denn er dachte rasch genug zu sein, und in der That sah ihn Petrus schon nach wenigen Augenblicken wieder mit der bezeichneten Säule aufsteigen. Er wäre ohne Zweifel zur rechten Zeit gekommen, wenn Petrus ihm nicht schnell entgegengegangen wäre und ihn mit seiner Peitsche überfallen hätte. Der Teufel, um sich zu wehren, ließ seine schwere Last los, und die Säule fiel in's mittelländische Meer. Freilich war er, wie ein Blitz dahinter her und holte sie aus dem Grunde der See wieder herauf, aber er kam nun doch zu spät, und der Priester hatte bereits soeben sein „Ita, missa est“ gesprochen und das Meßgebet zu Ende gebracht, als der Teufel mit der Säule auf dem Wissehrad anlangte. Petrus lachte ihn aus, der Teufel warf vor Aerger die Säule durch das Dach der Kirche, so daß sie in

drei Stücke zersplittert auf den Boden herabfiel. Das im Kirchendache entstandene Loch versuchte man zuzumauern, aber vergebens. Die Arbeit der Maurer stürzte immer wieder ein, und man unterließ endlich die Wiederholung des Versuchs, und Jahrhunderte lang stand so dieser eine Theil des Kirchendachs offen für Regen und Wind. Erst der Kaiser Joseph wagte es, den strengen Befehl zu geben zu seiner abermaligen Vermauerung. In der Spitze des Gewölbes legte man zwei Schlüssel des heiligen Petrus vor, und nun hielt es."

Die Schlüssel sieht man noch jetzt im Gewölbe. Sie liegen kreuzweise über der Gewölbspitze. Ich glaube aber, daß nicht sowohl Joseph, als die Priester ihre Vorlegung verordneten, um doch noch den Anstand zu retten. Denn wenn man sie jetzt fragte, wie es komme, daß das Loch nun doch halte, so blieb ihnen die Ausrede, es geschehe durch die Kraft der heiligen Schlüssel. — Auch die drei Stücke der Säule lagen sonst in der Kirche. „Aber der Kaiser Joseph hat g'sogt: „In der Kirche soll man zu Gott beten und nit vom Teufel schwatzen und von seinen verruchten Werken." — „Diese selben Worte, Ew. Gnod'n", sagte mein Alter, „habe ich mit meinen Ohren aus dem Munde von dem hochseligen Kaiser selber vernommen, als ich ihn herumführte, wie er damals hier war und sich Alles genau anschaute. I meine halter auch nit, daß es a große Sund sein wird, wenn man die G'schicht nit glauben kann." — Das große Oelbild, worauf Petrus dargestellt ist, wie

er den säulenschleppenden Teufel peitscht, und das mittelländische Meer darunter ist nach Joseph leider wieder in die Kirche hineingekommen. Die Säule selbst liegt neben der Kirche im Grase in 3 Stücke getheilt. „Der Stein, aus dem sie besteht,“ sagte die Alte, „ist zusammengesetzt aus siebenerlei Steinen. Einer davon ist sehr kostbar, einer sehr hart, und einer stinkt abscheulich. Als die Majestät des hochseligen Kaisers Franz hier war und mein Herr Voat'r und ich ihm dieß auch erzählten, da hat Majestät Franz g'sogt: „Der Stein stinkt? — Na da hat wohl halter der Teufel noch etwas d'ran g'lassen?“ — Unten ist die Säule etwas verwittert, und da pflegt mein Herr Voat'r wohl für die Fremden ein Stückchen zum Andenken herauszuholen. Auch pulversiren sich die Soldaten, die hier oben stehen, diese Stückchen und haben sie gut gegen allerlei Krankheit befunden.“

Außer jenem gemalten und gepeitschten Teufel entdeckte ich noch einen anderen Teufel in der Kirche, einen ganz kleinen und zierlich aus Holz geschnitzten, den der ebenfalls aus Holz geschnitzte Procopius an der Kette führt. Es giebt zwei berühmte Männer dieses Namens in der böhmischen Geschichte, erstlich den Hussitenanführer und dann einen der ersten Verkünder des Christenthums in diesen Gegenden. Wo der letztere jetzt in böhmischen Kirchen dargestellt wird, erscheint er gewöhnlich in der Gesellschaft von kleinen Teufeln, die er an der Kette wie Hunde führt. Er beschwor viele Teufel, und es giebt noch jetzt ein Loch in den Bergen

der Nachbarschaft von Prag, in welches er sie verbannte. „Da fliegen noch jetzt die Teufel zu Tausenden ein und aus", sagte die Alte. Procop war zu seiner Zeit ein großer Gegner des Adalbertus, ebenfalls eines Böhmen, der eigentlich Woidjeg hieß, vom Bischofe von Magdeburg aber unter jenem Namen getauft wurde. Procop war für den slavischen Gottesdienst und neigte sich auch mehr zum Griechenthum hinüber, das die slavische Sprache in der Kirche beibehielt. Adalbertus aber war ein strenger Anhänger des römischen Ritus, und beide führten also unter einander schon am Ende des 10. Jahrhunderts einen Streit, der sich durch die ganze böhmische Geschichte bis auf unsere Tage hinab durchzieht, den Streit zwischen dem alten patriotischen Slaventhum und dem neuen römisch-katholischen Deutschthum. Die Bildsäule des Adalbert steht der seines Widersachers Procopius gegenüber. Adalbert ist auch derselbe, der in Ungarn ein so mächtiger Verkünder des Christenthums war und auch den König dieses Landes taufte. Bei einer Reaction der Heiden gegen die christliche Lehre wurde er aber vertrieben. Da gab er dem Lande seinen Fluch, und 7 Jahre lang wuchs und gedieh nun nichts darin. Man rief ihn zurück, er hob seinen Fluch auf, und nun fiel Regen, und Thäler und Berge ergrünten und erblühten ringsumher.

Ein anderes in der böhmischen Christenheit berühmtes Reliquium dieser Kirche ist der steinerne Sarg des heiligen Longinus. Dieser Mann, so geht die Sage,

war ein römischer Hauptmann, der bei der Kreuzigung Christi zugegen war. Er war blind, als ihn aber das Blut des Heilands bespritzte, wurde er sehend und fing an, den Erlöser zu loben, und sprach: Das ist Christus der Gesalbte. Da steinigten ihn die Soldaten, legten ihn in einen steinernen Sarg und warfen ihn sammt dem Sarge in's Wasser. Der Sarg, obgleich von Stein, schwamm mit seiner heiligen Ladung nach einer christlichen Stadt und kam endlich nach Böhmen. Die Hussiten warfen ihn hier abermals in's Wasser und zwar in die Moldau. Man wußte lange nicht, wo er hier zu suchen sei. Eines Tages aber, nachdem die Hussitenunruhen beseitigt, sahen die Fischer ein Feuer über dem Wasser, das nicht zu löschen war und immer an derselben Stelle blieb. Man vermuthete gleich ein Wunder. Eine Commission von Geistlichen wurde ernannt, und siehe vor ihren Augen hob sich aus den Wellen der steinerne Sarg des heiligen Longinus auf einem Altare stehend empor. Er wurde abgehoben und wieder auf den Wissehrad gebracht.

„Ob's halt so is?“ — setzten meine beiden geschwätzigen Alten hinzu. „Wer weiß? Aber ein Arm vom heiligen Longinus liegt noch jetzt im Sarge. Als Ihro Majestäten der hochselige Kaiser Franz, der russische Kaiser Alexander und der preußische König Friedrich Wilhelm hier oben waren — sie waren alle drei Majestäten ganz allein hier mit meinem Herrn Voat'r und mir, nur noch einen Büchsenspanner oder Jäger hatten sie bei sich, — da mußten wir ihnen auch die-

sen Sarg ganz genau zeigen, und in der Eile mußten wir sogar noch zwei Lichter vom Altare nehmen, um ihnen zu leuchten. Die russische kaiserliche Majestät wollten es am genauesten wissen und krochen soweit, als sie konnten, hinein, um nach dem Arme des Longinus zu fühlen, der noch darinnen steckt. Ganz mit Spinnewebe und Staub bedeckt, kommt er wieder heraus. Sprech ich zu ihm: „O, Herr Majestät! Sie haben sich ja ganz treckig g'mocht", und klopfe ihm den Rücken ab. Spricht er zu mir: „Schon gut, mein Kind, gut! gut!" — und ich wundere mich, daß er so sehr an gutes Deutsch red't." —

Im Jahre 1187 lebte in Böhmen ein Herzog Namens Friedrich, der mit der Geistlichkeit in Zwist gerieth, weil er das irgend einem Kloster oder Domcapitel gehörige Dorf Tschernowitz zum Frommen seines Fiscus in Besitz genommen hatte. Die Priester mochten ihn dafür stark in Buße genommen haben, und einer hatte sich vielleicht sogar erkühnt (Gregor VII., der einen deutschen Kaiser wie einen Bettler im Vorhofe stehen ließ, war noch nicht hundert Jahre todt) — ihm dafür die Buße der Geißelung aufzulegen. Die Priester verewigten dieß in einem Bilde, auf dem sie den Herzog vorstellten, wie er von St. Peter gepeitscht wird. Unter dem Bilde, welches sich noch in der Kirche befindet, steht die lateinische Inschrift: „Flagellatus Fridericus, Dux Bohemiae, a S. Petro ob Pagum nomine Czernowitz abalienatum 1187." (Der vom heiligen Petrus wegen der Entwendung des Dor-

ses Tschernowitz gepeitschte Friedrich, Herzog von Böhmen.) Derselbe Friedrich starb im Jahre 1190 und gab vor seinem Tode, mit der Geistlichkeit versöhnt, dem Convente auf dem Stifte Wissehrad jene Flagellatio zum Wappen, auf dem der heilige Petrus eine tüchtige mehrendige Peitsche führt. Die geistlichen Herren bedienen sich dieses Siegels noch jetzt.

„Als wir Sr. Majestät Joseph II. dieses Bild zeigten,“ hob mein Alter an. „Er war hier oben mit dem Laudon, Lascy und anderen hohen Herren. Ich glaube, es war im Jahre 84. Ich war damals noch ein junger Pullesant und stand von fern, aber ich habe Alles genau mit angesehen und nichts überhört. Die ganze prächtige ungrische Garde war auf dem Wissehrad aufgestellt, und viele schöne Karossen, welche den Kaiser und seine zahlreiche Begleitung herangebracht hatten, hielten dahinter. Se. Majestät fuhr nachher mit seinen 3 Generälen über's Wasser nach der Stadt zurück. — Als wir also dem Joseph das Bild von dem Herzoge zeigten, ward er etwas böse und sagte, indem er den Kopf schüttelte, für sich: „Das war doch grob, daß der Petrus einen Fürsten so geißelte — das war doch grob“, sagte er noch einmal. Dann blickt er einen Augenblick so nieder auf die Erde, als wenn er sich besänne, und dann spricht er: „Aber es ist alt, es mag halt bleiben!“ Der Laudon stand dabei und lächelte ein wenig. —

Merkwürdig war mir noch in der Kirche das Grab eines Utraquisten oder Calixtiners. Dieser Leute

vornehmste Idee war der Becher. Sie führten den Becher auf ihren Fahnen, und wie ich hier sah, schliefen sie auch den Todesschlaf unter dem Becher. Denn es war ein solcher auf dem Grabe ausgemeißelt. Ehe diese wilden Herren den Wissehrad, den Sigismund's Truppen vergebens vertheidigten, eroberten, sollen hier nicht weniger als 13 Kirchen gestanden haben. Sie begruben die meisten in Schutt und Asche. Die oben beschriebene ist allein übrig geblieben und dann ein kleines Mauerstückchen von einer anderen, das sich wie ein Bruchstück von 3 Zeilen aus einem verloren gegangenen Gedichte ausnimmt. „O schrecklich muß es hier hergegangen sein," sagte der Alte, indem wir über die Mauerbruchstücke stolperten, „die Hussiten hatten kein Erbarmen. Sie führten auch Hunde und Adler mit in den Krieg gegen Menschen."

Hinter der Kirche liegen nun ein neugebautes Zeughaus und mehre Casernen für Soldaten. Denn noch jetzt ist der Wissehrad ein Stück von einer Festung. Die Franzosen, die hier 1741 mit Carl VII. waren, führten im Namen dieses Kaisers wieder bedeutende Werke auf, die freilich später nicht ganz vollendet wurden. Auf dem vordersten Felsengipfel, der besonders rauh und schroff gegen die Moldau abfällt, sieht man noch uraltes Gemäuer, das die Sage der Burg der Libussa zuschreibt. Einen Theil der Ruinen nennt man sogar noch das Bad der Libussa. „Es ist aber Alles contrarwärts gesprochen," sagte meine Führerin, „gelten's, Herr Voat'r, mit Gewißheit weiß man nichts

mehr davon? — Daß die Libussa aber hier auf diesen Steinzacken und zwischen den Büschen und dem Gestrüpp einmal in einem schönen Palaste gelebt hat, das ist g'wieß. Sie war freilich nur eine Heidin, aber Königin von Böhmen und sehr eine brafe Frau, gelten's, Herr Voat'r? Sie hatte zwei Schwestern, Kascha und Theka. Die Kascha half ihr regieren, die Theka aber war eine Apothekerin. Sie hatte Kenntniß von allen Pflanzen, und von weit und breit kamen die Edelleute zu ihr, um sich bei ihr kuriren zu lassen. Auch die kranken Bauern heilte sie mit ihrer Medicin. Sie konnte auch wahrsagen und stand den Schwestern mit weisem Rathe bei."

„Dieß wurde anders, als Libussa sich verheirathete an Przemysl, der nun als König mehr zu sagen hatte. Libussa hatte zur Kammerjungfer die Wlasta, sehr ein schönes Fräulein. Sie hatte ein rechtes rundes böhmisches Gesicht, — gelten's, Herr Voat'r, so war es? — und bildete sich ein, nach dem Tode der Libussa müsse der Przemysl sie heirathen und sie zur Königin von Böhmen machen. Dieß geschah aber nicht. Ihr Antrag wurde verworfen. Wlasta gerieth darüber in Zorn, schwor Rache und entschloß sich, auch ohne den Przemysl Königin von Böhmen zu werden. Sie ging auf die andere Seite der Moldau — dazumalen war hier noch eine Brücke über den Fluß — und stiftete dort vis à vis dem Wissehrad ihr Reich, indem sie 400 böhmische Madeln und Weiber, die auch mit ihren Männern oder Geliebten uneins waren, um sich ver-

sammelte und sie bewaffnete. Dort jenseits der Wiese in der Ecke des Bergeinschnitts können Ew. Gnod'n noch die Stelle deutlich sehen, wo der Wlasta ihre Burg Diwin genannt, stand und von wo aus sie und ihre Mädchen einen so schrecklichen Krieg mit allen böhmischen Männern führten. Allen Knaben schnitt sie den Daumen der rechten Hand ab, damit sie den Bogen nicht spannen könnten. Allen Mädchen aber schnitt sie die rechte Brust ab, damit sie sie bei'm Bogenlegen nicht hindere. — Für sich allein hätte sie wohl nicht so viel vermocht. Aber sie hatte eine Zauberin in ihren Diensten. Diese alte Hexe sprach zu ihr: „Mein gnädiges Fräulein, wenn Ihr in den Krieg zieht, so werde ich vor Euch her fliegen. Beachtet dann nur meine Geberden und meinen Flug. Ich werde Euch die Verstecke Eurer Feinde anzeigen und Euch verrathen, was Ihr thun müßt." Wenn sie dann auszogen in den Krieg, so flog die alte Hexe in die Luft, und alle Amazonen griffen zu den Waffen und schrieen: „Jaja! jaja! Baba, Baba!" Gelten's, Herr Voat'r, so haben's g'schrien?" — „Ja, ja, mein Kind, so haben's g'schrien!" — „Und dann haben sie die Ritter herangelockt und ihnen Ohren und Nasen abgeschnitten, oder sie von den Felsen geworfen, oder in einen tiefen Brunnen gestürzt, und alle Ritterburgen rund umher haben sie erobert. Dort oben weit hinauf auf jenem hohen Berge lag die große Burg des Ritters Modol, eines treuen Freundes des Przemysl. Diese haben sie auch erobert. Die Wlasta schnitt dem Modol eigenhändig

den Kopf ab, und dann stellt sie sich, — das tolle Madel! — selber auf die Mauer und trompetet dem Przemysl zum Spott, daß er ihren Sieg auf dem Wissehrad hören sollte. Sie hatte dabei ihren silbernen Harnisch an, den sie immer im Kriege trug, und ihr schönes blankes Haar fiel ihr bis auf die Ellenbogen herunter, und eine Fahne hielt sie in der linken Hand. Als der Przemysl sie so sah und trompeten hörte, mochte er sich doch ärgern, daß er sie nicht von freien Stücken zu seiner Frau genommen hatte. — Aber er machte noch einen Versuch, die Wlasta zu bezwingen, und schickte seinen General Prostirad aus mit einer unzähligen Menge von Rittern, daß er ihm den schönen runden Kopf der Wlasta bringen sollte. Diese gingen nun über die Moldau, eroberten die Burg von Modol zurück und tödteten die Wlasta. Die anderen Mädchen, die noch übrig geblieben waren, zogen sich darauf nach der Burg Diwin zurück, und endlich wurden auch sie hier nach einem langen Kriege besiegt und ihnen allen die Köpfe abg'schnitten. Gelten's, Herr Voat'r, sie haben ihnen die Köpfe abg'schnitten?" „Ja, ja, mein Madel, sie haben ihnen die Köpfe abg'schnitten."

„Auch unter dem Nachfolger von Przemysl, dem Krzesomysl, hat sich eine interessante Geschichte zugetragen. Schauen Ew. Gnoden dort die Moldau aufwärts, wo das Land auf der Ecke ein wenig grün in's Wasser vorragt. Diese Stelle nennt man „Wiskozschilze," d. h. der „Uebersprung," weil hier der Horomir mit seinem Schemich hinübergesprungen ist. Dieser Horomir

nämlich, ein edler schöner Ritter, war eines Tages bei'm König Krzesomysl zu Gaste und wagte es, sich im Gespräch über des Königs Regierung zu beklagen. Der König war hart und ließ viel Gold graben, baute viele Schlösser und stellte alle Menschen dabei an und quälte so seine Unterthanen. Die Witwen und Waisen weinten schon darüber in Prag und in den anderen Städten, und im ganzen Lande ist schier gar kein Brod mehr g'west, weil die Leute alle für den König Gold graben mußten. Horomir hielt dem Krzesomysl dieß Alles freimüthig vor, erzürnte ihn aber damit so, daß dieser seinen Untergang im Stillen beschloß. Horomir kehrte, nichts Uebles ahnend, auf seine Burg zurück. Hier kam eines Tages ein Greis zu ihm und prophezeite ihm, daß der König Böses gegen ihn im Schilde führe und daß Unglück über ihn kommen würde. Er wolle ihm aber Etwas schenken, was gut wäre in der Noth, und damit führte er ihm einen Schimmel zu, „Schemich" genannt. Dieser Schimmel konnte sprechen wie ein Mensch und fliegen wie ein Vogel. Als nun der König seine Burg umzingelte und ihn gefangen nehmen ließ, war Horomir ganz ruhig dabei, ritt mit seinem Schemich unter den Häschern und nahm ihn mit in's Gefängniß. Alle Abende ging er zu ihm in den Stall, besprach sich mit seinem treuen Schemich, der ihm auch nicht vorenthielt, daß der böse König ihn als einen Hochverräther zum Tode führen wolle. Horomir fürchtete sich aber nicht. Und endlich kommt der Tag, wo der König ihn hin=

richten lassen will wegen seiner Reden. Alle Damen und Ritter sind bereits auf hohen Tribunen um den Schloßhof herum versammelt, wo man dem Horomir, dem Freund und Fürsprecher des Volks, den Kopf abschlagen will. Er tritt hervor und bittet den König nur, daß er ihm vor seinem Tode erlaube, noch einmal seinen Schemich zu sehen. Dieß thut der König. Horomir grüßt sein treues Thier, streichelt ihm den Nacken und schwingt sich auf seinen Rücken. Des Königs Knechte wollen ihn greifen. Aber auf einmal hebt sich das Thier wie ein Vogel in die Luft, Horomir schaut den König und die Damen und Ritter mit einem strafenden Blicke an und setzt über die Moldau hinüber, wo er bei den Bergwerken des Königs vorbeireitet. Schemich verscharrte sie alle mit seinen Füßen, und sie blieben seit dieser Zeit beständig verborgen, und der König konnte seine armen Unterthanen nicht mehr mit Goldsuchen plagen. Horomir aber ist entkommen weit von hier nach Deutschland hinein. — Gelten's, Herr Voat'r, nach Deutschland ist der Horomir entkommen?" „Ja, ja, mein Madel," sagte der Alte, „nach Deutschland ist er entkommen."

Es war indeß Abend geworden, und kaum konnte ich noch die Puncte, welche mir meine sagenreiche Führerin bezeichnete, erkennen. — Ihre Beredtsamkeit und ihre Lebendigkeit schienen mir so groß, daß ich in der That irgend eine jener alten runenkundigen Frauen bei mir zu haben glaubte, die man sonst immer nur in dem Dämmerlichte der grauen Vorzeit sucht und im

Sonnenscheine der Gegenwart nicht mehr finden zu können vermeint.

Unermüdlich schwatzend begleiteten mich beide Alte in der Dämmerung bei der Martinscapelle und bei der Schanzen-Muttergottes vorüber zum französischen Thore, wo eben lange Reihen von böhmischen Frauen und von „Dewij Slowanske“ (slavischen Mädchen) mit Gemüsen und anderen Victualien bepackt vorüberzogen, wie sie nun schon seit tausend Jahren hier vorüberziehen, um am anderen Morgen bei Zeiten mit ihren Waaren zu Markte zu sein. Einige schwatzten mit einander, andere sangen alte böhmische Lieder. Die Züge gingen sehr malerisch bei dem französischen Thore des Wissehrad's vorbei über allerlei Stege und Brücken und zwischen allerlei aufgegrabenem Gemäuer und Ruin. Man brach hier damals in der Nähe einen neuen Weg durch, und dieß vermehrte die natürliche pittoreske Unordnung, die hier schon seit langer Zeit existirt, noch mehr. Da der Mond eben aufging, so dachte ich mir, daß unter den gesungenen Liedern auch wohl jenes so beliebte böhmische sein könnte:

„Kdyz mesycek spanile swjtil
„Woywoda Břetislaw wstall.“

(„Da der Mond jungfräulich anfing zu scheinen,
„stand der Woiwode Bretislaw auf.
„Denn er empfand das Feuer der Liebe,
„welches schon lange in ihm gelodert hatte ꝛc.“)

Dieses Lied vom Woiwoden Bretislaw, der seine Geliebte aus dem Kloster entführte, ist uralt in Böhmen und weit und breit beliebt. Und ich sage, ich

würde mich nicht gewundert haben, wenn ich es von einer dieser Bauerdirnen gehört hätte, denn ich muß gestehen, daß Poesie hier in Böhmen weit mehr ein wahres Element des Volkslebens ausmacht als bei uns in Deutschland, wo man sich gewiß mit Recht sehr wundern würde, wenn man eine der citirten ähnliche Romanze, z. B.: „Ritter, treue Schwesterliebe widmet Euch dieß Herz," oder sonst so eine von Bauern singen hörte.

Schon die letzten Herzöge wohnten für gewöhnlich auf dem Hradschin und hatten auf dem Wissehrad nur noch ihre Sommerresidenz und ihre Zuflucht in Kriegeszeiten. Jetzt ist ein Theil des Schloßgebietes Ackerland, und ein anderer Theil wird von Ochsen beweidet. Und unten am Berge wohnen, wie gesagt, die armseligsten Leute von Prag. „Sie sind fast noch ärmer als die hinter dem Hradschin," sagte mir ein Prager. Denn auch hinter diesem Schloßberge hat sich ein anderer Theil der Prager Armen angesetzt, gleichsam als Moder auf den Ruinen des Reichthums. Der Name des Dorfes oder der Vorstadt auf der anderen Seite des Wissehrad „Podol" ist in der ganzen slavischen Welt sehr gewöhnlich für die im Thale am Fuße der Akropolis liegenden Stadttheile. Auch der Stadttheil von Kiew z. B., der am Fuße des Kiew'schen Schloß- und Kirchenberges liegt, heißt „Podol," was man durch „Thalstadt" übersetzen könnte. Es giebt mehre Orte in verschiedenen slavischen Ländern, die Podol heißen, und eben daher auch hat Podolien seinen Namen, der soviel bedeutet als das „Thalland."

Der Wissehrad selbst und seine ganze Umgebung ist der Gegenstand vieler böhmischer Volkslieder, die ihn und das, was auf ihm geschah, besingen. Es giebt eine Menge von Gedichten, die so anfangen:

„An Libussa's güldnem Vatersitze,
„Auf dem Wissehrad, des Vaters Hochburg,"

oder so:

„Ha! unsere Sonne,
„Fester Wissehrad."

Der letzte Liederanfang heißt auf böhmisch so:

„Ha! ty nasche slunce
„Wyssehrad twerdoi!"

und unter anderen fängt das hübsche

„Minnelied am Wissehrad"

mit diesen Worten an. Zum Schlusse unseres Spazierganges auf diesem interessanten Hügel mögen wir es hier dem Leser mittheilen. Es lautet:

„Ha! du uns're Sonne!
„Fester Wissehrad!
„Kühn und stolz dort stehst du,
„Dort auf steiler Höh'!
„Ragest vom Felsen
„Fremdlingen furchtbar.
„Unter dir rollet
„Eilend der Strom hin!
„Rollet der Strom, die
„Mächtige Moldau."

„Und die Nachtigall dort
„Singet vor Freude,
„Singet vor Trauer,
„Wie sie im Herzchen
„Freudig und banges
„Sehnen empfindet.
„Wäre der Vogel in

„Grünender Au ich,
„Flög' ich schnell dahin, wo
„Wandelt am Abend
„Dunkel die Holde."

„Alles weckt Liebe,
„Und was nur lebet,
„Fühlet ihr Sehnen,
„Fühlet ihr Streben,
„Ich auch Armer schmachte
„Holde nach dir, sei
„Milde dem Aermsten."

Die Metropolitankirche auf dem Hradschin.

Der herrliche Dom auf dem Hradschin, die Prager Metropolitankirche, die dem St. Veit gewidmet ist, wurde in den furchtbaren Kriegesstürmen, die zu verschiedenen Zeiten das ganze böhmische Land verwüsteten und durchwühlten, eben so scharf mitgenommen wie fast alle anderen Gotteshäuser in Böhmen, in die bald Hussiten, bald Katholiken, Protestanten, Schweden, Deutsche und Ungarn zerstörend und raubend und die Heiligthümer der Gegenpartei schändend einbrachen. Die Hussiten beraubten diese Kirche einst fast alles ihres Schmuckes. Die Schweden, die noch im letzten Jahre des dreißigjährigen Krieges sich durch List des Hradschins bemächtigt hatten, plünderten sie auch zum Theil aus und sandten ganze Schiffsladungen von Kostbarkeiten auf der Elbe hinunter, die noch in diesem Augenblicke in den Sammlungen zu Stockholm paradiren. Friedrich der Große endlich schien es bei seiner Belagerung von Prag

im Jahre 1757 insbesondere auf Zerstörung dieses herrlichen Bauwerks abgesehen zu haben. Denn er ließ den Dom vorzugsweise von allen Gebäuden Prags am meisten beschießen. Ich möchte wissen, welchen Grund er dazu hatte. Schwerlich konnte er vermuthen, daß die 50,000 Mann Truppen, welche in der Stadt lagen, sich, um diese Kirche zu retten, an ihn ergeben würden. Auch that ihm dieß Gebäude, das nicht von Truppen besetzt war, sondern nur von armen Priestern und Kirchendienern, welche sich beständig bemühten, die kostbaren Gemälde, Statuen und andere Schätze dieser Kirche zu retten und zu schützen, durchaus keinen Schaden. Und der Protestantismus steckte doch auch nicht so tief in ihm, daß er deßwegen einem alten katholischen Gebäude den Untergang hätte schwören sollen, ohne Rücksicht zu nehmen auf das Alter, die Schönheit seines Baues und die Unschätzbarkeit seiner artistischen und historischen Schätze. Ich möchte wissen, ob Friedrich sich irgendwo in seinen Werken über dieses rücksichtslose Bombardement der Hradschiner Metropolitankirche gerechtfertigt oder ob ihn auch überhaupt irgend Jemand darüber angeklagt hat. Bei dem unparteiischen böhmischen Historiker Pelzel findet man ein ziemlich genaues Verzeichniß aller der glühenden Kugeln, Bomben und Carcassen, welche Friedrich so unbarmherzig auf diese bewundernswürdige Antike schleudern ließ. Am 5. Juni des gedachten Jahres warf er ihr 537 Bomben, 989 Kugeln und 17 Carcassen zu, welche freilich größtentheils das Gebäude nicht erreichten. Am 6.,

7., 8. und 9. Juni wurden der Stadt im Ganzen 7144 Bomben, 14,821 Kugeln und 111 Carcassen zugeschleudert, von denen eine große Partie der Kirche zugedacht war. Blos während dieser vier Tage fing sie 30 Mal zu brennen an, und nur durch die Wachsamkeit des damaligen Domherrn Johann Kaiser wurde das Feuer 30 Mal gelöscht, und die Kirche eben so oft vom gänzlichen Untergange gerettet. Das Bleidach der Kirche allein wurde von 215 Kugeln durchlöchert, und als nach beendigtem Bombardement die Kirche wieder aufgeräumt wurde, schleppte man noch nicht weniger als 770 dieser Kugeln aus den Winkeln und Seitengewölben zusammen. — Als Napoleon den ersten Schritt in Moskau that, schickte er sofort den kleinen russischen Kindern im dortigen großen Findelhause eine starke Schutzwache zu, um sie vor Unheil zu bewahren. Ich begreife den großen Friedrich nicht, warum er nicht auch, als er die erste Kanone auf Prag abschoß, sofort der Hradschiner Metropolitankirche eine Sauvegarde dadurch gewährte, daß er seinen Artilleristen anbefahl, das Stück des Gesichtskreises, welches sie einnahm, als geheiligt und unverletzlich zu betrachten. Ja hätte er es nun nur noch bei den in einem Bombardement oft unvermeidlichen Verletzungen bewenden lassen. Aber ich komme nicht darüber hinaus, daß er gerade vorzugsweise auf dieses Gebäude schießen ließ, welches ja nicht den Pragern oder Böhmen, sondern der Kunst und Wissenschaft gehörte und nicht dem Kaiser von Oesterreich, sondern der Gottheit gewidmet war. — Nun!

es ist gut für Friedrich, daß er gar nicht in die Stadt hineinkam. Ich glaube, er, der große Kunstfreund, hätte doch Aergerniß an seinen Kugeln genommen, wenn er die heruntergeworfenen gothischen Ornamente, die zersplitterten zierlichen Säulchen, die zerrissenen, mühsam berechneten Bogen, die verstümmelten schönen Statuen gesehen hätte.

Es ist fast keins der herrlichen Grabmonumente vollkommen unversehrt geblieben. Weder das schöne Denkmal aus Marmor, das Rudolph II. 1589 von Kolin in Nürnberg für Maximilian II., Ferdinand I. und dessen Gemahlin Anne verfertigen ließ, und das gewiß zu den trefflichsten Kunstleistungen der damaligen Zeit gehörte, und unter dem die Gebeine von 7 böhmischen Königen und deutschen Kaisern ruhen, noch die ehrwürdigen auf langen Sarkophagen ausgestreckten Bildsäulen der alten böhmischen Herzöge Spitignew und Brzeteslaw, noch die Capelle mit den Grabmälern der Erzbischöfe, noch auch die andere Capelle mit den Grabmälern von 24 alten böhmischen Familien, noch auch alle die übigen vortrefflichen und interessanten Denkmäler dieser Kirche, — mit einziger und alleiniger Ausnahme des schönen Grabsteins des Wratislaus von Bärenstein, des Kanzlers Maximilian's II.

Es ist indeß bemerkenswerth, daß bei allen Monumenten nur Kleinigkeiten fehlen, Nasen, Finger, Rockzipfel, Fußzehen, selten ein Kopf oder Arm. Friedrich's Bomben und Carcassen, wenn sie immer direct aufgefallen wären, hätten die Steine noch ganz anders

zertrümmern müssen. Es mögen daher die Kugeln denselben weniger als die durch sie in Flug gebrachten Balkensplitter, Dachziegel u. s. w. geschadet haben. Uebrigens ist auch wohl manche der besagten Nasen- und Fingerverstümmelungen den Schweden auf Rechnung zu bringen, die hier 1648 sehr muthwillig hauseten.

Nur durch wenige Kirchen in Deutschland wird dieser Hradschiner Dom an Schönheit, Reichthum und Interesse der historischen Monumente übertroffen. Am meisten fühlt man sich hier erinnert an denjenigen Tempel, welcher den Staub aller polnischen Könige umschließt, an die Metropolitankirche in Krakau. Es ließe sich zwischen beiden Kirchen eine Parallele ziehen, die in der That sowohl in Beziehung auf die Baulichkeiten beider Gotteshäuser, als in Bezug auf ihre historische Bedeutsamkeit, die Zeit ihrer Blüthe und ihres Verfalles ungemein frappante Aehnlichkeiten hervorstellen würde. Zuweilen kommt es Einem vor, als wäre in allen diesen Puncten die eine nur eine Copie von der anderen. Sogar die Nepomuksgeschichte findet sich in Krakau auch, und zwar selbst in kleinen Details so ähnlich, daß man es sehr bewundern muß, wie an zwei so entfernten Orten, die von einander wenig Notiz nahmen, sich alle Ereignisse auf, fast möchte man sagen, so vollkommen gleiche Weise gestalten konnten, blos in Folge des unter beiden Nationen ähnlichen Volksgeistes und des zu allen Zeiten mächtigen Zeitgeistes.

Wenn irgend welche Geschichten dem Reisenden in Böhmen oft erzählt werden, so sind es erstlich die vom

heiligen Nepomuk und dann die von den beiden kaiserlichen Räthen Slawata und Martinitz, die 1618 zum Fenster herausgeworfen wurden. Man kann in der That sagen, daß diese beiden Geschichten Einen in Böhmen buchstäblich verfolgen und auf's Höchste quälen. — Selbst wenn man als wohl vorbereiteter Reisender, der längst die geheimen Triebfedern und den ursprünglichen Anfang des dreißigjährigen Krieges bei den Professoren in Bonn und Göttingen gelernt hat und weiß, daß derselbe auf den Augenblick festzusetzen sei, wo besagte beide kaiserliche Räthe auf den weichen Düngerhaufen unter dem Hradschin hinabfielen, so kann man es doch nicht vermeiden, daß man in der Diligence irgend einen gelehrten Mann findet, der die Geschichte gelegentlich noch einmal erzählt. Und derselbe gelehrte Mann wird dir ohne Zweifel bei der nächsten böhmischen Brücke, auf welcher der heilige Nepomuk steht, dann auch dieselbe Geschichte dieses Heiligen vortragen, die du doch vielleicht schon außerhalb Böhmens einigemal gehört und einigemal wieder vergessen hattest. Kommt dann noch eine Brücke, wie das ohne Zweifel geschieht, so heißt es: „Sehen Sie, das ist wieder der heilige Nepomuk. Es ist ebenderselbe wie jener, welcher vom König Wenzel rc." — Gelangt man in die Gegend von Prag und sieht man den Hradschin auch nur von Weitem, so heißt es: „Sehen Sie, das ist das Schloß, auf welchem die beiden königlichen Räthe Slawata und Martinitz rc." — Geht ihr dann den ersten Morgen nach der Ankunft über die Prager Brücke,

und bleibt zufällig bei den fünf goldenen Sternen stehen, die sich auf dieser Brücke befinden, so habt ihr gewiß bald einen gefälligen Cicerone in der Nähe, der euch Folgendes erzählt: „Hier bei diesen fünf Sternen wurde der heilige Nepomuk in das Wasser geworfen. Er war ein frommer Mann. Der König Wenzel aber ꝛc. — Sprichst du: „Um des Himmels willen, ich kenne diese Geschichte, mein Bester" — und fliehst du vor ihm in ein benachbartes Kaffeehaus, aus dessen Fenstern man zufälliger Weise den Hradschin erblicken kann, so tritt, indem du deine Tasse Bouillon schlürfst, der Wirth freundlich zu dir heran. Du fragst: „was giebt es denn Neues, Herr Wirth?" — „Ew. Gnaden schauen da zum Fenster hinaus. Belieben die Gnade gehabt zu haben, schon oben gewesen zu sein? Sie können hier gerade auf die inwendigen beiden Fenster schauen, bei welchen vor langer Zeit sich einmal etwas sehr Merkwürdiges ereignete." Du hast noch den Schrecken, den dir der unsterbliche Nepomuk einjagte, in den Gliedern und fragst neugierig: „Vielleicht eine romantische Liebesgeschichte?" — „Nein, mein Herr! Hier wurden einst die beiden königlichen Räthe des Kaisers Matthias, Namens Slawata und Martinitz" — „O, Himmel", — Slawata und Martinitz —" fährt dir es wie Gicht durch die Seele. Deine Bouillon scheint sich dir in Gift zu verwandeln, und du greifst zu Stock und Hut und begiebst dich in die St.-Veitskirche, in der Hoffnung, man werde dir hier zu deiner Zerstreuung etwas von St. Veit erzählen. Mit nichten.

Ueber diesen Heiligen schweigt man völlig. Der Kirchendiener begrüßt dich freundlich, und in der schmeichlerischen Hoffnung eines guten Trinkgeldes fängt er an: „Das Merkwürdigste, was wir in unserer Kirche haben, ist dieses reiche Silbermonument, zu dem nicht weniger als 27 Centner feinen Silbers verwendet wurden. Es wurde dem heiligen Nepomuk gesetzt, der bei'm Kaiser Wenzel ꝛc." — O weh, armer Leser! Du entkommst dieser Zwickmühle nicht. Der heilige Ort erlaubt dir keine Verwünschung. Den würdigen Domherrn, der des Kirchendieners Erzählung noch ergänzt und vervollständigt, darfst du aus Höflichkeit nicht unterbrechen. Du siehst nun ein, daß du irrtest, wenn du meintest, die Scylla und Charybdis lägen bei Sicilien. Ach nein, sie befinden sich in Böhmen, diese beiden schrecklichen und unvermeidlichen Strudel, und die eine heißt „Nepomuk", die andere „Slawata und Martinitz." Ertrage geduldig dein Leiden und höre die Geschichten immer muthig an. Es kommt einst die Stunde, wo du gerettet wieder Land rufst.

„Also Nepomuk oder eigentlich Johanko von Nepomuk wurde gegen Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in dem böhmischen Städtchen Nepomuk geboren, und man sagt, daß, als er auf die Welt gekommen, hell leuchtende Strahlen um seiner Mutter Haus gesehen worden seien. Anfangs war er Prediger in der Altstadt Prag, kam aber bald in ein solches Ansehen, daß man ihm das Amt eines königlichen Almoseniers und Beichtvaters bei der Königin übertrug. Als hier-

auf der König (es war Wenzel IV., der berühmte deutsche Kaiser, Sohn des deutschen Kaisers und böhmischen Königs Karl IV.) gern wissen wollte, was seine Gemahlin, an welcher er öfters einige Betrübniß und Tiefsinnigkeit wahrgenommen, ihm in der Beichte anvertraut, ob sie nämlich etwa mit seinem unartigen Wesen nicht zufrieden sei, oder mit einem Anderen in geheimen Liebesverständniß stände, so war Johanko keineswegs dahin zu bringen, daß er dem Wenzel das Geringste entdeckt hätte. Kurz darauf begab es sich, daß ein kaum halbgebratener Kapaun auf die königliche Tafel kam, was den König dergestalt verdroß, daß er den Koch lebendig an einen Spieß stecken und braten ließ. Diese Grausamkeit vermochte Nepomucenum, daß er dem Könige dasselbe auf's Glimpflichste verwies; er bekam aber nichts Anderes dafür zum Lohne als ein hartes Gefängniß. Nun wurde er zwar nach einigen Tagen wiederum losgelassen und zur königlichen Tafel berufen, weil Wenzeslaus noch immer hoffte, etwas von der von seiner Gemahlin abgelegten Beichte herauszubringen. Allein es schlug ihm dieß gänzlich fehl. Nepomucenus hielt bei seiner Pflicht; doch prophezeite er sich dennoch einen baldigen gewaltsamen Tod und nahm in der nächsten Predigt von seinen Zuhörern den beweglichsten Abschied. Als er am folgenden Tage bei dem Schlosse vorbeiging, ließ ihn der König zu sich rufen und wiederholte nochmals sein voriges Begehren. Als sich Johanko dazu aber nicht verstehen wollte, ließ er ihn an Händen und Füßen bin-

den und bei Nacht von der Brücke in die Moldau werfen. Der König meinte zwar, es würde von dieser unverantwortlichen That Niemand etwas erfahren, allein sie wurde bald offenbar, weil man an dem Orte, wo der Körper lag, nicht allein helle Lichter erblickte, sondern auch das Wasser drei ganze Tage ausgetrocknet war. Bei seinem Grabe sind viele Wunder geschehen. Ja man will auch bemerkt haben, daß, so Jemand dessen Heiligkeit angefochten oder aus Spott und Unglauben auf dessen Leichenstein getreten, derselbe den Tag über einer sicheren Schande, Schmach oder einem Unglück nicht entgehen können. Später wurde er vom Papste Clemens XI. beatificirt und von Benedict XIII. canonisirt. Die wirkliche Vergötterung erfolgte erst im Jahre 1729." Seitdem aber hat sich der Name und die Verehrung dieses Heiligen mit einer wunderbaren und fast beispiellosen Rapidität in Böhmen, Mähren und einem Theil von Polen und Oesterreich ausgebreitet, wo er überall als Schutzgeist der Brücken und Flüsse verehrt wird, obgleich doch wirklich auf dieses Amt der Baumeister, welcher die berühmte Moldaubrücke glücklich zu Stande brachte, weit eher Anspruch gehabt hätte als Nepomuk, der von eben dieser Brücke verunglückte. Kann dann das Gebet der Böhmen zu diesem anders lauten als so: „O heiliger Nepomuk, gieb, daß es uns auf dieser Brücke nicht so unglücklich gehe wie dir!" — Vielleicht ist die Ideenverbindung diese, daß Nepomuk gewissermaßen für alle Anderen in's Wasser gefallen sei und dadurch

diese Art von Unglück für Alle abgebüßt und die bösen Wassergewalten gesühnt habe.

Neben dem silbernen, von ebenfalls silbernen Engeln umschwebten Monumente Nepomuk's hängt eine kostbare goldene Lampe. Diese wurde schon dreimal heimlich entwendet. Jetzt nun, um sie und die übrigen Kostbarkeiten zu schützen, läßt man jeden Abend einen großen, starken Hund in die St.-Veitskirche ein, der die schönen Monumente und Heiligthümer durchwandelt und bewacht. Wie gut, daß die Mohamedaner selten den Hradschin besuchen; denn der die Heiligthümer bewachende Hund würde dann bei ihnen ebenfalls zu den berühmten Gräueln, die sie sich von den Christen erzählen, gehören. Ihnen ist das Thier so unrein, daß sie lieber noch, glaube ich, irgend einen bösen Dämon selber in die Kirche eingesperrt wüßten.

Daß die Geschichte von Nepomuk auch noch vielfach anders erzählt wird, ist natürlich. Doch wollen wir uns mit Varianten nicht aufhalten, um den Leser um so schneller durch das Fegefeuer oder vielmehr Fegewasser der besagten Scylla und Charybdis zu führen. Also nun muthig zur Charybdis (d. h. zu Slawata und Martinitz), in welche man in dieser Kirche dadurch geräth, daß sich hier das Grabmal jenes Martinitz befindet, der zum Hradschinfenster hinausflog, wobei noch das merkwürdig ist, daß sich diesem Grabmale wieder gerade derjenige Name gegenüber befindet, der dem Namen Martinitz bei jenem Salto mortale so behülflich war. Die Sache ist nämlich diese:

Aus Furcht vor dem wachsenden und täglich zunehmenden Protestantismus in Böhmen hatten ein katholischer Grundherr und ein katholischer Abt im Jahre 1618 zwei neugebaute protestantische Kirchen schließen und zerstören lassen, indem sie dabei vorgaben, es geschähe dieß auf des Kaisers Matthias Befehl. Sämmtliche Protestanten und Utraquisten in Böhmen, zu denen sehr viele der Vornehmsten gehörten, waren darüber aufgebracht und hielten Versammlungen, in welchen sie bewiesen, daß ein solches Verfahren dem ihnen ertheilten Majestätsbriefe zuwiderlaufe. Sie schickten eine Vorstellung über das Geschehene nach Wien. Der Kaiser nahm die stürmischen Versammlungen der protestantischen und utraquistischen Stände sehr übel auf und sandte ein drohendes Schreiben an sie ab, zu dessen Anhörung nun die Stände auf dem Hradschin zu erscheinen von den vom Kaiser eingesetzten Statthaltern und Räthen eingeladen wurden. Sie erschienen, vernahmen die ernsthaften Drohungen des Kaisers und versprachen, den folgenden Tag Antwort zu bringen. Sie kamen mit einer großen Menge bewaffneten Volks herbei und fanden die königlichen Statthalter Slawata, Martinitz, Adam von Sternberg und Diepold von Lobkowitz versammelt. Von diesen vier Männern waren die beiden letzten als wohlwollende Menschen beliebt und angesehen, die beiden ersten aber als Erzkatholiken und tyrannische Beamte verhaßt, und unter den Ständen waren viele, die da meinten, daß die Religionsfreiheit in Böhmen nie auf festem Fuße stehen würde, so lange

jene Männer noch vorhanden wären, und daß es daher am beßten wäre, man räume sie ohne Weiteres aus dem Wege. Einige widersetzten sich diesem Vorhaben, aber die Mehrzahl rief dem Vorschlage Beifall zu und drang aus dem „grünen Zimmer" des Schlosses, worin sie sich berathschlagt hatten, mit tumultuarischem Ungestüm in den Statthalterschaftssaal, wo sie den Statthaltern bittere Vorwürfe darüber zu machen anfingen, daß sie die Utraquisten um ihren Majestätsbrief bringen wollten. — Der Oberstburggraf Adam von Sternberg hielt eine besänftigende und gelinde Anrede an die immer zahlreicher werdende Versammlung und forderte sie auf, keine Gewaltthätigkeit auszuüben. Hierauf trat Kolon von Fels hervor und erklärte: „man habe nichts wider den Herrn Oberstburggrafen, noch wider den Herrn von Lobkowitz, mit welchen beiden man zufrieden wäre; im Geringsten aber nicht mit den Herren Slawata und Martinitz, als welche in allen Gelegenheiten die Utraquisten zu unterdrücken suchten." Wenzel von Raupowa rief darauf: „es sei am beßten, man werfe sie über die Fenster, nach altem böhmischen Gebrauche!" („po starotschesku", d. h. „auf alttschechisch"). Hierauf traten nun einige zum Oberstburggrafen Sternberg und zum Grandprior Lobkowitz hinan, nahmen sie bei'm Arme und führten beide höflich zum Zimmer hinaus. Den beiden Anderen, Slawata und Martinitz, trat nun der Schrecken in's Herz. Sie machten Vorstellungen, sie sagten, wenn sie etwas verschuldet hätten, so möge man sie nach den Gesetzen richten. Sie schützten ihre

Unschuld vor. Allein nichts konnte die erbitterten Gemüther wieder besänftigen. Wilhelm von Lobkowitz trat zuerst an Martinitz hinan und ergriff ihn bei beiden Händen. — Dieß war eigentlich der erste revolutionäre Act des böhmischen Aufstandes und des ihm folgenden dreißigjährigen Krieges. O hätte Wilhelm von Lobkowitz nur einen Blick auf all' das unsägliche Elend, das darnach über sein Vaterland kommen sollte, thun können, gewiß er wäre zurückgebebt und hätte gesagt: „Ich will nicht der sein, der den ersten Stein aufhebt zu der furchtbaren Lawine." Zwar kann man schwerlich nachweisen, daß das Ungethüm des dreißigjährigen Krieges nicht geboren worden wäre, wenn Wilhelm von Lobkowitz nicht Hand an den Martinitz gelegt hätte, und wenn die utraquistischen Stände sich noch einmal besonnen und den Weg der Güte eingeschlagen hätten, denn die Ereignisse gestalten sich wie die Flüsse und wachsen an wie Ströme, aus hundert Quellen Nahrung erhaltend *).

Indeß, wie dem auch sei, Wilhelm von Lobkowitz philosophirte nicht lange, er ergriff den Martinitz bei beiden Händen. Vier andere Herren, unter denen auch ein Kinsky war, also wahrlich kein Pöbel! (in Böhmen und Polen führten die Herren vom Adel die-

*) Viele Geschichtsfreunde, die da meinen, wenn diese oder jene kleine Begebenheit sich anders gestaltet hätte, so wäre diese oder jene große Entwickelung gar nicht erfolgt, gleichen jenem Oesterreicher, der da meinte, wenn er den Fuß vor die Donauquelle setze, so würde der ganze Strom nicht nach Wien kommen.

selben Dinge aus, die in anderen Ländern vom Pöbel geschehen, sowie in Rußland aus dem Schooße der höchsten Stände die Verschwörungen gegen des Kaisers Leben hervorgehen) — schoben sich unter des Martinitz Rücken, trugen ihn an das nächste Fenster und stürzten ihn hinaus. Wie sehr, wie innig mochte der geängstigte Mann in diesem Augenblicke wünschen, es möchte irgend eine Ovidische Verwandlung mit ihm vorgehen. Gewiß wäre er mit dem bescheidensten Theile zufrieden und glücklich gewesen, wenn er nur etwa als Sperling oder Kanarienvogel hätte weiter fliegen können. Aber im Gegentheile, es ging ihm „halt conträrwärts“, wie die Oesterreicher sagen. Er fiel richtig die 28 Ellen vom Hradschin auf die Oberfläche der Erde hinab. — Man sagt, daß nach verübter That die Herren einen Augenblick erschrocken und sprachlos im Saale dagestanden und es nicht gewagt hätten, zum Fenster hinauszuschauen. Dieses Stillschweigen trat auch nach Cäsar's Ermordung ein, und es tritt überhaupt wohl nach jeder Begehung einer Uebelthat ein, die vorher so ganz anders aussieht als nachher. Doch ist dieser Augenblick leicht überwunden, und man stürzt dann von Neuem und rascher weiter auf der betretenen Bahn.

„Edle Herren, hier habt Ihr den Anderen!“ — so unterbrach der Graf von Thurn das Stillschweigen, indem er auf den obersten Landhofrichter Slawata deutete. Rasch ergriff man ihn und stürzte ihn ebenfalls

hinaus, und noch rascher wurde ihm der Geheimschreiber Magister Philippus Platter nachgeworfen.

Ich möchte wünschen, daß uns ein Geschichtsschreiber genau berichtet hätte, welche Stimmung nun, nachdem man reine Bahn gemacht, im Saale geherrscht hätte, welche Mienen man erblickt, welche Reden man vernommen. Ich glaube, die Luft wird hier den Herren bald zu heiß geworden sein, ebenso wie den Mördern Cäsar's im Senatssaale zu Rom. Wie diese den Leichnam Cäsar's im Stiche ließen, werden auch jene sich gleich anfangs nicht um das Schicksal der zum Fenster Hinausgeflogenen bekümmert haben. Auch sieht man bald nachher die Stände und sonderlich den Grafen Thurn in die Stadt hinabreiten und das Volk beschwichtigen, das in Furcht und Schrecken gerathen war. Sie möchten sich beruhigen, es solle Niemandem Etwas geschehen, und was sie selbst gethan, würden sie auch selbst zu verantworten wissen. — Erst am dritten Tage nach diesem Auftriite versammelten sie sich wieder, errichteten ein Bündniß und Einigkeit untereinander und wählten 30 Männer, welche nach Abdankung der königlichen Statthalter die Staatsangelegenheiten verwalten sollten. Die böhmische Revolution war erklärt, die dann nach zwei Jahren mit einer so schrecklichen und so consequent durchgeführten Contrarevolution endigte. Denn es war das letzte Mal, daß die Böhmen sich ihrer alten tschechischen politischen Sitten bewußt wurden, und nie hatten sie später noch einmal Gelegenheit, das „po starotschesku“ zu üben.

Sehr merkwürdig ist, daß alle jene drei Herren ihren Satz aus dem Fenster so äußerst geschickt ausführten, daß auch nicht einer von ihnen dabei einen Finger sich verstauchte. Uebrigens war der Magister Philippus der Erste, welcher wieder auf die Beine kam. Es scheint daraus hervorzugehen, daß die Magister- und Secretairgeschäfte keine so große Neigung zur Fettsucht wie die eines Oberhoflandrichters erwecken. Und könnte man alle Secretaire, Protocollisten, Magister, Richter und Oberhoflandrichter einmal zusammenbringen wie Korn und Spreu in eine Schaufel und sie auf der Tenne „worfeln", wie der Ausdruck in Niederdeutschland lautet, so würde sich immer dasselbe Resultat des von den Böhmen auf dem Hradschin versuchten Experiments herausstellen. Die leichte Spreu der Secretaire fliegt leicht und flatternd davon. Platter lief schnurstracks aus dem Hradschiner Schloßgraben, in den er gefallen war, nach Wien, wo er dem Kaiser diesen seltsamen Casus erzählte und Nachricht von dem Aufruhre brachte. Platter muß sich wirklich glücklich gefühlt haben, daß er gerade der Erste in der ganzen Welt war, der außerhalb Böhmen jene Geschichte erzählen konnte, wenn man bedenkt, wie viele Tausende nach ihm sich noch jetzt immer ein Verdienst damit zu erwerben glauben, daß sie diesen Brei noch einmal aufwärmen, obgleich sie ihn dem Reisenden gewöhnlich ungepfeffert und ungesalzen zu verschlucken geben. Der Geheimrath Martinitz und der oberste Richter Slawata fanden hülfreiche Menschen auf der Straße,

welche sie in das Haus des Oberstkanzlers Zdenick von Lobkowitz brachten, wo sie Pflege und Schutz fanden. Graf Thurn kam freilich mit einem Schwarme Aufrührer vor den Palast und verlangte die Auslieferung beider Herren. Aber die Dame des Hauses, Polyxena von Lobkowitz, besänftigte ihn mit süßen Worten und versicherte ihm, daß beide in einem bedauernswürdigen Zustande im Bette lägen. Slawata hatte eine starke Wunde am Kopfe erhalten und mußte bleiben. Martinitz aber entkam verkleidet nach München und starb erst 6 Jahre nach diesem mißlichen Vorfalle, der fast noch berühmter geworden ist als der dreißigjährige Krieg selbst.

Ein Lobkowitz saß mit dem Martinitz im Statthalterrathe, ein Lobkowitz war es, der ihn oben zum Fenster hinauswarf, und ein Lobkowitz wiederum, der ihn unten freundlich empfing. Auch ist es nun endlich, wie gesagt, ein Lobkowitz, der mit ihm und neben ihm in der Nähe der Wenzelscapelle in der St.-Veitskirche ruht.

Eigentlich ist der Familienname dieser Lobkowitze vom Hause aus „Popel,“ und in allen alten Büchern und Chroniken werden sie nur Popel genannt. Daher kommt auch der Wahlspruch, den noch jetzt die Lobkowitze im Wappen führen: „Popel sem, Popel budu,“ was zweierlei Bedeutung haben könnte; denn erstlich heißt es: „Ein Popel bin ich, ein Popel werde ich,“ und man könnte dieß auf den großen Familienstamm der Lobkowitze beziehen, wo sich immer von unvordenklichen Zeiten her bis in alle Ewigkeit ein Lobkowitz aus dem andern entwickelt. Zweitens bedeutet Popel

aber auch soviel als Asche, und jener Spruch heißt daher auch: „Asche bin ich, Asche werde ich.“ — Beide Deutungen enthalten eine gleich unbestreitbare Wahrheit.

In der Wenzelcapelle war ich besonders neugierig, zu erfahren, an welcher Stelle hier die böhmischen Krönungsinsignien aufbewahrt werden möchten. Der Führer, den ich hatte, sagte mir, er dürfe mir das nicht sagen. Denn der Ort, wo diese Sachen, d. h. übrigens blos die Krone und der Scepter, in der Mauer versteckt bewahrt würden, wäre ein geheimer und würde jedem Fremden verborgen gehalten. Es sei eine eiserne Thür vor der Maueröffnung, in der sie liegen, und diese eiserne Thür sei mit drei Schlössern verschlossen, zu denen drei verschiedene Schlüssel wären. Und jeder dieser drei Schlüssel habe einen anderen Bewahrer; den einen habe der Oberstburggraf, den anderen der Erzbischof und den dritten, glaube ich, der Oberstkanzler. Ich bat ihn dennoch dringend, er möchte mir den Ort anzeigen, wo sie wären, weil ich ihm gestehen müßte, daß ich in der Nähe jedes historisch interessanten Gegenstandes gern weilte, da ich eine besondere Empfänglichkeit in mir spürte für die Wahrnehmung der von ihm ausströmenden elektrisirenden Eindrücke. Ich sagte ihm, daß ich in Bezug auf Antiquitäten eine Art von Caspar Hauser wäre, und daß ich, wie dieser die Einwirkungen des Silbers von denen des Goldes unterscheiden gekonnt hätte, auch wenn sie durch Papier verdeckt gewesen wären, eben so die Eindrücke von Königskronen und solchen Dingen spüren könnte, auch wenn sie in einer Mauer

stäken, und daß ich mich gern in ihrer poetischen Atmosphäre badete. Insbesondere aber würde ich dieß äußerst gern thun bei einer so ungemein interessanten Krone, die von so vielen böhmischen Königen und deutschen Kaisern getragen, um die so mancher blutige Strauß gekämpft worden wäre, und die selber auch so vielerlei Schicksale erlebt hätte, die Joseph II. nach Wien hätte führen lassen, die schon der Winterkönig (so heißt Friedrich von der Pfalz) eingepackt gehabt, aber in Angst und Eile der Flucht mit sammt den noch mit anderen Kostbarkeiten gefüllten Koffern und Kisten mitten auf dem Prager Markte hätte stehen lassen, — dieselbe alte Krone und derselbe Scepter, die schon Kaiser Sigismund früher einmal entführt hatte, derentwegen die hussitischen Stände unter den 14 Beschwerdeartikeln, die sie Anno 1421 an diesen Kaiser schickten, und die so anfingen: erstlich, haben Ew. Majestät zugelassen, daß der Magister Johann Huß, ungeachtet des gegebenen Geleits, zur Schande und zum Spotte der ganzen böhmischen Nation, ist verbrannt worden, auch folgende aufnahmen:

Elftens. Haben Ew. Majestät die Reichsheiligthümer, welche der Kaiser Carl mit vieler Mühe und Unkosten nach Böhmen, zur Ehre der Nation, gebracht hat, ohne Wissen der Stände aus dem Lande geführt.

Zwölftens. Haben Ew. Majestät verschiedene Kleinodien, welche unsere Vorväter mühsam erworben und zur Ehre Gottes und unserer heiligen Patrone, als einen Schatz des Königreichs aufbewahrt, wegge-

nommen und verschwendet, zum großen Schaden des Landes.

Dieselbe Krone und derselbe Scepter, die doch immer zurückgekehrt wären und nun wieder in den heiligen Mauern der Metropolitankirche steckten.

Es war Mittags 1 Uhr, draußen regnete es unbarmherzig, und ich war ganz allein mit meinem Caplan in der Kirche. Hierdurch ermuthigt und durch meine Reden bewegt, sagte er endlich, indem er die Wenzelscapelle öffnete, zeigen dürfe er mir den Ort nun einmal nicht, weil dieß auf alle Kriegs- und Friedensereignisse, die vorkommen könnten, Freunden und Feinden verborgen bleiben müsse, aber ich sollte auf ihn aufpassen; wenn wir an das Bild kämen, wohinter die eiserne Thür des Kronen- und Scepterschreines stecke, so wolle er etwas mit dem Kopfe nicken und mit den Augen zwinkern, und ich könnte dann daraus schließen, daß ich mich im Bereiche der im Dunklen verborgenen Krondiamanten befinde.

Wir fingen nun an, alle die interessanten Dinge, welche sich in der Capelle des heiligen Wenzels befinden, zu besichtigen, erstlich die schönen Achate und Jaspisarten, mit welchen die Wände dieser Capelle ausgelegt sind, — dann die Grabmäler der ältesten böhmischen Herzöge, die man hier errichtet hat, — und endlich den Ring, an welchem sich der Herzog Wenzel festhielt, als er, von seinem Bruder verwundet, niederstürzte. Dieser sein Bruder, Namens Boleslaw, war nämlich nach der Krone begierig und stellte sich an die Spitze einer Ver-

schwörung der mit der Regierungsweise Wenzel's Unzufriedenen, denen Wenzel zu fromm, zu gläubig und zu priesterliebend war. Wenzel, der in seiner Frömmigkeit so weit ging, daß er sogar eigenhändig den Weizen und die Trauben, die zur Bereitung des bei'm Abendmahle nöthigen Weines und Brotes nöthig waren, schnitt, mähte, drosch, kelterte, buk und gähren ließ, und der über alle diese frommen Arbeiten und über das Kirchenbauen und Kirchenbaubesichtigen die Staatsgeschäfte vernachlässigte, kam eines Tages zu einem Kirchweihfeste nach Bunzlau und war hier zu Gaste bei seinem Bruder Boleslaw, der daselbst residirte und bei dieser Gelegenheit seinen und der Verschworenen Plan zur Ausführung brachte. Nach Palazky ging es dabei so zu: Am Morgen des Tages nach der Ankunft am 28. September 936 eilte Wenzel wie gewöhnlich auf das Morgengeläute in die Kirche. Vor der Thüre derselben begegnete er seinem Wirthe und Bruder Boleslaw und lobte freundlich seine gute Bewirthung von gestern. Da sah ihn Boleslaw spöttisch an und sagte, indem er sein Schwert zog und ihm einen Schlag über den Kopf gab: „so will ich Dich heute noch besser bewirthen." Er traf ihn aber nicht tödtlich, und der sich vertheidigende Wenzel ergriff den Mörder, entwand ihm das Schwert und warf ihn selbst zu Boden. „Das verzeih' Dir Gott, Bruder!" rief er ihm zu. Boleslaw schrie um Hülfe, als wäre er der Angegriffene, und seine Diener und Mitverschworenen liefen herbei und fielen über den Herzog her. Dieser schlug sich, obwohl schwer verwundet,

bis zur Thüre der Kirche, in der er Rettung suchen wollte, durch, sank hier aber nieder, von den Streichen der Verschworenen durchbohrt, und erfaßte, noch immer kämpfend und sterbend, den metallenen Ring der Kirchenthür, den er noch krampfhaft in Händen hielt, als er schon todt war. Als man später seinen Leichnam hierher auf den Hradschin in die von ihm gegründete St.-Veitskirche schaffte, wo man ihn dann auch seines frommen Lebens und unglücklichen Endes wegen als einen Heiligen verehrte, brachte man auch jenen Thürring mit, den hier nun jeder Reisende betasten kann, auch wenn er nicht Lust hätte, auf die Weise des Herzogs Wenzel die Canonisirung sich zu erwerben. Darnach kamen wir zu dem Grabmale des Herzogs Brzetislaw II., besahen dann einige Bilder heiliger Personen, der heiligen Ludmilla, des heiligen Christophorus u. s. w. Ich behielt meinen Kirchendiener immer scharf im Auge, und es entging mir nicht, bei welchem Gemälde er mit dem Kopfe nickte und mit den Augen zwinkerte, so leicht und vorübergehend er es auch machte, aus Furcht, daß sein Mienenspiel einer offenbaren Verrätherei zu ähnlich werde. Der Leser und ich wissen nun schon, was es damit auf sich hatte. Aber nur ich weiß, welches von jenen genannten das rechte Bild war, und darf es auch dem Leser nicht verrathen, um die Krone Böhmens nicht einer schrecklichen Gefahr blos zu stellen.

Gern wandelt jeder Böhme zum Monumente des heiligen Nepomuk in die Wenzelscapelle und in die Grabcapellen der übrigen Herzöge und Könige, denn sie

umschließen und zeigen Namen und Dinge, welche die Geschichtschreiber seines Volks mit Vorliebe schmücken und die er selber ehemals in der Schule und im väterlichen Hause in dem goldenen Lichte seiner jugendlichen Phantasie verherrlicht erblickte. Aber auch die interessante Hradschiner Metropolitankirche hat ihre Kehrseite. Den Heiligen Nepomuk und Wenzel gegenüber auf der anderen Seite der Kirche sieht man in einer Reihe von Votivtafeln oder Monumenten, in Holzschnitten und Oelgemälden den Sieg am weißen Berge verherrlicht, den die Böhmen beweinen, und der folgenreicher war als alle anderen je in Böhmen erfochtenen Siege; denn er stellte den Zustand des Landes seit mehr als 220 Jahren bis auf unsere Zeit hinab fest. Da sieht man in rohen Holzschnitten die Schlacht am weißen Berge dargestellt, den Einzug des Herzogs von Baiern, des Feldherrn des Kaisers Ferdinand, in Prag und die Flucht des unglücklichen Winterkönigs, das Gericht, das Ferdinand anordnete, bis endlich zu dem frommen Gebete, das er nach der Pacificirung Böhmens mit seiner Gemahlin Eleonore, seinem Sohne Ferdinand III. und dessen Frau in frommer Andacht knieend verrichtete. Kein Deutscher, kein Oesterreicher, kein Menschenfreund kann dem Böhmen sein Mitleid versagen, wenn er ihn trauernd durch diese Bildergalerie schreiten sieht. Denn in der That, wer kann sich der Thränen über das Schicksal, das sich die Menschen bereiten, erwehren, wenn er bedenkt, mit welchen furchtbaren Wehen der Utraquismus und Protestantismus zum Lichte emporrang, und wie-

derum mit welchen schrecklichen Reactionen in Böhmen diese Geburt in's Nichts zurückgeworfen wurde.

Die Schilderungen, welche uns die böhmischen Geschichtschreiber vom Zustande des Landes unter den letzten milden Kaisern und Königen des sechszehnten Jahrhunderts entwerfen, unter Maximilian II. und Rudolph II., sind wirklich reizend. Wissenschaften und Künste blühten im Lande. Maler kamen und schmückten die Kirchen der Städte. Gemäldegalerieen wurden angelegt. Tycho Brahe und Kepler und andere eminente Geister des Jahrhunderts arbeiteten, schrieben und lehrten in der böhmischen Hauptstadt. Die Schulen waren vortrefflich in Stadt und Land, und es gab selbst Frauen, die sich in Gelehrsamkeit und Kenntnissen auszeichneten. Dichter und Redner erhoben sich, und die Sprache, in der sie redeten, ist noch jetzt den Böhmen classisches Muster und Vorbild. Die verschiedenen Religionsparteien, die „Herren sub una und sub utraque," die Hussiten, böhmischen Brüder, Katholiken und Protestanten hatten sich mit ihren Meinungen und gegenseitigen Abneigungen einigermaßen in's Gleichgewicht gesetzt, und die religiöse Duldsamkeit war im Allgemeinen groß, selbst so groß, daß man sogar in einem Dorfe oft dreierlei verschiedene Parteien mit drei Predigern an der Spitze in Frieden bei einander fand. Und wo etwa eine Streitfrage entstehen konnte, da waren durch ausgleichende Gesetze, durch kaiserliche Majestätsbriefe die Rechte der Parteien bestimmt.

Die Engel im Himmel mußten sich über diesen Zu-

stand freuen. Aber die Jesuiten hatten ihr Aergerniß daran. Sie machten das Wasser trübe, sie warfen den ersten Feuerbrand in das Gebäude. Sie hatten die Herzen der Fürsten in ihren Händen, und als nun auf ihr Anstiften das Gebäude in Flammen gerieth, da schickten sie von allen Seiten Fürsten und Heere in's Land, welche die Brunst löschten und bei der Gelegenheit das Gebäude selber niederrissen. Die Schlacht am weißen Berge, welche die aufrührerischen Böhmen unter Friedrich von der Pfalz, dem Winterkönig, gegen Maximilian von Baiern verloren, entschied Alles. Maximilian's und Ferdinand's Truppen besetzten Prag und von hier aus das ganze Land und hielten es wie ein unglückliches Schlachtopfer fest bei den Operationen, die nun Ferdinand II. auf Anstiften der Jesuiten mit ihm vornahm, und die eine in der That frappante Aehnlichkeit haben mit denjenigen Anordnungen, die Philipp II. in Belgien getroffen hatte. — Zunächst ließ man in Prag ein Schaffot errichten, das die Haupträdelsführer der Empörung der Reihe nach besteigen mußten. Das große Urtheil über die Hochverräther, das man hier in Ausführung brachte, ist wirklich ein Meisterstück von detaillirter Criminaljustiz. Es war darin angegeben, wer mit dem Beile, wer mit dem Schwerte hinzurichten sei, wem die rechte Hand vor der Hinrichtung, wem sie nach derselben abzunehmen sei, wem und wie die Zunge zuvor auszulösen sei; ebenfalls war genau bestimmt, wie man die Leichname der bereits todten Hochverräther zu behandeln und hinzurichten habe, wen man in 4 oder

Staatliche Bibliothek Bamberg

8 Stücke zerschneiden müsse, und wo, auf welchen Thoren oder öffentlichen Plätzen diese Stücke aufzustellen seien.

Nach diesem Gerichte begann man mit der Contre-reformation. Es wurden in allen Städten Böhmens und jedem Hause dieser Städte jeder Frau, jedem Bürger, jedem Knecht, jeder Magd, jedem Gesellen, jedem Burschen die Fragen vorgelegt: 1) Seid ihr katholisch geboren? 2) Seid ihr katholisch geworden? 3) Versprecht ihr, katholisch zu werden? 4) Wollet ihr auf keine Weise katholisch werden? Wer nicht katholisch werden wollte, dem wurde alles bürgerliche Handwerk verboten, und die Meisten von ihnen wurden auch ihrer Güter beraubt und zum Lande hinaus getrieben. Man ging damit so weit, daß man sogar die nicht katholischen Armen und Kranken aus den Hospitälern warf und befahl, es sollten nachher keine anderen als katholische angenommen werden.

Nachdem diese Dinge, deren Detail schrecklich ist, binnen sieben Jahren in's Werk gerichtet waren, kam der Kaiser mit seiner Familie selbst nach Prag und ließ nach Zusammenberufung eines allgemeinen Landtages seinen Sohn Ferdinand III. zum Könige krönen. Keiner von den Ständen, die noch wenige Jahre zuvor die Frage besprochen hatten, ob man aus Böhmen nicht lieber eine Republik machen wolle, statt den Friedrich von der Pfalz zum Könige zu wählen, nach dem Vorbilde der Schweiz und Hollands, unterstand sich jetzt, die Frage aufzuwerfen, ob Böhmen ein Wahl- oder Erbkönigreich sei. Ferdinand annullirte den Majestäts-

brief und die übrigen Privilegien der böhmischen Stände und schaffte den Gebrauch der böhmischen Sprache bei den Gerichten ab. Die Vornehmen nahmen die deutsche Sprache an, und der Bürger mußte sie auch lernen, weil die Mönche in den Kirchen deutsch predigten. Man fing in den Städten an, sich der böhmischen Sprache zu schämen, auf die sonst doch der Adel stolz gewesen war, und die man selbst am Hofe deutscher Kaiser geredet hatte. Nur der Bauer pflanzte sie noch fort, und man nannte sie hinführo nur die Bauernsprache. So hoch die Böhmen unter den vorigen Kaisern in Wissenschaften und Künsten gestiegen waren, so tief sanken sie jetzt in Unwissenheit. Um das Volk noch mehr in der Finsterniß zu erhalten, zogen die Jesuiten von Stadt zu Stadt als Missionäre und nahmen den Leuten die Bücher weg, welche man verbrannte, und „ein böhmisches Buch“ oder „ein rares Buch“ ist seitdem in Böhmen eins. Die Böhmen änderten damals sogar ihre Tracht. Bisher hatten sie lange Bärte, weiße Kragen, kurzes Haar, kurze Mäntel, Gürtel um den Leib und breite Beinkleider getragen, wie man es noch auf alten Gemälden aus jener Zeit sehen kann. Sie nahmen nach und nach die heutige Kleidung an.

„Ich muß hier noch erinnern,“ setzt der alte Pelzel am Schlusse seiner Betrachtungen über die Folgen der Schlacht am weißen Berge hinzu, „daß von dieser Zeit an die Geschichte der Böhmen aufhöre und die Geschichte anderer Nationen in Böhmen anfange.“

Böhmen steht nun ganz ähnlich da, wie seine Me-

tropolitankirche, wie diese unvollendet, wie diese voll Narben und halb verwittert, wie diese aber auch dem Frieden und der Ordnung zurückgegeben. Man muß die böhmischen Landtagsverordnungen lesen, um zu sehen, wie weit und nach welchem Plane die Böhmen das Staatsgebäude auszubilden trachteten; in das kleine Zimmer aber muß man treten, in welchem der Kirchenschatz und die Reichsheiligthümer aufbewahrt werden, um zu sehen, in welcher Größe die St.-Veitskirche ausgeführt werden sollte. Es befindet sich nämlich in diesem Zimmer, das über dem Gewölbe einer der kleinen Nebencapellen versteckt ist, und zu dem eine enge Stiege hinaufführt, eine vollständige Zeichnung von dem ganzen beabsichtigten Baue der Kirche. Man entnimmt daraus mit Bedauern und Schrecken, daß die Kirche, wie sie jetzt dasteht, nur ein kleiner Anfang ist und ungefähr ein vollendetes Drittel der ganzen Arbeit ausmacht.

Der Reichthum an kostbaren Sachen in dieser Schatzkammer ist wirklich bedeutend. In einem einzigen Schranke befinden sich z. B. nicht weniger als 32 verschiedene Sorten von goldenen Infuln, und zwar von jeder verschiedenen Sorte 12 Stück. Ich hob einige auf und bemerkte meinem Führer, sie seien außerordentlich schwer. „Ach und doch," sagte er, „tragen sie unsere Herren so außerordentlich gern." — Man zählt in unzählbaren Schubladen 368 Meßgewänder, das eine reicher und prächtiger als das andere, lauter Fürstenmäntel. Nur eins darunter ist der Art, daß es zu einem Fürsten- und einem Bettlermantel zu gleicher Zeit

taugt. Es ist nämlich aus gemeinem Stroh, dabei aber so ungemein zierlich geflochten und bearbeitet, daß es einer feinen Stickerei gleicht. Die meisten dieser Gewänder sind Geschenke böhmischer Herrschaften, und man lernt hier viel für die eigenthümlichen Gebräuche und den großen Reichthum dieser Herrschaften Lehrreiches. So ist z. B. ein Meßgewand hier, das eine Gräfin Tschernin aus ihrem Hochzeitskleide machen ließ, so wie ein anderes, welches aus dem Krönungskleide Maria Theresia's verfertigt wurde. Und eine der reichsten hier aufbewahrten und bei feierlichen Gelegenheiten benutzten Monstranzen hat der Fürst von Schwarzenberg mit einer Menge von kleinen goldenen Reben und Trauben behängen lassen, deren einzelne Beeren lauter Edelsteine sind, und dann mit allen den Knöpfen, die er an seinem Hochzeitsgewande trug. Jeder dieser Knöpfe stellt ein aus einem Edelsteine sehr künstlich gearbeitetes und in Gold gefaßtes Thier vor. Welche Verschwendung! Und welche sonderbare Sitte, Hochzeitsgewänder von Damen und Herren dem Dienste der Kirche zu weihen!

Eins der Gewänder ist von Maria Theresia eigenhändig gestickt, andere von den Händen anderer vornehmen Damen. Die wundervollste Stickerei aber ist aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts von der böhmischen Königin Anna („Anna Karolewna tscheska"). Sie und ihre Schwester Elisabeth waren die letzten Sprößlinge aus dem alten böhmischen Fürstenstamme des Przemysl, den Libussa aus dem Dorfe Staditz bei Teplitz auf den Thron rief. Es ist in der That der

Mühe werth, daß unsere jungen Damen, die sich feiner Stickereien rühmen, hierher kommen und sich einmal die Arbeit dieser letzten Przemyslidin ansehen. Es ist eine feine weiße Leinwand, in welcher mit goldenen Fäden die künstlichsten und zierlichsten Figuren und Blumengewinde eingestickt sind. Die Stickerei ist auf beiden Seiten gleich und so äußerst accurat und künstlich gemacht, daß man nicht aufhören kann, die Arbeit zu bewundern. Dabei geht es mit steter Wiederholung und unerschöpflicher Entwickelung neuer Formen und Figuren so durch 33 Ellen hindurch; denn so lang ist das ganze Stück. Die Länge des Weges, den die kleine Nadel und die zierlichen Finger der Königin, den goldenen Faden hinter sich herschleppend und über die Leinwand hin- und herwandernd, machten, beträgt mehr als zehn Stunden Weges, und sie muß, scheint es, mehr als eines halben Lebens Mühe darauf verwandt haben. Sie verfertigte diese Arbeit in der Fremde und sandte sie dem Hradschine, dem Sitze der ganzen nun abgeschlossenen Reihe ihrer Vorfahren, als Angebinde der letzten Przemyslidin. — Ihre Schwester Elisabeth und ihr Bruder Wenzel waren ihr bereits im Tode vorangegangen.

Traurig ist das Schicksal dieser letzten Przemysliden, und manches böhmische Gedicht ist ihrem Untergange gewidmet, namentlich dem gewaltsamen Tode des liebenswürdigen Königs Wenzel, des Dritten seines Namens. — Auch der Zustand Böhmens war zu dieser Zeit so traurig, wie gewöhnlich der Zustand der Königreiche nach dem Untergange alter Dynastieen und vor der

sicheren Befestigung einer neueren Dynastie zu sein pflegt.

„Ein jeder Mensch, der gesunde Augen hat, fliehet die Finsterniß und suchet das Licht! Das Königreich Böhmen, so itzt mit Nacht, Trübsal und Kummer überzogen ist, nimmt gleichfalls seine Zuflucht zu dem Lichte des berühmten Namens Deiner Majestät," so begann am 15. Juli 1310 auf der Versammlung der deutschen Reichsstände zu Frankfurt am Main der Abt von Königssal, der Sprecher der böhmischen Abgesandten, seine Anrede an den deutschen Kaiser Heinrich, den Luxemburger, den sie bewegen wollten, seinen Sohn Johann den Böhmen zum Könige zu geben, und dem er deßhalb eine kurze Schilderung von dem Zustande des Landes und von den letzten Ereignissen in demselben entwarf. „Würdige Dich also, o Herr und Kaiser!" fuhr er fort, „uns arme Böhmen mit einem milden Blicke anzuschauen, damit wir Dir als unserem Könige dienen mögen. Gott hat uns den königlichen Stamm, welcher seit dem Przemysl fünfhundert achtzig und vier Jahre geblühet, weggenommen. Der letzte männliche Sprößling desselben, unser vielbetrauerter König Wenzel, wurde in der Blüthe seiner Jahre, mit Zulassung Gottes, von einem schändlichen Meuchelmörder um's Leben gebracht, ohne Kinder zu hinterlassen. Nur seine Schwestern, Anna und Elisabeth, waren noch die einzigen Sprossen unseres alten Königsstammes. Die Prinzessin Anna nahm Heinrich, Herzog von Kärnthen, zur Gemahlin, die Elisabeth blieb aber bisher noch unver-

heirathet. — Der Erzherzog Rudolph, den wir zunächst nach der Ermordung Wenzel's wählten, starb bereits nach einem Jahre. Nach seinem Tode geriethen unsere Herren und Stände abermals in Zwist über eine neue Wahl. — Die Einen schlugen den Erzherzog Friedrich, den Bruder des verstorbenen Rudolph, vor, die Anderen schrieen: „Wir wollen keinen Oesterreicher!" Dann sagte scherzweise ein gewisser Ritter Bechina: „nun, so möchte „man aus dem Dorfe Stadiz, woraus der vorige kö- „nigliche Stamm entsprossen, wieder einen Bauer holen „und ihn auf den Thron setzen." Darauf kam es zum Zank, jener Bechina und Andere wurden erschlagen. — Endlich aber wählten wir jenen Heinrich von Kärnthen, den Gemahl der Anna, und er gelangte hierdurch auf den Thron, den er noch besitzt. Allein er herrscht sehr unordentlich, und unter ihm sind der Friede und die Gerechtigkeit — vielleicht unserer Sünden wegen — aus dem Lande verschwunden. Täglich werden unter seinem Regimente Räubereien und Mordthaten ausgeübt, und er thut, als wüßte er nichts davon. Er schleppt das Gold und Silber aus unserem Böhmen nach seinem Kärnthen und begegnet der Prinzessin Elisabeth, seiner Gemahlin Schwester, sehr hart, wie er sie denn sogar in ein Gefängniß eingesperrt hat. Sie ist daraus später entflohen und hat nun die gerechten Waffen gegen ihren tyrannischen Schwager erhoben. Diese Elisabeth ist auch eine böhmische Erbin; sie ist ein tugendhaftes, edles, gutherziges und schönes Frauenzimmer („ein brafes und schmuckes Madel," wie die jetzigen Böhmen,

und vielleicht auch die damaligen, zu sagen pflegen). Auch sie bittet mit uns zugleich, daß sich Deine Majestät unserer erbarmen, und in der Person Deines jungen und mit so seltsamen Tugenden geschmückten Sohnes Johann uns einen König und ihr einen Gemahl geben möchte.“ Es geschah dieß nun, und Johann rückte mit deutscher und böhmischer Heeresmacht vor Prag, wo ihm die Bürger zugethan und auf seiner Seite waren. Sie ließen ihn bitten, an das Zderaser Thor zu rücken, sobald er den nächsten Morgen das Geläute von der Theinkirche hören würde. Die Prager Fleischer hieben das Thor in Stücken und ließen den König Johann mit der ganzen Macht in die Stadt. Der Herzog Heinrich nahm mit seiner Gemahlin Anna die Flucht. Diese stickte ihr goldleinenes Gewand für die Veitskirche auf dem Hradschin in der Verbannung. Aber auch ihre Schwester Elisabeth starb unglücklich. Denn ihr Gemahl, der König Johann, regierte die armen Böhmen, als er zur Herrschaft gelangt war, nicht milder als seine Vorgänger, und seine Gemahlin starb, mit der Tröstung ihrer gedrückten Landsleute und mit Andachtsübungen beschäftigt, im Jahre 1330 nach einer langwierigen Krankheit im 39sten Jahre ihres Alters im Hause des Propstes Johann auf dem Wissehrad, und mit dem Tode beider Prinzessinnen erlosch nun der alte böhmische Königsstamm auch in den weiblichen Linien.

Auch von anderen Damen befinden sich hier im böhmischen Schatze noch manche Reliquien, so z. B. das Nähekästchen der Kaiserin Eleonore. Es ist dieses zier-

liche Geräth, obgleich es für den alltäglichen Gebrauch einer Hausfrau bestimmt war, unendlich viel bedeutungsvoller und, so zu sagen, gelehrter ausgeschmückt, als man jetzt noch die Dintefässer oder die Arbeitstische oder andere wichtige Geräthe der Weisen, Professoren und Gelehrten ausstaffirt. Denn es ist an diesem Nähekästchen vom Künstler ein ganzer Thierkreis angebracht und außerdem oben darauf eine Arche Noah's mit allen darin enthaltenen Thieren in zierlicher Nachbildung.

An wirklichen Reliquien von heiligen Gegenständen ist hier ebenfalls Ueberfluß, z. B. ein sehr zierlich ausgekleidetes Händchen von einem der kleinen Kinder, die bei dem Bethlehemitischen Kindermorde um's Leben kamen, — ein Stück von dem Tischtuche, das dem Heilande und seinen Jüngern bei'm Abendmahle diente, — so wie des Kruges, aus dem die letzteren dabei tranken, — ein Nagel vom Kreuze des Erlösers, der rund umher von schönem reinem Ducatengolde eingefaßt ist. In ein Kreuz eingelegt, befindet sich hier ein Stück von dem Schwamme, mit dem Christus am Kreuze getränkt wurde, und ein Dorn von seiner Dornenkrone. Dieses Kreuz küssen die Könige von Böhmen bei ihrer Krönung. In der That, in der Reliquiensucht sind wir Christen weiter gegangen als irgend eine andere Religionspartei. Eine vollständige Uebersicht und Classificirung aller der Reliquien und Reliquienclassen würde ein nicht geringes Interesse gewähren. Es würde zeigen, wie weit hier die christliche Phantasie ging und was sie Alles mit besonderer Vorliebe umfaßte.

Auch von dem Grabe Abraham's, Isaak's und Jakob's findet sich hier noch manche Reliquie, die Gottfried von Bouillon mitbrachte.

Der übrige Krönungsapparat, außer der in der Wenzelscapelle versteckten Krone und dem Scepter, prangt ebenfalls hier oben, so z. B. die vier gegossenen Statuen der uraltesten, echt tschechischen Heiligen Adalbert, Wenzel, Veit und Ludmilla, die dem Könige bei der Krönung vorangetragen werden, und dann das Staatsschwert der Könige, mit dem sie nach der Krönung gewöhnlich einige Herren zu Rittern schlagen. Es ist dieses Schwert ungemein leicht. Es war vor einiger Zeit ein wenig Rost hineingekommen, etwa in der Mitte der Breite. Damit es nun nicht heiße, Böhmens Staatsschwert roste, hat man diese Stelle herausgeschnitten oder herausgesägt. Dem dadurch entstandenen Loche hat man die Gestalt eines Kreuzes gegeben. Das Loch in Kreuzgestalt habe ich selbst gesehen. Daß die Ursache und der Zweck dieses Loches die beabsichtigte Wegschaffung des Stoffes gewesen sei, erzählte man mir.

Oeffentliche Institute und Klöster.

Die königliche Bibliothek befindet sich in dem sogenannten großen Collegiumsgebäude. Der Besuch, den ich ihren 100,000 Büchern machte, fiel gerade auf einen geräusch- und geschäftslosen Nachmittag. Das Lesezimmer, die Büchersäle, die am Morgen noch von fleißigen Gelehrten, Schriftstellern und Schülern belebt waren, zeigten sich nun ganz still wie ein ausgestorbener Bienenkorb. Es war eigentlich eine ungewöhnliche Zeit für den Besuch der Bibliothek, der gütige Bibliothekar machte aber eine Ausnahme und scheute nicht die Mühe, für mich die doppelten Schlösser der doppelten Thüren zu öffnen und sorgfältig wieder zu schließen. Und als das letzte schwere Schloß nun hinter uns zufiel, — wobei ich mich noch gern behülflich zeigte, — und ich dann den Blick durch die langen Hallen und Säle schweifen ließ, überrieselte mich ein geheimer Schauer, der gemischt war mit einem Gefühle von Wollust, das mich auf einer Bibliothek, wo die

Tische mit den Producten des menschlichen Geistes so reich bedeckt sind, immer anwandelt. Wir waren für diesen Nachmittag von der Welt durch starke Mauern und Riegel geschieden, Einsiedler in einer Eremitage, in der sich fast alle Früchte, die der Baum der menschlichen Erkenntniß wenigstens in Europa trug, aufgespeichert befanden. Ich dachte an Odysseus, wie er sich in der Höhle des Cyklopen die schön geputzten Näpfe besah, in denen die fette Milch schwamm, und die Käse= und Buttergefäße, in reinlichen Reihen geordnet, und die Tonnen voll Honigseim, bis an den Rand mit Ladung gefüllt. Der Unterschied war nur, daß der Cyklope den Odysseus eingesperrt hatte, während wir umgekehrt unseren Cyklopen, die lärmende Welt, aussperrten.

Zu jener Zeit, als in Prag noch aus allen Theilen Deutschlands sich, wie Einige, wohl stark übertreibend, behaupten, 60,000 oder, wie Andere mildernd sagen, 40,000 oder auch, wie Alle zugeben, doch 20,000 Studenten *) hier zusammenfanden, mag es in diesen Hallen, buchstäblich wie in einem Bienenkorbe gewimmelt haben, und noch jetzt sind in der That die

*) Selbst dieses Minimum ist immer noch bedeutend genug, und es bleibt mir etwas Unbegreifliches dabei. Denn es möchten wohl jetzt auf allen deutschen Universitäten kaum mehr Studenten sich zusammenrechnen lassen. Und doch gab es auch damals schon noch andere deutsche Universitäten. Und viele Deutsche gingen nach Italien, und dabei haben wir jetzt weit mehr Einwohner in Deutschland und weit mehr Leute, die sich mit Wissenschaften beschäftigen.

Lesezimmer, die Geschäftsstuben und die Büchersäle so groß, daß jene Zeit, wo die Prager Universität nicht weniger als 66 Decane zählte, immerhin des Gebäudes wegen noch einmal wiederkehren könnte. Unter diesen 66 Decanen, welche an der Spitze der verschiedenen Nationen, in die sich die Studentenschaft theilte, standen, waren nur 12 böhmische. Die Deutschen hatten bei Weitem die Ueberhand. Wie noch jetzt, so bestand auch schon damals eine beständige Spannung und Reibung zwischen der deutschen und böhmischen Partei. Huß war von der letzteren. Um der Deutschen Einfluß an der Universität zu vernichten, schlug er vor, daß in allen Universitätsangelegenheiten die einheimische böhmische Nation zwei Stimmen und alle übrigen Nationen zusammen nur eine Stimme haben sollten, man solle auch hierin, wie in den anderen Einrichtungen, die Universität in Paris zum Muster nehmen. Dieser Vorschlag insbesondere führte die Auswanderung der Deutschen im Jahre 1409 und den Verfall der Prager Universität herbei. — Die Prager thaten sich selbst dadurch großen Schaden, und es fehlte damals auch in Böhmen selbst nicht an Pasquillen auf die böhmische Partei. Die erbitterten deutschen Studenten und Professoren aber, so erzählt und meint man noch jetzt in Prag, gingen hinaus und klagten Huß bei der Geistlichkeit und bei'm Kaiser an, und ihren rachsüchtigen Anschwärzungen, mit denen sie ihn bei'm Kaiser und Papste verfolgten, ist seine Verurtheilung

noch weit mehr zuzuschreiben als der Furcht und Abneigung vor seinen Grundsätzen.

Wenn damals die Prager Universität nicht mehr Bücher hatte als jetzt, so konnte jedem Studenten, wenn man auch die ganze Bibliothek preisgab, doch nicht mehr als ein Werk von einigen Bänden übergeben werden. Denn die Summe aller Bände beträgt noch nicht völlig 100,000. Am 26. Juli 1841 war die Zahl gerade 99,888. Die Kataloge sind so eingerichtet, daß die laufende Anzahl jedes Tages sich in einem reinen Facit herausstellt.

Es giebt unter dieser Anzahl trotz dem, daß Wien schon manches Ausgezeichnete von hier bezog, doch immer noch Bücher, die ebenso gut einer Beschreibung werth sind, wie irgend eine andere Stadt- und Landmerkwürdigkeit. Eins der interessantesten ist ein großes utraquistisches Canzionale (ein Gesangbuch der Hussiten), das mit einer seltenen Pracht geschrieben und mit herrlichen Malereien geziert ist. Es ist dieses Buch, das manche tausend Gulden gekostet haben mag, durch gemeinsames Zusammenwirken aller hussitischen Bewohner von Prag entstanden. Jede Zunft und Gilde der Stadt ließ auf ihre Kosten nach einem gemeinsam entworfenen Plane einige Gesänge schreiben und malen, auch einige adelige Familien thaten dasselbe. Und jede Familie und Zunft setzte ihre Wappen und Zeichen der von ihr herrührenden Abtheilung des Buches vor. In allen anderen böhmischen Städten entstanden zu der Zeit der Herrschaft des Utraquismus in Böhmen ähn-

liche Canzionales dieser Art, und ich glaube kaum, daß noch irgend eine der gegen den Papst protestirenden Secten solche prachtvolle Gesangbücher zu Stande gebracht hat. Die Bilder in dem Prager Canzionale sind alle ausgezeichnet und in ihrer Art meisterhaft gemalt. Sie enthalten zum Theil Darstellungen aus der Bibel, zum Theil Vorfälle aus Hußens Leben, z. B. seinen religiösen Disput mit einem katholischen Priester — seine Verbrennung, bei welcher auch wieder dieser Priester gegenwärtig ist. Der Maler hat ihm aber einen zierlich und naturgetreu ausgeführten Eselskopf angedrechselt. Priester mit dicken Bäuchen, Mönche, Papst und Kaiser umstehen den Scheiterhaufen des von Engeln in seiner Pein getrösteten Huß.

Der arme Huß fachte eine Flamme an, in der er zunächst selbst verbrannte und nach ihm noch viele Andere, ohne daß doch die Nachwelt zum Genusse des Lichts und der Wärme jenes Feuers gekommen wäre. Die böhmischen Utraquisten haben eine so traurige Geschichte, wie kaum eine andere Religionspartei, denn keine Lehre wurde unter so furchtbaren Gewaltthätigkeiten verbreitet, und keine mit so grausamer Reaction wieder fast bis auf die letzte Spur vernichtet. Auch die Wiege des Lutherthums umbrausten wieder furchtbare Stürme, doch haben sie sich beruhigt, und was das Lutherthum erstrebte, dessen sind nun viele Millionen im Frieden theilhaftig. Die Hussiten zündeten einen furchtbaren Brand an, den die Oesterreicher bis auf den letzten Funken austraten. Die Lutheraner aber

machten das Feuer in ihren Oefen an und behielten Wärme im Zimmer trotz aller Katholiken. Auf dem Titelblatte eines Buchs dieser Prager Bibliothek sieht man die verschiedenen Versuche zum Abschütteln des Jochs der katholischen Hierarchie so charakterisirt: Wikleff steht oben auf dem Bilde und schlägt Feuer an. Huß zeigt sich in der Mitte und zündet ein Licht an, Luther aber erscheint unten mit einer brennenden Fackel. Das Licht leistet mehr im Haushalte als die Fackel und gebührte daher eigentlich dem Luther. Luther's Angesicht ist auf jenem Bilde ausgelöscht, während Huß unversehrt dasteht. Ohne Zweifel war dieß das Werk eines katholischen böhmischen Patrioten. Der Katholicismus in ihm machte ihn mit Luther so übel verfahren, sein böhmischer Patriotismus aber legte bei'm Katholicismus Fürsprache für Huß ein und hieß ihn verschonen. Ich habe oft bemerkt, wie Religion und Vaterlandsliebe bei den Böhmen mit einander in Widerspruch gerathen. Als Böhmen wollen sie sich gern alles dessen, was die Hussiten Großes thaten, rühmen, als Katholiken aber können sie es nicht billigen.

Der Anfang des Utraquismus fällt in die Zeit, wo die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, daher jene mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Canzionalen. Nachher ließen die Hussiten auch viele Bücher in Böhmen drucken, und dann, als dieß im Lande selbst nicht mehr anging, wurden ihre Bibeln im Auslande gedruckt, viele z. B. in Venedig, dessen Druckereien im 16. und 17. Jahrhunderte so vielen Religions-

parteien dienten. Auf der Prager Bibliothek sieht man mehre in böhmischer Sprache zu Venedig gedruckte Bibeln, eine z. B. vom Jahre 1506, in der sich auch ein merkwürdiges Bild befindet, eine Darstellung der Hölle nämlich, in welcher der Teufel über den Papst und die Priester zertretend hinschreitet. Von fremder Hand ist daneben geschrieben: „Papst Julius II. in der Hölle" („w' pekle" lautet es auf Böhmisch).

Die beßte Bibel in tschechischer Sprache entstand jedoch erst später in Mähren auf dem Schlosse Kralitz, wohin ein mährischer Großer viele böhmische Gelehrte zusammenkommen ließ, welche dann in den Jahren 1579 — 1593 die Bibel von Neuem aus dem Urtexte übersetzten. Sie soll die treueste und unübertroffene Bibel sein, die in böhmischer Sprache und — setzen die Böhmen gern hinzu — vielleicht in irgend einer anderen Sprache existirt. Sie heißt: „Biblia Czeska Braterska," d. i. die böhmische Bruderbibel. Noch jetzt soll man sie in Berlin für die mährischen Brüder drucken. Die Kenntniß der Bibel war unter den Hussiten, Utraquisten, Taboriten und mährischen Brüdern von jeher groß. Selbst die böhmischen Frauen waren ehemals so bibelfest wie Theologen. Aeneas Silvius sagte schon: „die zum Disputiren mit den Hussiten bestimmten Geistlichen möchten es wohl kaum mit den böhmischen Frauen in dieser Hinsicht aufnehmen können." Noch in diesem Augenblicke giebt es Frauen in Böhmen, welche die Bibel zum Theil buchstäblich auswen-

dig wissen und mit Jedem über jeden Punkt zu disputiren übernehmen.

Es befindet sich hier auf der Prager Bibliothek der älteste böhmische Druck. Er ist vom Jahre 1462 von Thomas von Aquin. Die alten böhmischen Drucke sind so solid wie die alten deutschen und holländischen, — festes unverwüstliches Papier, einfache, schöne, deutliche und sorgfältig geschnittene Lettern; was damit gedruckt ist, steht für die Dauer fest. Mehre neuere Druckpapiere sind hinfällig wie Zunder. Wir trafen hier ein neues Buch, das vor einigen Tagen vom Buchbinder zurückgekommen war. Indem wir darin blätterten, fielen von einigen Blättern die Spitzen der Ecken ab. Mit einem Finger konnte man leicht durch das Papier hindurchfahren. Wenn das so mit der Fabricirung des Maschinenpapiers und mit der Erfindung von solchen Schnelltrocknungsmethoden, wie sie neulich ein Franzose aufbrachte, fortgeht, so kann es leicht dahin kommen, daß man nach 500 Jahren, nichts mehr in unseren Bibliotheken findet als die soliden Incunabeln und Pergamentmanuscripte.

Die Prager Bibliothek besteht hauptsächlich aus drei Theilen, erstens der eigentlichen kaiserlichen Universitätssammlung, der die alte von den Jesuiten begründete Sammlung zum Grunde liegt, und die aus unter Joseph aufgehobenen Klöstern einen großen Zuwachs erhielt, dann aus der Kinsky'schen Sammlung, die nur zur Nutznießung, nicht als öffentliches Eigenthum hierher gegeben wurde, und endlich aus der böhmischen Nationalbibliothek, die wieder eine besondere Abtheilung

für sich ausmacht. Das Ganze hat jährlich 1600 Gulden auf den Ankauf neuer Bücher zu verwenden und wächst, nebst den gemachten Geschenken, jetzt in jedem Jahre ungefähr um 1000 Bände.

In dem großen Bibliothekssaale finden sich die Portraits mehrer Prager Jesuiten und anderer ausgezeichneter Männer, z. B. des Jesuiten Campianus, der nach England ging und hier hierarchischer Umtriebe halber unter der Königin Elisabeth hingerichtet wurde, — dann des Professors Collin, Lehrers der griechischen Sprache in Prag, des Freundes des letzten Paläologus, der in Rom auf Befehl der Inquisition verbrannt wurde, — ferner Georg Plachy's, des Anführers der Prager Studenten, mit denen er gegen die Schweden die Prager Brücke rühmlichst vertheidigte. Das interessanteste Bildniß in diesen Räumen ist aber das in Marmor ausgeführte Brustbild Mozart's, des größten musikalischen Genius von Deutschland. Es steht dasselbe in einer vierten kleinen Abtheilung der Bibliothek, welche in einer eigenen Halle blos die Werke dieses Geistes, seine sämmtlichen Compositionen, umfaßt. Diese Sammlung macht ein Filiale der großen Bibliothek aus.

Mozart ist einer von den wenigen Deutschen, denen auch die böhmischen Patrioten ihre Hochachtung ohne Arrièrepensée gern und offen zollen. Doch setzen sie auch hier hinzu, daß man Mozart, wenn gleich er in Deutschland geboren ward, doch gewissermaßen auch als einen Böhmen betrachten könne. Denn erstlich habe

er seine herrlichsten Werke hier in Prag unter dem Einflusse des böhmischen Himmels und in der Atmosphäre der böhmischen Musik geschrieben, nämlich den Don Juan, Figaro und einige andere. Dann verstehe man auch nur eigentlich in Böhmen diese Werke ganz. In Wien habe man ihn Anfangs gar nicht recht zu schätzen gewußt. Dort in Wien habe einmal bei Ueberreichung eines neuen Werkes der Kaiser Joseph den Dichter gefragt: „Aber, lieber Mozart, warum denn so erschrecklich viel kleine Noten?", worauf Mozart geantwortet habe: „Ew. Majestät, weil ich keine einzige von diesen kleinen Schwarzköpfen entbehren kann!" „Ach ja, nur in Prag versteht man mich!" habe Mozart selbst zu wiederholten Malen gesagt. „Mein Vater," erzählte mir ein Böhme, „suchte einmal auf einem Kirchhofe Wiens Mozart's Grab auf. Der Todtengräber konnte Anfangs nicht recht verstehen, wen er unter dem berühmten, dem göttlichen Mozart meine. Endlich sagte er: „Ach so, Ew. Gnaden meinen wohl den versoffenen Musikanten?" Eine Anekdote, die mir mehr für die Charakteristik des Orts interessant war, wo sie mir erzählt wurde, als für die Charakteristik des Orts, von dem sie handelte.

Böhmische Musiker waren es, welche die schönsten Compositionen Mozart's zuerst in die Tonwelt einführten, und böhmische Große waren es, die ihm dafür zuerst huldigten. Der Don Juan war noch nicht fertig, als die Vorstellung schon anfing. Mozart schrieb, und die Musiker spielten, von seinem Genie inspirirt, seine Com-

position ohne Probe vom Blatte weg. Vielleicht ist noch nie ein solches Meisterstück des menschlichen Geistes so rasch, einem Blitze gleich, in's Leben getreten. Nur in dem Leben Shakespear's findet sich vielleicht etwas Aehnliches. — Der böhmische Reiche, bei dem Mozart in Prag Hausfreund war, war der Graf Pachta. Für die Töchter des Hauses componirte Mozart zuweilen etwas. „Nun kommt, Mozart, setzt Euch her," pflegte wohl der Graf zu ihm zu sagen, „schreibt mir ein paar Tänze für meine Töchter; wenn Ihr fertig seid, dann kommt zu Tische!" — Ein von Mozart unter solchen Umständen geschriebener Tanz befindet sich noch jetzt in Prag zwischen seinen Werken.

Die Inschrift auf Mozart's Monumente besagt, daß er zu Salzburg das Licht der Welt erblickt habe im Jahre 1756 und zu den himmlischen Harmonieen zurückgerufen worden sei zu Wien 1791. „Ad coelestes harmonias revocatus," heißt es. Auch die Inschrift am Eingange der seinen Werken geweihten Halle ist hübsch, sie heißt: „Aeterna indolis Amphioniae monumenta publico usui consecravere musicae artis cultores Bohemi Anno 1837."

Wir haben oben angedeutet, daß die Böhmen hier und da Mozart gern, wenn auch nicht buchstäblich für einen Sohn, doch für einen Bürger ihres musikalischen Vaterlandes angesehen wissen möchten, weil sein Geist und Leib hier viele Nahrung empfangen haben. Sie machen es also umgekehrt wie die Polen, welche uns Deutschen auch den Kopernicus rauben wol-

len, weil er in einer Stadt unter polnischer Oberhoheit geboren worden ist, obgleich seine Aeltern Deutsche waren, sowie auch seine Erziehung und Bildung deutsch war. Es giebt noch viele ebenfalls ausgezeichnete Geister, die zwischen den Slaven und Deutschen streitig sind. Die Slaven eignen sich gern jeden Deutschen zu, der zu ihnen kommt und sich ihnen aneignet. Doch halten auch wir manchen Schriftsteller slavischen Geblüts für einen Deutschen, weil er etwa der größeren Verbreitung unserer Sprache wegen deutsch schreibt, sowie wiederum die Franzosen manchen Deutschen, der französisch schrieb, für einen ehrlichen Franzosen nehmen. Wir Deuschen denken übrigens auch weniger an die Nationalität der ausgezeichneten Leute, welche uns aus den westlichen Slavenländern kommen, und nehmen sie im Allgemeinen für Deutsche, weil wir denken, wir haben einmal die Erziehung dieser Länder gemacht, wir flößten ihnen deutschen Geist und deutsche Bildung ein, und sie gebären sich nun aus diesem Geiste heraus. Je weniger genau aber wir bedenken, was eigentlich slavisch unter uns sei, desto mehr rechnen uns die Slaven dieß nach. So z. B. muß ich gestehen, hatte ich früher nie daran gedacht, ob Huß ein Deutscher oder ein Slave sei. Ich hatte ihn, bevor ich nach Böhmen kam, immer ohne Weiteres für einen ehrlichen Deutschen genommen. Erst in Böhmen ging mir darüber ein Licht auf. „Huß" (sprich „Chuß") ist ein ächter tschechischer Bauername. Es bedeutet soviel als „Gans" (auch im russischen Guß = Gans), und der

berühmte Huß selbst war in einem tschechischen Dorfe von slavischen Aeltern geboren. Auch mir kam der ganze Streit Hußens und seiner Böhmen mit dem Kaiser und der deutschen Geistlichkeit, sowie die nachfolgenden Hussitenkriege, die ich gewöhnlich nur für religiöse Streitigkeiten in Deutschland angesehen hatte, in ein ganz anderes Licht, und ich sah, daß es weit mehr noch nationale Protestationen der Tschechen gegen die Deutschen und Theile des großen Kampfes der Slaven mit den Germanen waren.

Wenn ich nicht sehr irre, so habe ich auch einmal in Böhmen behaupten hören, daß es sich nachweisen ließe, daß der Erfinder des Pulvers auch ein Böhme gewesen sei. Daß aber der Erfinder der Buchdruckerkunst kein Deutscher, sondern ein Slave, und zwar ein böhmischer, gewesen sei, ist neuerdings bei Gelegenheit der Buchdruckerfeste in Böhmen häufig besprochen worden, und Einige haben geglaubt, es authentisch beweisen zu können. Was die Böhmen darüber sagen, ist dieß. Es lebte im Anfange des 15. Jahrhunderts in der böhmischen Stadt Guttenberg oder Kuttenberg ein Mann mit Namen „Joseph Tschastni." Dieser Mann war ein Gelehrter, und nach der Weise der damaligen Gelehrten übersetzte er seinen böhmischen Namen in's Lateinische und nannte sich, da Tschastni soviel als der Glückliche bedeutet, „Faustus." Zugleich setzte er ebenfalls nach der Sitte der Gelehrten seinen Geburtsort bei und hieß also vollständig: Joannes Faustus Kuttenbergensis. Im Jahre 1421 wurde

er bei dem Beginn des Hussitenkrieges aus seinem Vaterlande vertrieben und kam als Flüchtling nach Straßburg, wo er sich bloß einfach Johann Gutenberg nannte, damit er durch diesen Namen den Ruhm der Erfindung der Buchdruckerkunst seinem Vaterlande zuwende*).

Man zeigt auch noch das Haus in Prag auf dem Viehmarkte, wo dieser Faust, der demnach mit Guttenberg zu einer Person verschmilzt, gewohnt haben soll. Er muß ein wohlhabender Mann gewesen sein, denn es ist ein ziemlich großes Gebäude und enthält jetzt ein anderes öffentliches Institut Prags, die Taubstummenschule, die ich theils Faustens, theils der Taubstummen wegen besuchte. Es ist dieses Institut eine Privatanstalt, die mit dem allgemeinen böhmischen Witwenpensionsinstitute verbunden ist und meistens durch milde Beiträge besteht. Es gewährte im verflossenen Jahre 41 Zöglingen Unterricht und Pflege, und 12 taubstumme Kinder erhielten hier außerdem noch bloß Unterricht; $\frac{2}{3}$ von diesen Kindern sind etwa slavischen Stammes, $\frac{1}{3}$ deutschen. Sie lernen aber alle das Deutsche, grammatikalisch und tüchtig jedoch wohl nur die Hälfte der Böhmen, die sich technischen Ge-

*) Die Stelle eines alten Manuscripts, auf die man sich beruft, lautet buchstäblich so: — „posteaquam artem librorum imprimendorum isdem Joannes Kuttenbergensis Boëmus, patria Kuttenbergensis, prius Joannes Faustus nominatus, qui circa annum 1421 bella Hussitica fugiens in Germaniam abiit Strassburgi se Kuttenbergium a patria (ex more ejus temporis et simul ut patriam suam ab inventione Typographiae commendaret) appellavit.“

werben oder sonstigen städtischbürgerlichen Beschäftigungen widmen. Die andere Hälfte, die in's Innere von Stockböhmen zu ihren böhmischen Aeltern zurückkehren, lernen das Deutsche nicht.

Ich habe nie recht gewußt, wie man es mache, den Taubstummen, denen man Sprache lehren wolle, einen Begriff davon beizubringen, was man denn eigentlich von ihnen verlange. Ich sah dieß hier zum ersten Male bei einem neu aufgenommenen Schüler. Man legte ihm seine eigene Hand auf den Kopf oder an den Hals und ließ ihn so die Erschütterung fühlen, die hier bei'm Sprechen entsteht, und munterte ihn dann auf, noch einmal diese Erschütterung hervorzubringen. Ist es auf diese Weise möglich geworden, ihn immer zu einer Lauterzeugung zu veranlassen, so muß dann später die Modificirung dieses bei den meisten Taubstummen furchtbaren Urlauts, die Beobachtung der Mund- und Zungenbewegungen des Lehrers und ihre Nachahmung das Meiste thun. Selten ist es jedoch, daß Einer vollkommen taub sei. Starke Laute vernehmen sie gewöhnlich. Die hier Versammelten hörten z. B. alle immer das „U." Vielleicht theilen sich ihnen dergleichen dröhnende Laute, die den Boden vibriren lassen, auch schon durch das Tastgefühl der Füße mit. — Wenn wir sehr langsam sprachen, so verstanden die Kinder das Meiste, indem sie unseren Mund scharf beobachteten. Ich versuchte es, ihnen den Vorfall mit dem Eierlegen der Riesenschlange in Paris zu erzählen, und wir kamen ziemlich damit zu Stande.

Schneller aber und ohne daß Repetition nöthig ist, verstehen sie sich unter einander durch ihre Zeichensprache. Die Zeichen für die verschiedenen Dinge haben sie zum Theil selbst erfunden. Ich ließ mir einige vormachen, z. B. das für Gott und den Himmel, wobei sie alle einen frommen Blick zum Himmel thaten. Als ich ihnen etwas von einem Thurme erzählen wollte und das Zeichen, das mir der Lehrer dafür angegeben hatte, dabei wiederholte, schienen sie meine Angaben nicht reimen und verstehen zu können, und als der Lehrer dazwischen trat, fand es sich, daß sie unter meinem Thurmzeichen den Papst verstanden hatten, der ebenfalls wie ein großmächtiger gothischer Thurmbau vor ihrer Einbildungskraft steht.

Eins der bedeutendsten öffentlichen Institute Prags ist die Irrenanstalt. „Freilich entspricht diese Anstalt", wie sich in einer umständlichen Schilderung derselben einer der bei ihr angestellten Aerzte ausdrückt, „noch keineswegs in jeder Beziehung den Anforderungen, die man heutzutage an dergleichen Institute macht." Allein wenn man bedenkt, wie weit man auch noch anderswo davon zurück ist, jenen Anforderungen, jenem Ideale, das man von einem solchen Institute aufstellen könnte, zu genügen, so wird der Leser gewiß nach den wenigen Notizen, die wir ihm über diese Anstalt geben können, geneigt sein, zu vermuthen, daß sie zu den beßten gehört, die überhaupt existiren, und daß nur die große Bescheidenheit, welche alle Oesterreicher auf

eine so liebenswürdige Art auszeichnet, zu jenem gedruckten Geständniß veranlaßte.

Im Durchschnitt werden jährlich 100 Kranke in dieser Anstalt aufgenommen, von denen man die Hälfte heilt, während ungefähr 20 davon sterben und am Ende des Jahres noch 30 in der Anstalt zurückbleiben. Im Durchschnitt sind gewöhnlich für beständig 190 Irre in der Anstalt gegenwärtig. — So groß die Räume, die schon jetzt dem Irrenhause zu Gebote stehen, sind, so genügen sie doch noch nicht für die große Anzahl von Irren, welche sich jährlich aus allen Theilen Böhmens melden, und es wird daher in diesem Augenblicke in der Nachbarschaft des alten ein neues großes Gebäude auf dem sogenannten Windberge aufgeführt, welches die Bestimmung hat, in Zukunft das Hauptwohnhaus der Irren zu sein. Die Gärten, welche die Anstalt besitzt, sind groß und schön und in verschiedene Abtheilungen gebracht für die verschiedenen Grade oder Arten des Wahnsinns. Die minder gefährlichen Irren haben alle Sonntage in dem Hauptgarten Reunion, und man sorgt vor Allem dafür, daß eine hübsche Gartenmusik dabei nicht fehle. Die Gemüsegärten werden von den Irren selbst bestellt, und hinter den Gärten breiten sich noch große Ackerfelder aus, welche ebenfalls von den Irren gepflügt und besäet werden. Es findet sich hier sogar ein Stück Landes, das dem Hopfen gewidmet ist, damit die, welche aus dem so hopfenreichen Bunzlauer Kreise kommen, ihre gewohnte heimathliche Arbeit nicht entbehren. — Arbeit ist in der Anstalt längst als das

Hauptmittel zur Besserung anerkannt, und wir sahen nicht weniger als 40 bis 50 arme Irre mit Grasmähen, Graben, Jäten, Begießen, Pflanzen, Wegeausräumen, Schubkarrenführen u. s. w. beschäftigt. — Strafe und körperliche Züchtigung ist als Besserungsmittel aus der Anstalt beinahe völlig verbannt, und die Cox'sche Schaukel, das von Reil erfundene hohle Rad, der Schrank, die Authenriet'sche Maske, der Drehstuhl und andere solche wahnsinnige, von irregehenden Aerzten für die Heilung von Wahnsinnigen erfundene Vorrichtungen sind zu keiner Zeit in der Anstalt eingeführt worden. Die Zwangsjacke ist das einzige Mittel, das man, um in Fällen von Tobsucht die Irren und ihre Umgebung sicher zu stellen, anwendet. Die häuslichen Arbeiten der Anstalt werden zum Theil von den Irren selbst verrichtet, das Ueberziehen der Betten, das Reinigen der Zimmer, das Spalten des Holzes, das Putzen des Kochgeschirrs, das Wasser- und Speisetragen u. s. w. Und man muß gestehen, daß der Menschenfreund nicht ohne ein Gefühl der aufrichtigsten Freude zwischen diesen geschäftigen Irren umhergehen kann, wenn er mit Schrecken daran denkt, welche Grundsätze sonst — noch etwa vor 30 bis 40 Jahren — in solchen Anstalten herrschten und welche Scenen von in Ketten gelegten, auf Stühlen gedrehten, geschaukelten, oder sogar gepeitschten Unglücklichen sich darboten. Die Irrenanstalten waren sonst nur Häuser, in welche die Klugen die Unklugen einsperrten, um vor ihnen sicher zu sein, jetzt erst gehen die Klugen auch auf Heilung aus.

Charakteristisch für das musikalische Böhmen ist es, daß das Irrenhaus seiner Hauptstadt auch die Musik als ein so vorzügliches Heilmittel betrachtet. Nicht nur werden zuweilen Gartenconcerte von den der Musik Kundigen angestellt, sondern täglich erklingen auch die besänftigenden Melodieen eines Quartetts in den Gängen des Hauses, einmal des Abends und einmal des Morgens. Ein musikalischer Beamte dirigirt es. Irre aber sind die Debutirenden. Wir fanden sie auf dem breiten Gange des Hauses sitzen. Viele andere Wahnsinnige umstanden sie horchend.

Unter den Irren, welche wir hier besuchten, erregte keiner mehr unser Mitleiden als ein Gelehrter Namens Sieber. Man sagte uns, er sei ein sehr aufgeklärter Kopf gewesen, habe im Oriente gereist und viele ausgezeichnete Werke geschrieben. Anfangs habe er auch im Irrenhause noch fleißig gearbeitet, sei aber allmälig in Melancholie, Tiefsinn und einen so furchtbar stillen Wahnsinn verfallen, daß ihn nun kein Mensch mehr daraus erwecken könne. Wir sahen ihn ganz ruhig mit geschlossenen Augen auf seinem Bette liegen, todt wie eine Gypsstatue, die Hände über der Brust gefaltet. Man sagte uns, er liege beständig so, und kein sterbendes Wörtchen käme über seine Lippen. Viele Freunde haben ihn früher besucht und besuchen ihn auch noch jetzt. Manche haben schon an seinem Bette geweint. Aber er hat nie ein Wort mit ihnen geredet. Ich hörte später leider, daß dieses Mannes Anwesenheit im

Irrenhause mit seinen politischen Ansichten, die er vielleicht zu laut aussprach, zusammenhänge.

Sehr erwünscht war es mir, die Listen einsehen zu können, welche man über die in den letzten Jahren behandelten und aufgenommenen Irren angefertigt hatte. Die österreichische Gastfreundschaft gestattet einem Fremden fast überall dergleichen Blicke. Es ging daraus hervor, was zur Vergleichung mit den in anderen Irrenhäusern erlangten ähnlichen Resultaten interessant sein mag, — daß der irren Frauen hier weniger sind als der Männer, indem unter 517 Irren 206 Frauen und 311 Männer waren, das Verhältniß der Männer zu den Frauen also wie 3 : 2, — daß Ehe vor dem Wahnsinne schützt, da unter denselben 517 Irren 293 Ledige und 224 Verheirathete waren, jene sich also zu diesen wie 4 : 3 verhielten, — daß in dem Mittage des Lebens den Verstand die meisten Blitze treffen, denn unter jenen 517 waren allein 156 in einem Alter zwischen 30 und 40 Jahren wahnsinnig geworden, und die Gefahr aller übrigen Lebensstufen verhielt sich also zu der Gefahr der bezeichneten Stufe beinahe nur wie 3 : 1.

Unter 311 Männern gehörten nicht weniger als 148 dem Stande der Häusler, Tagelöhner und Dienstboten an, unter denen demnach wohl das meiste Elend herrschen mag. Unter der Rubrik der Landleute, Jäger und Gärtner befanden sich dagegen nur 4 von 311. — Unter 206 Frauenzimmern waren nicht weniger als 11 Näherinnen. Gäbe dieß eine allgemeine Norm ab, so

würde demnach unter 20 irren Weibern immer eine Näherin sein.

Auch das Verhältniß der Schullehrer war merkwürdig. Unter 301 Irren befanden sich 8 Schullehrer, also $2\frac{2}{3}$ Procent, während sich unter der ganzen nicht irren Bevölkerung des Landes wohl schwerlich $2\frac{2}{3}$ Procent Schullehrer befinden möchten.

Unbedeutender als die Irren- und Taubstummenanstalt ist die Prager Stadtblindenschule. Sie unterrichtet nur 16 Kinder, und zwar sämmtlich ohne Ausnahme in der deutschen Sprache. Das Merkwürdigste an dieser Anstalt war mir nur das Haus, das sie bewohnte. Es war der Palast einer großen Familie auf dem Hradschin, den sie für den Spottpreis von 13,000 Gulden angekauft hatte. So billig sind jetzt hier an dem sonst so glänzenden Hradschin die Wohnungen geworden, daß arme blinde Kinder nun in den Räumen Unterricht empfangen, wo sonst die Großen prunkten. — Handel und Gewerbe haben im Thale den stolzen Hradschin umlagert und hungern ihn aus, indem sie nun ganz andere Gegenden der Stadt zu Mittelpuncten des städtischen Lebens und zu gesuchten Bauplätzen erheben.

Wir haben keine Anstalt in Prag besucht, wo wir nicht von beabsichtigten Verbesserungen und Erweiterungen etwas sahen oder hörten, und es ist offenbar, daß man hier sowohl auf der einen Seite im Stillen schon viel geleistet hat, als auch auf der anderen dem allgemeinen Impulse zu Verbesserungen folgt. Auch die Blinden-

schule sollte erweitert werden, und einstweilen ist ihr schon eine andere durch Privatbemühungen in's Leben gerufene Blindenanstalt an die Seite getreten, die bereits 28 Blinden Pflege ertheilt. Auch in dieser Anstalt, für die der Prof. v. Klar die größten Verdienste hat, wurde neu gebaut. Dieser Herr hat selbst 4 Betten in dieser Anstalt gestiftet, und eben so haben mehre reiche und große Herren einige Betten hineingestiftet, über denen die Wappen der Wohlthäter prangen. — Bemerkenswerth ist es, daß man nicht die gewöhnlichen Mittel zur Erlangung hülfreicher Hände bei Errichtung des Instituts ergriff, und daß man, anstatt besoldete Beamte zu nehmen, die Dienste der grauen Schwestern zu Hülfe aufrief. Man schickte vier junge Böhminnen nach Nancy, damit sie sich bei den dortigen soeurs grises zu dem Geschäfte der religiösen Krankenpflege, dem sie sich widmen wollten, vorbildeten. Mit Hülfe dieser vier unverheiratheten Damen, denen man eine französische graue Schwester aus Nancy zur Leiterin und Aebtissin gab, errichtete man das Institut. Die achtbaren und ausgezeichneten Männer und Frauen, welche an der Spitze der Anstalt stehen, sind der Meinung, daß die Kranken sich weit besser bei der Pflege solcher Personen befinden, die sich derselben aus freier Entschließung und religiösem Eifer widmen, als bei solchen, die das Meiste nur des Geldes wegen und aus Furcht, entlassen zu werden, thun.

Wir machten der französischen Vorsteherin selber unseren Besuch und fanden in ihr eine rüstige, rasche Frau, die, eben an ihrem Bureau arbeitend, die Feder

niederlegte und ihre Geschäftspapiere verließ, um uns zu begrüßen. Sie sagte, daß das Ganze nur noch ein kleiner Anfang sei, daß man aber an seiner Erweiterung thätig arbeite. Als ich sie fragte, ob sie sich denn hier in der Fremde wohlbefinde, sagte sie, es wäre ihr Anfangs wohl ein wenig sauer geworden, sich in alles Neue hineinzufinden, doch hätten ihr Gott und gute Menschen redlich geholfen. Gleich im ersten Jahre ihres Hierseins habe sie auch einmal traurig und einsam auf ihrem Zimmer gesessen und, von einer Art Heimwehs ergriffen, daran gedacht, wie viel Unbequemes doch die Fremde habe. Da habe es angepocht, und ein ältlicher Herr sei hereingetreten, der sich ihr als Gutsbesitzer vorstellte und nach den Umständen der neubegründeten Anstalt erkundigte. „Ma chère mère," hob er an, „Sie sind fremd hier und haben wohl mit mancher Noth zu kämpfen. Ihre Unternehmung ist noch jung und bedarf allseitiger Theilnahme. Erlauben Sie mir, Ihnen dieß Päckchen zu überreichen, als einen kleinen Beitrag zu den vielen Bedürfnissen Ihrer Kostgänger." Hiermit gab er ein versiegeltes Päckchen der Alten in die Hände, und während diese noch die Aufschrift las: „An die barmherzigen Schwestern," hatte der Fremde sich schon empfohlen. Sie sprang schnell auf zur Thür, zur Treppe, um ihn zu fragen, ihm zu danken. Aber er war verschwunden. Sie fand nachher ein artiges Sümmchen in dem Packete, dessen Geber aber drei Jahre lang ihr verborgen blieb. — „Später setzte sich der mir bisher unbekannte Fürst L. mit mir in Correspondenz," erzählte

sie weiter, „weil er ein Filialinstitut für Blinde in Melnik zu errichten wünschte. Als die präliminären Unterhandlungen zum Ende gediehen sind, reise ich denn jetzt vor einigen Wochen nach Melnik hin, um dem Fürsten meine Aufwartung zu machen und dieß Filiale in's Leben zu rufen. Ich trete ihm gegenüber, ich entdecke in ihm ein gewisses mir bekanntes Wesen. Mein Gott!" sage ich, „Sie sind ja —. Es war der Wohlthäter, der mich damals in meiner ersten traurigen Zeit so freundlich tröstete."

Sie sagte mir ferner, daß solche Protestanten aus Norddeutschland, wie ich einer wäre, recht oft zu ihr kämen, und sie habe jedes Mal eine kleine stille Schadenfreude daran, wie diese Leute mit so gar großen Vorurtheilen in ein klösterliches Institut eintraten. Eine gewisse schüchterne Verlegenheit, mit der sie sich umschauten, und eine gewisse Befangenheit in ihrer Unterhaltung wären ihr ein sicheres Zeichen von den bösen Dingen, die sie im Stillen bei sich denken möchten. Sie lasse sich aber dadurch nicht irre machen, rede mit ihnen wie mit anderen Menschen und habe dann ihre Lust, zu bemerken, wie sie allmälig aufzuschauen und Vertrauen zu fassen wagten.

In der That fielen mir auch noch einige protestantische Schuppen von den Augen, als zwei der untergeordneten grauen Schwestern zu uns traten, und ich bemerkte, daß sie in ihrem ganzen Sein und Wesen nicht etwa hohläugigen, blassen, abgehärmten Nonnen, sondern tüchtigen, gesunden, frischen Wirthschaftsmamsellen

glichen. Insbesondere tummelte sich die eine höchst frisch und lebensfroh in Küche und Keller und zwischen den hülflosen Blinden, wo wir sie begleiteten, herum. Die Welt, sagte sie, entbehre sie gar nicht, sie stehe früh auf und schaffe den ganzen Tag.

Der Orden der barmherzigen Schwestern und Brüder, sowohl der der grauen, als der der braunen und schwarzen, außer denen es auch noch grüne, blaue und rothe Brüder giebt, füllt in den katholischen Ländern so manche Lücke in dem Systeme der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten aus, daß an ihrem Fortbestehen, so lange man noch nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen hat, Niemand Anstoß nehmen wird. Dagegen erscheint jetzt auch wieder ein anderer Nonnenorden in Prag, der das labora mit dem ora nicht so gut zu vereinigen wußte und daher auch von Joseph II. als höchst überflüssig aufgehoben, später aber wieder eingeführt wurde. Ich meine den Orden der Carmeliterinnen, die da glauben, daß ihre Schwesterschaft die älteste in der Christenheit sei, und daß selbst die Maria und Anna und Magdalena und alle heiligen Frauen des neuen Testaments bereits Mitglieder derselben gewesen seien. Die Carmeliterinnen und Carmeliter behaupten, daß ihr Orden noch vom Propheten Elias selber auf dem Vorgebirge Carmel in Palästina gestiftet worden sei, und daß alle Propheten und frommen Männer von Elias bis auf Pythagoras und Christus ihm angehört hätten. In dem stolzen Gefühle der unübertroffenen Anciennetät ihrer von so vielen hochberühmten Heiligen gewissermaßen ge-

adelten Frömmigkeit schließen sie sich daher auch strenger als alle anderen Orden von der profanen Welt ab und unterwerfen sich den härtesten Regeln, indem sie sich noch weniger als irgend ein anderer Orden für das Wohl der Menschheit gemeinnützig machen. — Joseph II. hob die Stiftungen dieses Ordens in Prag und auch in anderen Theilen der Monarchie auf und entließ die Carmeliterinnen in die Welt. Diese aber blieben, so gut es anging, auch außerhalb ihres Klosters ihrer Regel treu, wohnten von der Welt geschieden bei einander, beteten und nährten sich von milden Gaben und ihrer Hände Arbeit. Als dieß später dem Kaiser Leopold berichtet wurde, rührte es ihn, und er gab ihnen zu ihrem Gebrauche das Barnabitenkloster auf dem Hradschin, in dem sie sich nun verschanzt und vermauert haben.

„Diese Carmeliterinnen essen ihr ganzes Leben hindurch nichts als die magerste Fastenspeise, sie beten Tag und Nacht und gönnen sich wenig Schlaf. Sie schlafen nie anders als auf Holz und haben einen Stein zum Kopfkissen. Sie tragen ein härenes Gewand auf bloßem Leibe und legen zuweilen als Gürtel eine Kette mit eisernen Stacheln um. Von der Welt sind sie so abgeschlossen, daß sie weder Vater, noch Mutter, noch sonst einen anderen liebenden Menschen sehen oder sprechen dürfen. In das Innere ihres Klosters dringt außer dem Essenkehrer kein lebendiges Wesen, das dem männlichen Geschlechte angehört, und nichtsdestoweniger giebt es mehre zarte und junge Mädchen unter ihnen.“ Dieß

und noch viel Aergeres, noch viel Interessanteres und Geheimnißvolleres erzählte man mir in Prag von den Carmeliterinnen. Ich war daher bald entschlossen, so weit als nur irgend möglich in das Kloster einzudringen und über jene Dinge einen etwas authentischeren Aufschluß zu erhalten. Ein Mönch aus dem Kloster Strahof half mir dabei mit gutem Rathe. Er beschrieb mir eine Thür des Klosters, bei der ich anpochen solle. Der Frau, die mir öffnen würde, sollte ich dann nur auf ihre Frage, was mein Begehr sei, erwidern, ich sei ein Fremder und wünsche die heilige Maria Electa zu sehen. Diese heilige Maria Electa sei die schwache Seite der Carmeliterinnen, die sich gern mit ihr etwas breit machten und einem Fremden nicht leicht den Zutritt zu ihr versagten. „Aber, ehrwürdiger Vater," erwiderte ich, „ich bin ein Protestant und werde der Heiligen nicht die Hände oder Füße küssen und keine Gebete bei ihrem Schrein verrichten." — „Man wird Sie nicht über Ihre Religion befragen. Wie ich sagte, dieß ist der einzige Weg."

Ich ging, ich fand die bezeichnete Thür und pochte an. Man that mir auf, und ich sah in einem kleinen, ringsum vermauerten Vorhäuschen eine ältliche Frau, die zu dem weltlichen äußeren Dienstpersonale des Klosters gehörte und mich fragte, was mein Begehr sei. Ich sprach, wie mich der Mönch gelehrt, „ich sei ein Fremder und wünsche die heilige Mutter Maria Electa zu sehen."

In der Wand, welche der Thüre gegenüber war,

befand sich eine Oeffnung, und in dieser Oeffnung drehte sich eine senkrecht stehende Walze mit mehren Fächern, die bei jeder Umdrehung immer die Oeffnung völlig verdeckten und doch auch dazu dienten, irgend etwas aus dem Kloster heraus oder von außen etwas hinein zu spediren. Hier pochte meine Frau an, und ich hörte bald darauf etwas hinter der Oeffnung rauschen, und eine leise Stimme fragte: „Was ist?" „Ein Fremder, ehrwürdige Schwester, der unsere heilige Mutter Maria Electa zu sehen wünscht und sich die Schlüssel zur Kirche erbittet." Dieselbe leise Stimme lispelte zurück: „Ja ja!" — und nach einiger Zeit fielen ein paar schwere Schlüssel in eins der Fächer des senkrecht stehenden Cylinder-Kastens. Die Frau drehte ihn um, nahm die Schlüssel heraus, und wir gingen in die Kirche des Klosters. — Bei'm Eintritt zeigte mir diese Kirche eben nichts Besonderes. Aber am entgegengesetzten Ende in der Nähe des Altars bemerkte ich ein eisernes Gitter, hinter dem sich etwas Schwarzes hin und her bewegte. „Was ist das?" fragte ich meine Begleiterin. „Dahinter sitzt die Mutter Maria Electa, und eine der ehrwürdigen Schwestern ist dabei beschäftigt, ihren Schrein zu öffnen, damit Sie sie besser sehen können. Warten Sie ein Bißchen, bis sie —" Allein ich wartete keinen Augenblick, vielmehr war ich rasch in der Nähe des Gitters, das aus dicken eisernen Längs- und Querstäben bestand. Ich blickte in die Dämmerung dahinter hinein und sah eine tief verhüllte Nonne, die vor einer alten braunen eingetrockneten Mumie kniete, indem sie ihr

Hände und Füße küßte und Gebete sprach. Die Mumie war die Maria Electa, die auf einem geschmückten Throne, mit allerlei Spitzen und Flitterwerk geziert, dasaß. Sie war von einem gläsernen Schranke umgeben, den die Nonne für mich geöffnet hatte. Sie hatte sich etwas verspätet, und ich war vielleicht zu schnell gewesen. Genug ich sah, daß es trotz der strengen Regeln des Carmeliterordens doch möglich sei, daß ein junger Mensch sich einer Nonne dieses Ordens in größerer und mehr unbeaufsichtigter Einsamkeit gegenüber befinden könne, als dieß in der Welt bei der dort herrschenden Etikette vorkommen könne. Denn wir waren, da meine Alte bei der Thüre zurückgeblieben war, und weder aus dem Inneren des Klosters, noch aus der äußeren Welt ein Laut zu uns eindrang, vollkommen einsam, nur durch das besagte Gitter geschieden.

Ich redete sie an: „Erlauben Sie, ehrwürdige Schwester, ist das die Maria Electa?"

„Gelobt sei Jesus Christus! Gott grüße Sie," erwiderte sie nach einiger Zeit, nachdem sie ihre Küsse und Gebete vollendet hatte, „ja das ist unsere theuere, heilige, hochverehrte Mutter Maria Electa!" — Sie stand nun ganz aufrecht vor mir, und obgleich sie von oben bis unten in ein großes dickwolliges Gewand gehüllt war — auch ihr Gesicht bedeckte ein schwarzer dickwolliger Schleier —, so schien es mir doch, als wären ihre äußeren Formen anmuthig und schön. Ihre Stimme war äußerst weich und schmelzend, und

sie hauchte und lispelte mehr, als sie sprach. Ich fand dieß Anfangs sehr hübsch und reizend, bis ich später merkte, daß alle Carmeliterinnen eine solche lispelnde und leise hinschmelzende Stimme haben, und daß bei den meisten das Gespräch ein gewisses sentimentales Wimmern ist, welches sie sich bei ihrem beständigen Beten angeeignet haben.

Mit lieblicher, sanft hauchender Stimme erzählte sie mir dann die Geschichte der Maria Electa. „Sie ist, sagte sie, vor 200 Jahren Vorsteherin unseres Stiftes gewesen, und ihr frommes und heilsames Wirken hat sie uns unvergeßlich gemacht. Der Himmel hat daher auch zum Andenken daran das Wunder gestattet, daß ihre theuere leibliche Hülle uns unversehrt und unverweset zurückblieb. Sie ist noch ganz so wie im Leben, und sogar die Hände, Arme und Finger sind noch ganz beweglich. Der heilige Vater, der Papst, wird sie daher vielleicht auch heilig sprechen, was immer bisher noch nicht geschehen ist."

„Wünschen Sie dieß denn?"

„O ja, wir wünschen es sehr! Die Sache ist auch bereits im Werke. Sollte sie zu Stande kommen, so würde unserem Kloster daraus eine große Ehre und gar mancherlei Vortheil erwachsen. Die Geschichte der Maria haben wir gedruckt, und ich kann Ihnen sogleich ein Exemplar davon geben."

Sie überreichte mir ein Büchelchen, welches ich durch die engen Maschen des Gitters hindurchzwängte. Ich bemerkte, daß dabei ein äußerst zartes, feines Händchen

unter dem Scapulier hervorkam. Ich muß gestehen, daß ich mir nun sofort einbildete, daß das Gesicht, das zu dieser feinen Hand und zu dieser zierlichen Stimme gehörte, wie überhaupt das ganze unter dem Schleier verborgene Wesen ebenso fein, zierlich und interessant sein müsse. Ich erzählte ihr daher sofort etwas von anderen Heiligen und überhaupt von anderen Kirchen und Ländern, die ich gesehen, sowie von meiner wandernden Lebensweise, was sie gern zu hören schien, um mir dadurch ein Recht zu erwerben, sie nun auch um eine Schilderung ihrer Lebensweise zu bitten.

„O unser Leben", sagte sie, „ist herrlich, denn es ist dem Gebete zu Gott geweiht. Ich lebe nun so schon seit 5 Jahren. Mein Vaterland ist Steiermark, und meine Aeltern wünschten, als ich ihnen meinen Entschluß erklärte, in ein Kloster zu gehen, ich möchte eine der minder strengen und harten Ordensregeln erwählen. Allein ich zog entschieden die der Carmeliterinen allen anderen vor; denn nur wenn man von der Welt sich ganz lossagt, kann man dem Himmel ganz angehören. Gern und willig unterzog ich mich dem strengen dreijährigen Noviziat, dem alle sich unterwerfen müssen, welche als Schwestern in unseren Orden aufgenommen zu werden wünschen. Wir müssen während dieser Zeit mancherlei Prüfungen bestehen, unter anderen auch während eines ganzen Jahres uns aller lauten Unterredung mit Anderen, außer der mit Gott und den Heiligen, entziehen. Selbst unsere Mit=

schwestern sprechen während dieses Jahres bloß durch Zeichen mit uns, und auch dieß noch so selten als möglich. Diejenigen, welche während dieser drei Jahre nicht beständig freudige Hingebung in ihrem harten Dienste gezeigt haben, werden nicht in den Orden aufgenommen. Auch können die, welche sich nicht stark genug fühlen, noch vor Ablauf der 3 Jahre wieder zurücktreten; denn nur solche, die freiwillig und aus Sehnsucht nach dem Gebete und nach der Gemeinschaft mit den Heiligen der Welt entsagen, wünschen wir zu Schwestern. Auch kann keine vor dem 24. Jahre das Gelübde, nach dessen Vollziehung dann keine Rückkehr in die Welt mehr möglich ist, ablegen.“ Ich berechnete nun hierbei nach den im Obigen gegebenen Daten im Stillen das Alter meiner Gesprächsgenossin und fand, daß sie noch nicht über die dreißig hinaus sei. Ein hübsches Alter dachte ich, von dem es wohl noch ein weiter schmerzlicher Weg ist, bis man zu einer so gänzlichen Abtödtung des Fleisches kommt, wie die Dritte in unserem Bunde, die in ihrem Glasschranke thronende Maria Electa. Dann fragte ich, ob auch jetzt noch wieder Novizen daseien.

„Ja, vier!“ sagte sie, „und 16 Schwestern sind wir im Ganzen.“ Ohne Zweifel, dachte ich, 16 höchst wunderbare, romantische und vielleicht sehr betrübte Lebens- und Geistesentwickelungen, von deren Bestehen in unserem Jahrhunderte ein solches norddeutsches Kind der neuesten Zeit sich gar keinen rechten Begriff mehr machen kann.

„Auch als Schwestern führen wir ein entbehrungsreiches Leben, das Ihnen gewiß hart erscheint, fort. Sieben Stunden des Tages bringen wir regelmäßig im Gebete zu. Doch haben wir außerdem auch noch an manchen Festtagen des Jahres Gebete und Messen um Mitternacht zu singen. Am Tage über sprechen wir gewöhnlich nicht zusammen. Nur des Morgens und des Abends haben wir eine Stunde „Recreation.“ Während dieser beiden Stunden besuchen wir uns und sitzen im Gespräche beisammen. Wir beschäftigen uns noch außer dem Gebete mit dem Nähen und Flicken unserer Kleider, oder mit anderen kleinen Arbeiten im Kloster, die wir soviel als möglich alle selbst besorgen.“

„Ist es wahr,“ fragte ich sie ferner, „daß Sie bloß dieß grobe wollene oder härene Gewand tragen?“

„Ja, dieß ist das einzige Gewand, das wir tragen. Unsere Speise ist ebenso mager. Wir essen nie Fleisch, sondern stets nur Gemüse, Fisch mit Oel oder Butter, und Wasser ist unser Getränk. Wir sind aber froh und zufrieden dabei, und es kommt uns nicht in den Sinn, noch etwas zu begehren. Wir schlafen auf Stroh und haben auch kein anderes Kopfkissen als einen Strohsack. Zuweilen aber genügen Einigen von uns diese Büßungen noch nicht, und sie fügen freiwillig noch härtere hinzu. Z. B. sie schlafen zuweilen auf bloßem Holze, oder sie sparen sich an ihren kärglichen Mittagsportionen noch etwas ab und schicken es armen Leuten in die Welt hinaus, oder sie durchwachen betend ganze Nächte. Darin suchen

wir uns oft noch untereinander zu übertreffen, und wir können uns darin nie genug thun; denn kann man das sündhafte Fleisch wohl je genug kasteien und abtödten?"

Mein Gott, dachte ich, welche große Prüfungen, welche ungeheuere Opfer! und zwar aufgelegt hinter Mauern, die rund umher mitten zwischen Palästen stecken, und mitten in dem Treiben und Getümmel einer volkreichen Stadt! und unwillkürlich fragte ich: „Aber warum wohnt Ihr denn nicht in der Einsamkeit in irgend einer Wald- oder Haidewildniß."

„Allerdings sollte es so sein," sagte die feine Stimme unter dem dicken Schleier, „und wir wünschen es sehr, aber wir vermögen leider nicht nach unserem Willen das uns angewiesene Kloster zu transportiren und sind nicht reich genug, uns ein anderes an einem zweckmäßigeren Orte zu bauen. Doch leben wir auch hier frei von Anfechtung, glücklich und vergnügt, einträchtig und der Liebe zu Gott und der Freundschaft zu einander hingegeben." Hierbei tauchte eines jener kleinen gekrümmten Wesen, die wir Fragezeichen nennen, vor meiner Einbildungskraft auf, wackelte zweifelnd mit seinem Kopfe hin und her und sprach zu mir: „Alle Aeußerungen Ihrer verschleierten Unbekannten in Ehren, was jedoch die Eintracht dieser Damen betrifft, so stellen Sie mich doch in Klammern und unverschleiert dahinter!" — „Es hatte Recht," sagte mir später Jemand, dem ich diese Aeußerung mittheilte, „die Eintracht ist leider

nicht so groß, wie man es wohl gern von solchen beständig frommen Beschäftigungen hingegebenen Menschen wünschen möchte. Intriguen und Cabalen finden auch in diesem kleinen Staat im Staate statt, die besonders bei der Wahl ihrer Oberinnen, die alle drei Jahre neu gewählt werden, sich an- und ausspinnen."

Seufzend aber und leise lispelnd versicherte mir meine Carmeliterin noch einmal: „O Sie glauben nicht, wie glücklich, wie gänzlich selig, wie nichts wünschend und nichts entbehrend wir hier leben. Nur bei unserer strengen Regel ist es möglich, schon hienieden das Himmelreich zu erwerben!" Sie verschloß dann den Schrein der Maria Electa, nachdem sie ihr noch einmal die getrocknete Hand geküßt, und zog sich, indem sie mir noch ein „Gott behüte Sie" wünschte, in's Innere des Klosters zurück. Durch die geöffnete Thüre erblickte ich einen Klostergang und dahinter einen kleinen freien Raum, der mit einigen Bäumen besetzt war, den einzigen unbedachten Platz, auf dem diese armen Geschöpfe Gottes offenen Himmel schauen. — Gott sei mit dir, dachte ich, indem ich den letzten Zipfel ihres schwarzen Gewandes um die Ecke verschwinden sah, arme Seele, wie schwer machst du dir das Leben, von dem doch der Herr selbst sagt: mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht. Und ich erinnerte mich dabei der vielen treuen, dem lieben Gotte wohlgefällig und den Menschen nützlich lebenden Mütter, die ich schon früher außerhalb der Klostermauern gesehen hatte.

Der große Reiz, den die Klöster und insbesondere

die Nonnenklöster für uns haben, liegt in der Ungewöhnlichkeit der hier abgelegten Gelübde und in der Außerordentlichkeit der Charaktere und der Lebensschicksale, welche wir hier demnach finden zu müssen vermuthen, sowie endlich in dem tiefen Geheimniß, welches über dem Allen schwebt. Dieser für einen nüchternen Protestanten insbesondere unwiderstehliche Reiz brachte mich auch noch einmal wieder zu den Carmeliterinnen, und zwar dießmal in Begleitung einer vornehmen Prager Dame, die sich und mich bei der Oberin Aloysia anmelden ließ. Wir wurden in Parlatorium empfangen. Dasselbe ist durch eine Mauer in zwei Abtheilungen getheilt. Diese Mauer hat ein doppeltes Gitter, wie es den Carmeliterinnen bei allen Thüren, Fenstern und sonstigen Oeffnungen, in welche die Welt hineinschauen könnte, entgegentritt. Hinter dem Gitter hing noch ein dunkeler Vorhang, der dann aufrollte, als die Oberin und eine andere ebenso wie sie verschleierte Nonne, wie ich hörte, die frühere Oberin, eintraten und uns wiederum zwei vermummte Gesichter zeigten, über die zu denken uns alles Mögliche erlaubt war, da wir nicht den leisesten Schimmer davon zu sehen bekamen. Meine gütige Begleiterin sagte mir freilich, sie wolle die Oberin ersuchen, sich zu entschleiern, und sie würde es dann thun. Aber ich bat sie um des Himmels willen, dieß zu unterlassen, denn ich fürchtete, ich wüßte nicht, warum, die Enthüllung dieses Räthsels. Ich fragte die schwarze Figur, welche die Oberin bedeutete, nach der Bibliothek ihres Klosters und hörte von ihr,

daß sie einige Legenden von Heiligen, einige Uebersetzungen der Schriften von Kirchenvätern, die Bibel und Thomas von Kempen besäßen. Als sie dieses letzte Buch nannten, vereinigten sich alle Anwesenden in seinem Lobe. „Ja das ist ein schönes Buch!" rief ich, der Protestant. „Das ist herrlich!" sagte meine Begleiterin und Gönnerin, die Mutter mehrer hübscher Kinder. „Ach es ist das nützlichste Buch, das ein Christ nach dem Evangelium schrieb", flüsterten die Carmeliterinnen mit leisen Stimmen durch's Eisengitter. Es ist wunderbar, dachte ich dabei, wie doch ein wahrhaft frommer Mann, der einmal die ächte Weise des Lobes Gottes anstimmt, alle Herzen für sich gewinnt.

Uebrigens bemerkte ich doch, daß die Carmeliterinnen nicht in dem Grade von der Welt abgeschieden waren, wie man dieß in Prag erzählt. Ihre Oberin steht mit manchen Damen auswärts in freundschaftlichen Verbindungen, empfängt von ihnen kleine Geschenke und freundliche Grüße und schickt ihnen zuweilen wenigstens Grüße wieder, um im Falle der Noth, der sich häufig einstellt, ihres Schutzes sich erfreuen zu dürfen. Ich glaube auch schwerlich, daß die Versicherung meiner Carmeliterin, sie würden gern in einsamer Wildniß wohnen, aufrichtig gemeint war, und denke mir, daß sie sich alle dafür bedanken würden, wenn die Kaiser von Marocco oder China sich erböten, ihnen den schönsten Strich Landes in einer weiten und breiten Wüstenei abzutreten und zu eigen zu schenken. Trotz dem, daß sie die Welt nicht sehen, ist es ihnen

doch, glaube ich, Bedürfniß, die Welt wenigstens um um sich herum zu wissen und ihre wogende Brandung von fern an den Mauern ihres Klosters zu hören, und trotz dem, daß sie aller Eitelkeit glauben entsagt zu haben, ist ihnen doch das Bedürfniß geblieben, für diese Entsagung sich bewundert zu wissen. Sie legten daher ihre Klause den Kaiser- und Fürstenpalästen des Hradschins gegenüber, wie Diogenes seine Tonne den Palästen der Athenienser. Nur in dieser Lage als Verächter der Paläste, die ihm zu seiner Größe ebenso nöthig waren, wie dem Perikles und Alcibiades zu der ihrigen, stand Diogenes so groß da. Wenn alle Athenienser mit ihm in Tonnen gekrochen wären; so hätte er wohl bald vor Langweile wieder ein ordentliches Haus bezogen. So, glaube ich, würden auch bald diese Carmeliterinnen ihre Eisengitter wegsägen, wenn sie hörten, daß auf einmal rund umher alle Frauen Prags sich vermauert hätten.

In Wien sind die Carmeliterinnen seit Joseph's Zeit nicht wieder aufgelebt. Es giebt dort kein Kloster dieses Ordens, ebenso wenig wie es dort Jesuiten giebt, die doch bereits in der Provinz hier und da wieder zugelassen wurden. Ueberhaupt hat Prag wohl mehr Klöster und Orden aufzuweisen als Wien oder als vielleicht irgend eine andere Stadt Oesterreichs, und es lassen sich weit eher alle die Orden, welche man hier nicht findet, herzählen als die, welche man in manchfaltigen Uniformen auf den Straßen der Stadt erblickt.

Sie alle in ihren Zellen zu beobachten, möchte wohl sehr der Mühe lohnen. Doch begnügten wir uns mit dem Wichtigsten und vergaßen daher auch vor allen Dingen nicht, die weißen Herren Prämonstratenser des Klosters Strahof aufzusuchen, dessen Bibliothek eine der berühmtesten in Böhmen ist. „Strascha" heißt im Böhmischen soviel als Wache, und das in der Nähe des äußersten Stadtwachtpostens angelegte Kloster wurde darnach auf Böhmisch das Straschow'sche genannt, woraus die Deutschen „Strahof" machten. Es wurde bereits im Jahre 1140 von Wladislaus II. gegründet, d. h. nur 20 Jahre später als ein Engel dem heiligen Norbert in der Nähe von Coucy in Frankreich die Wiese zum ersten Kloster dieses Ordens gezeigt hatte (pré montré, woher Prämonstratenser). Von allen den 2000 Klöstern, die dieser Orden im 13. und 14. Jahrhunderte besaß, war das Strahof'sche in Prag der Zeit der Stiftung nach das achte, wie man aus einer genealogischen Tabelle dieser Prämonstratenserklöster, die hier gezeigt wird, entnehmen kann. Und außerdem hat Strahof zugleich auch die Ehre, jetzt, wo der Orden auf wenige 100 Klöster reducirt ist und in Italien z. B. gar keine mehr besitzt, eines der letzten und zugleich reichsten zu sein.

Wie alle österreichischen Prachtklöster ist auch Strahof nicht ganz vollendet. Seine Kirche z. B. ist ziemlich verfallen und sticht gegen die schönen Bibliothekssäle auf unangenehme Weise ab. Herrlich muß es um die Wirksamkeit dieser Bibliothek stehen, wenn

die schönen Sprüche, die zwischen den Büchern an den Wänden und Pfeilern zierlich angebracht sind, nicht nur als architektonische Zierath prunken, sondern auch in den Herzen der Mönche mit goldener Schrift geschrieben stehen. „Initium sapientiae timor Dei“, heißt's hier, „Consolatio vivis, vita mortuis“ dort. Unter dem Plafond des Hauptsaales sind an einem großen geschmackvollen Deckengemälde alle Weisen der Welt versammelt, Moses mit den 10 Tafeln, Sokrates und Plato mit ihren Schülern, Paulus, der in Athen über die Inschrift des Tempels: „Ignoto Deo“, die in der Mitte des Ganzen steht, predigt. „Da fehlt ja nur noch Zoroaster, Confutse und Mahomed,“ sagte ich zu dem mich begleitenden Mönche, „wollen Sie diese denn nicht auch aufnehmen?“ — „Warum denn nicht,“ erwiderte er, „aber von Mahomed ist gar kein Portrait gemacht worden, und von Zoroaster und Confutse können wir sie hier in Strahof schwer erhalten.“ Die 50,000 Bände der Sammlung sind mit einem Luxus und einer Ordnung aufgestellt, die nichts zu wünschen übrig lassen. Wenn man nur noch ein wenig mehr fleißige Bienen auf dieser schönen Wiese erblickte. Die 30 Mönche des Klosters können den aufgespeicherten Honig nicht alle consumiren, und die Kanäle, durch welche er in die unten liegende Stadt hinabrinnen könnte, muß ein Joseph noch einmal wieder eröffnen. Ziska, der im Namen von Huß predigte und da mit Feuer taufte, wo Huß mit dem kühlenden Wasser gekommen war, — jener wilde Ziska, der neben Jo-

seph II. in allen böhmischen Klöstern am meisten genannt wird, verstopfte nicht nur jene Kanäle, sondern auch selbst die Honigquelle dazu. Denn er zerstörte das Kloster Strahof, wie so viele andere, von Grund aus. Jetzt aber nach vergessenen Leiden sieht man das Portrait seiner wilden einäugigen Gesichtszüge in der Gemäldegalerie des Klosters ruhig neben denen mehrer anderer historisch denkwürdiger Personen hängen. Ich habe das Portrait dieses Kloster= und Schlösser=feindes überhaupt in den Sammlungen vieler böhmischer Schlösser und Klöster gefunden, und die, welche ihn, wenn er noch lebte, wohl an den Galgen brächten, sind gar am Ende jetzt noch ein wenig stolz darauf, daß ein solcher energischer Hartkopf ein Landsmann von ihnen war.

Den berühmten Schatz bei den Kapuzinern auf dem Hradschin habe ich nicht gesehen, worüber ich später viel Tadel habe hören müssen. Leider auch habe ich nicht das hübsche Glockenspiel der Thurmuhr der benachbarten Lorettokirche vernommen, was ich selbst am meisten bedauere. Dieß Glockenspiel trägt hier, wie man mir erzählte, alle Stunden ein uraltes böhmisches Volkslied vor, das ihm vor langen Jahrhunderten, ein Kapuziner sagte mir vor 1000 Jahren, ein geschickter Uhrmacher lehrte. Der heilige Franz von Assisi verbot freilich bei der Stiftung seines Ordens die Gelehrsamkeit, gab seinen Schülern bekanntlich nur drei Knoten in ihr Cingulum, von denen der oberste Gehorsam, der mittlere Keuschheit und der unterste Armuth bedeutete, für die

Gelehrsamkeit aber gab er ihnen keinen Knoten. Vielmehr schloß er Kenntniß und Wissenschaft als unnöthige Dinge von den Gegenständen expreß aus, denen sie sich zu widmen hätten. Aber selbst wenn ich diese drei Kapuzinerknoten auch nicht als genügende Bürgschaft für jene 1000 Jahre annehmen dürfte, so mögen es doch 500 sein, denn als uralt ist jene Thurmmelodie in ganz Prag, so sagte man mir wiederholt, bekannt, und es bleibt immer eine interessante Idee, daß sich während langer Jahrhunderte Stunde für Stunde diese hübschen Klänge durch alle den ungeheueren Wechsel der Begebenheiten bis auf den letzten und neuesten Augenblick herab hindurchwanden. Vielleicht hörte man diese liebliche Melodie schon, als noch die alten Tschechenfürsten auf dem Wissehrad wohnten. Gewiß vernahmen sie die Hofleute des prachtliebenden Carl's IV. und die Ritter der anderen Kaiser, die auf dem Hradschin thronten. Sie erklangen mit lieblichen Stimmen bei dem Kanonendonner der Schlachten am weißen Berge und verstummten nicht mitten in dem Bombardement, das Friedrich's des Großen Pulverfabrikanten der Stadt bereiteten. Gewiß hörte das alte böhmische Lied Ferdinandus des Zweiten Krieger, wie sie als schreckliche Triumphatoren und furchtbare Sieger den Strahof'schen Weg hinabzogen. Nie wie bei dieser Uhr, die sich so leise durch ein halbes Jahrtausend hindurchtickte und so Stunde für Stunde den Mund zu demselben Gesange aufthat, wurde es mir deutlich, daß die Jahrhunderte nur aus Stunden be-

stehen, und daß sie wie diese in raschem Fluge an uns vorübereilen.

Auch des Gegensatzes zu den Strahofer Prämonstratensern wegen war mir der Besuch bei den Kapuzinern interessant. Denn wie bei jenen Ordnung, Eleganz und Bildung, herrschen bei diesen Schmuz, Armuth und Stupidität vor. Eine Bibliothek wiesen sie mir nicht, und das einzige Latein, das ich hier zu sehen bekam, stand auf einer Tafel im Gange, wo alle die Gebete mit kleinen Stiften bezeichnet waren, die sie an dem heutigen Tage zu sagen hatten. Es waren diese: „Pro animabus in Purgatorio," — „pro vivis benefactoribus," — „pro infirma prole," — „pro defunctis fratribus," — „in honorem Mariae," — „pro benedictione divina."

Strahof liegt auf der linken Seite der Moldau und zwar am äußersten Ende der Stadt, da, wo das Thal, welches von der sogenannten „kleinen Seite" mit Häusern ausgefüllt wird, sich zu einer engen Schlucht verliert und am Ende mit dem hohen Plateau, von dem es herabkommt, ausgleicht. Das zweite größte und interessanteste Kloster in Prag, das Kloster zu Emaus, liegt an der rechten Seite der Moldau am entgegengesetzten Ende der Stadt. Es soll Carl dem Vierten, seinem Erbauer, wie er selbst einmal geäußert hat, noch einige Scheffel Groschen mehr gekostet haben als die Moldaubrücke. Vor der Zerstörung, die es durch die Schweden und Hussiten erlitt, war dieß

deutlicher in den Gebäuden zu ersehen als jetzt. Man erkennt in dem, was sich heut zu Tage noch vom Kloster darbietet, wohl kaum mehr den Lieblingssitz eines so prachtliebenden und baulustigen Kaisers, wie es Carl IV. war. Nur durch ein Bild noch, das im Gange des Klosters hängt, kann man sich eine Vorstellung machen von dem, was es früher war. Auf diesem Bilde erscheinen Carl IV. auf der einen Seite auf dem Throne und sein Sohn Wenzel auf der anderen, nebst ihren Gemahlinnen, und in ihrer Mitte das schöngethürmte Kloster zu Emaus. Carl der IV., den die Böhmen mit mehr Recht einen Slaven nennen zu können glauben, weil er größtentheils in Böhmen erzogen wurde und die böhmische Sprache an seinem Hofe die herrschende war, als die Deutschen ihn einen Deutschen nennen, weil er aus einem deutschen Hause stammte, setzte slavische Mönche in dieses Kloster. Später wurden diese daraus vertrieben, und es kamen spanische Priester hinein, welche überall die glagolitischen Inschriften mit lateinischen vertauschten.

Das Merkwürdigste an diesem Kloster und der Grund, weßhalb z. B. alle Franzosen es kennen sollten, ist, daß von hier das berühmte Evangelium von Rheims kam, auf dem von alten Zeiten her die französischen Könige den Eid ablegten. Es war dieses Buch nämlich, so erzählte mir ein Prager Gelehrter, in einer Sprache und mit Lettern geschrieben, die in ganz Frankreich Niemand kannte, und von denen sie nicht wußten, ob sie sie für armenisch, syrisch oder ägyptisch halten sollten. Genug,

sie glaubten aber, da ihnen das Evangelium aus dem Oriente zugekommen war, daß es uralt und in irgend einer der 50 orientalischen Sprachen, in der die Apostel geredet, abgefaßt sei. Zu verschiedenen Zeiten hatte man schon mehre Akademieen vergebens um Auflösung des Räthsels gefragt. Auf einmal kam diese Auflösung von Einem, der freilich schon manchen gordischen Knoten zerhauen, von Peter dem Großen, dem Zar der Reußen, der auf seiner Durchreise zu Rheims auch jenes berühmte Evangelium der Könige von Frankreich in die Hand nahm und den Leuten zu ihrer Verwunderung etwas daraus vorlas, indem er sagte, daß dieß ein altslavonisches, mit glagolitischen Schriften geschriebenes neues Testament sei. Freilich mochte dieß den meisten Franzosen wieder ein böhmisches Dorf sein. Doch war wenigstens für den Gelehrten der Schlüssel gefunden. Die Frage aber blieb, auf welchen Schicksalspfaden dieses slavische Evangelium aus Konstantinopel nach Rheims gelangt sei. Böhmische Gelehrte, deren mehre nach Peter dem Großen das Buch sahen, glaubten darin eine gewisse in Böhmen einst berühmte Bibel zu erkennen, welche Carl IV. in Gold prachtvoll eingebunden an sein Lieblingskloster zu Emaus zum Geschenk gemacht. Durch die Hussiten nun, so ist dieser Gelehrten weitere Hypothese, die an dem griechischen Hofe zu Konstantinopel Freunde suchten und dort ihre Empörung als aus altslavonischer Abneigung gegen den Katholicismus hervorgehend darstellten, kam das herrliche Evangelium nach Konstantinopel, wo es dem Kaiser als ein auch

von den slavischen Hussiten verehrtes altslavonisch griechisches Evangelium überreicht wurde. Konstantinopel wurde bald darauf von den Türken zerstört, und ein griechischer Gelehrter brachte das kostbare Buch nach Italien, wo es einem französischen Prinzen aus dem Hause Anjou in die Hände kam, der es als eine Art heiliger verehrungswürdiger Reliquie nach Frankreich sandte. — In der Revolution wurde das vielgewanderte Evangelium seines werthvollen Deckels beraubt und das Manuscript bei Seite geworfen. Wo es jetzt geblieben ist, weiß man wenigstens in Böhmen nicht.

Ursprünglich wurde das Emauskloster dem Cyrillus und Methodius zu Ehren erbaut, und daher mögen auch seine mancherlei Beziehungen, die es mit der griechischen Kirche gehabt zu haben scheint, kommen. Eine altgriechische byzantinische Mutter Gottes mit der byzantinischen Physiognomie und der dunkelbraunen Gesichtsfarbe, die noch jetzt in der Klosterkirche hängt, ist Zeuge dieser Beziehungen. Es ist bekannt, daß bereits ein großer Theil der westlichen Slaven das griechische Christenthum ebenso umarmt hatte, wie ihm alle östlichen Slaven beigetreten waren, und daß nur durch eine römisch-deutsche Reaction Böhmen, Mähren, Ungarn, Kroatien u. s. w. für den Katholicismus gewonnen wurden. Es blieb aber noch immer eine kleine Sympathie aller westlichen Slaven für die griechische Kirche bemerklich, und daher sieht man auch mehr als in anderen katholischen Kirchen in den böhmischen, mährischen u. s. w. solche alte braune byzan-

tinische Muttergottesbilder, die das griechische Zeichen **MP—ΘU** (*Μήτηρ ϑεοῦ*) zur Seite tragen, erscheinen. Das Volk in Böhmen nennt solche Bilder: „Russanska Maria,“ d. i. „russische Marieen.“

Diese russischen Marieen haben alle einen braunen indischen Teint und die bekannten Gesichtszüge, feingeschlitzte Augen, schmale Nase u. s. w. In dem Emauskloster ist aber auch noch eine andere Maria zu sehen, welche das Volk „Mojeninska Matka Boshia,“ d. h. „die mohrische Mutter Gottes,“ nennt. Sie hat einen vollkommen schwarzen Teint und ganz mohrisch weiße Augen und dicke rothe Lippen. Man sagt hier, die spanischen Mönche hätten sie aus ihrem Vaterlande mitgebracht. Man bringt mit dieser mohrischen Maria auch die Königin aus dem Mohrenlande zusammen, die den Salomo besuchte, und bezieht darauf, was im vierten, fünften und sechsten Verse des Hohenliedes steht:

„Die Frommen lieben Dich.“

„Ich bin schwarz, aber gar lieblich, ihr Töchter Jerusalems, wie die Hütten Kedar's, wie die Teppiche Salomo's.“

„Sehet mich nicht an, daß ich so schwarz bin; denn die Sonne hat mich so verbrannt.“

Die Böhmen beten hier übrigens vor der mohrischen Mutter ebenso wie vor der byzantinischen und römischen.

Am zweiten Ostertage strömen hier die meisten Gebete zum Himmel auf, denn er ist der größte Festtag des Klosters und überhaupt einer der größten Feiertage in ganz Böhmen.

Die Judenstadt.

Die Judengemeinde in Prag rühmt sich eine der zahlreichsten und ältesten der österreichischen Monarchie und überhaupt ganz Deutschlands zu sein.

Was den ersten Punct, ihre Anzahl, betrifft, so beträgt diese ungefähr 10,000 Individuen, d. h. 10 Procent der ganzen Bevölkerung der Stadt. Nur in Galizien findet man in den Städten die Juden noch zahlreicher. In Wien dagegen ist die Judengemeinde fünfmal kleiner als in Prag, und bringt man noch die größere Bevölkerung Wiens in Anschlag, so verhält sich die Prager Judenbevölkerung zu der Wiener wie 20 : 1. In ganz Böhmen giebt es ungefähr 70,000 Juden, und die Prager Gemeinde macht also den siebenten Theil dieser Summe aus. Da Böhmen in Summa 4,000,000 Einwohner hat, so ist hier also ungefähr jeder sechszigste Bewohner ein Jude. Es giebt Provinzen in Oesterreich, die gar keine Juden haben. Diese sind das Land ob der Ens, Steiermark, Kärnthen und Krain. Erst

seit einigen Jahren giebt es in der letzten Provinz 10 jüdische Individuen, in Steiermark nur ein einziges.

In allen österreichischen Staaten befinden sich jetzt 652,000 Juden. Davon kommt über ein Drittel allein auf das österreichische Polen, nämlich 265,000. Ebenfalls über ein. Drittel davon hat Ungarn, nämlich 260,000. Ein Sechstel davon, nämlich 110,000 kommen auf Böhmen und Mähren, und der ganze kleine noch übrige, kaum nennenswerthe Rest vertheilt sich in kleinen Portionen von wenigen Tausenden und Hunderten auf alle übrigen Provinzen des Reichs, z. B. auf Siebenbürgen mit 3,500, auf Tyrol mit 1,900, Dalmatien mit 500, die Lombardei mit 2000, das venetianische Königreich mit 4000, die Militärgränze mit 400 u. s. w. Es waren also besonders die slavischen und magyarischen Stämme, welche die Juden vorzugsweise zuließen, während die deutschen und italienischen sie mehr verschmähten. Auf alle reindeutsche Provinzen in Oesterreich kommen nur etwa 5000 Juden, auf alle reinitalienische nur 7000, auf alle überwiegend slavische und magyarische aber über 620,000 Juden.

Nach den Bevölkerungslisten der österreichischen Monarchie, von den Jahren 1834 bis 1839*), stellt sich das merkwürdige Resultat heraus, daß sich die Juden in einigen Provinzen Oesterreichs vermindern, in anderen dagegen an Zahl zunehmen. Im Lande unter der Ens (in Wien) vermindern sie sich von Jahr zu Jahr,

*) Wie Becker sie nämlich in seiner neuesten Statistik giebt.

während die übrige Bevölkerung hier doch bedeutend zunimmt. Eben so vermindern sie sich in der Lombardei und Venedig. In der Lombardei z. B. waren

im Jahre 1834 3015 Juden,
" " 1837 2931 "
" " 1839 2897 "

In einigen Provinzen dagegen bleiben sie fast vollkommen auf derselben Anzahl stehen, z. B. in der Militärgränze, wo fast in jedem Jahre 450, oder einige mehr oder weniger angegeben werden.

In entschieden den meisten Provinzen aber wachsen sie jährlich an Anzahl, jedoch in keiner Provinz in einem größeren Verhältnisse als die christliche Bevölkerung, vielmehr fast durchweg in einem bei Weitem kleineren. In Böhmen z. B. vermehrte sich in den 6 Jahren von 1834 bis 1839 die Judenbevölkerung nur so, daß auf 60 Juden einer mehr kam, während in derselben Zeit bei der ganzen Bevölkerung des Landes auf 20 Menschen einer mehr kam. Die Judenbevölkerung schritt also in einer dreimal geringeren Proportion vor als die ganze Bevölkerung des Landes.

In Galizien scheinen die Juden in derselben Proportion zuzunehmen, wie die ganze Bevölkerung, denn bei beiden war in dem besagten Zeitraume eine Vermehrung der Bevölkerung von einem Individuum auf 15 zu bemerken.

In Ungarn hingegen schreiten die Juden in einem zweimal rascheren Tempo vor als die übrigen Einwohner des Landes, denn während auf 24 anfängliche

Juden in sechs Jahren 1⅓ neue hinzukamen, kamen auf 50 vorhandene christliche Einwohner 1¼ hinzu.

Die andere Frage vom Alter der Prager Judengemeinde läßt sich weniger leicht lösen, und es sind die Meinungsverschiedenheiten darüber so groß, daß bei einigen Zeitpuncten, die dabei erörtert werden müssen, die Differenz des von den Einen und des von den Anderen angenommenen gerade 1000 Jahre beträgt. Die Juden nämlich behaupten, daß sie seit unvordenklichen Zeiten und zum mindesten seit dem Jahre 632 nach Christi Geburt in Prag wohnen. Denn diese Jahreszahl trägt der älteste Leichenstein auf ihrem Kirchhofe, auf dem sich außerdem noch mehre andere befinden, welche Jahreszahlen aus dem achten Jahrhunderte aufweisen.

Die Böhmen gönnen den Juden diesen Ruhm eines so hohen authentisch nachgewiesenen Alterthums nicht und meinen, daß jener Stein deßwegen nicht wahr reden könne, weil die Juden ihre jetzigen Stadtquartiere erst seit wenigen Jahrhunderten inne hätten. Sie wohnten nämlich früher auf der linken Seite der Moldau, wurden aber, ich glaube im sechszehnten Jahrhunderte, auf Befehl eines böhmischen Königs auf die rechte hinübergewiesen, wo sie noch jetzt denjenigen Theil von Prag inne haben, der die „Judenstadt" genannt wird. Ein böhmischer Gelehrter sagte mir, jene Jahreszahl 632 bedeute wahrscheinlich soviel als 1632, wie man denn noch jetzt in Oesterreich die Tausende der

der Jahreszahlen nicht anführt und z. B. allgemein sowohl schreibt als spricht 841 statt 1841.

Wenn die Juden Recht hätten, so fiele der erste Anfang ihrer Gemeinde noch unter die Herrschaft des berühmten slavischen Königs Samo, welcher von Böhmen und Mähren aus ein großes slavisches Reich stiftete, und an und für sich wäre es gar nichts Unwahrscheinliches, daß dieser mächtige Herrscher, unter dessen Regierung auch bereits vom Handel Böhmens gesprochen wird, schon Juden in seiner Hauptstadt besaß. Freilich ist es nicht bestimmt gesagt, wo dieser König seinen Sitz hatte, und es wird erst von seinen Nachfolgern, Krok und Libussa, behauptet, daß sie Prag stifteten. Allein, da es nach Ptolomäus beinahe außer Zweifel ist, daß schon die alte Hauptstadt des mächtigen Marbod und seiner Markomannen, Marobudum genannt, an demselben trefflichen, geographisch so gut situirten Städtebauplatze lag, wo man später Prag baute, so hat höchst wahrscheinlich auch Samo von diesem Ufer der Moldau aus das Land beherrscht.

An und für sich liegt daher nichts Ungereimtes in der Behauptung der Juden, daß sie schon 1200 Jahre hier auf dem Bauplatze von Prag wohnen, wenn gleich es sich noch frägt, ob ihnen dieß ihre Leichensteine beweisen können. Ja man könnte es sogar als ziemlich gewiß annehmen, daß schon der große König Marbod, der Zeitgenosse August's, der so Vieles von den Römern annahm, auch Juden von ihnen nach seiner Residenz Marobudum überkam. Sollten sie nicht auch schon in

dem vorchristlichen Bubienum gesteckt haben, das vor dem Eindringen der Markomannen die Hauptstadt der celtischen Bojer war und ebenfalls an der Stelle von Prag lag, wo noch jetzt ein vor den Thoren der Stadt liegendes Dorf Bubenetz heißt. Es könnte dann sein, daß das Judenthum in Böhmen älter sei als Heiden- und Christenthum und älter als Deutsch- und Slaventhum.

Dem sei indeß, wie ihm wolle, so ist soviel gewiß, daß der besagte jüdische Kirchhof, sowie auch einige der jüdischen Synagogen in Prag ein Ansehen von äußerst hohem Alter haben und zu den interessantesten Gegenständen gehören, die man beschauen kann.

Der Kirchhof liegt innerhalb der Judenstadt, selbst mitten zwischen den engen Gassen und Gebäuden derselben. Seine Gränzen sind sehr unregelmäßig gestaltet, und wie ein bald breiter, bald schmaler Streifen schlängelt er sich zwischen den Häusern herum, die über seine hohe Mauer hinüberblicken. Schon diese Gestalt scheint für sein hohes Alter zu zeugen, denn man sieht daraus, wie nur im Laufe langer Jahrhunderte der Todtenacker um sich griff und bald hier, bald dort sich ausdehnte, wo er ein Stückchen Land, auf dem die Häuser in Trümmer fielen, für seine Saat urbar machen konnte.

In der Mitte des Ackers sind unter grünen Gebüschen die Leichensteine der Art gehäuft, wie ich dieß noch nirgends sah. Um die Todtenstadt, hart an der inneren Seite der Mauer hin, führt ein Fußweg, und man

hat eine gute Viertelstunde rasch zu gehen, um ganz herumzukommen. Da die Juden nicht wie wir, nachdem die Gebeine eines längst Verstorbenen vermodert sind, den Begräbnißfleck wieder für andere Leichen benutzen, sondern immer eine Leiche neben der anderen oder über die andere legen, so sind der Leichensteine auf ihrem Kirchhofe zahllose. Ich glaube, man kann mehre hunderttausend annehmen. Sie gleichen sich alle insofern, als sie sämmtlich einfache viereckige, mit sorgfältig eingemeißelten Inschriften versehene Steinplatten sind. Es ist dieß, scheint es, die allgemeine bei den Juden nicht nur, sondern auch überhaupt im ganzen Oriente übliche Leichensteinform. Sie stehen hier buchstäblich so dicht wie die Garben auf einem Acker. Alle sind wohl erhalten, aber einige sind ein wenig, andere halb, andere fast ganz und zwar senkrecht in die Erde versunken. Eine kleine Spitze guckt aber von jedem heraus. Das Ganze überwölben alte Hollunderbüsche, die mit ihren knorrigen und vielgewundenen Aesten und Wurzeln von Stein zu Stein ranken. Diese Hollunderbüsche sind die einzigen Bäume auf dem Kirchhofe, und sie erzeugen sich beständig von Neuem. Einige sind der Art mit den Leichensteinen verwachsen, daß sich daraus ergiebt, daß sie ebenso alt wie diese Steine sein müssen. Es ist, nebenher sei es gesagt, mir merkwürdig gewesen, auf vielen Kirchhöfen in Böhmen den Hollunderbusch ebenso ausschließlich wie hier im Besitze des Terrains zu finden.

Durch das dichte Buschwerk von Hollunderbäumen

und Leichensteinen führen viele kleine enge Fußwege. Wenn man sich aber in das Dickicht selbst hineindrängt, so entdeckt man hier und da kleine erhabene, freie, blos mit Gras bewachsene Stellen. Ich muß gestehen, wenn ich ein Maler wäre, der die Auferstehung der Todten aus ihren Gräbern darstellen wollte, so würde ich einen dieser kleinen freien Grasplätze des Prager Judenkirchhofs wählen, um diesen Act zu belauschen, denn man könnte diese Erscheinung nirgends malerischer erleben, als wie hier, und mich wundert es, daß wir sogar bessere Gemälde von dem berühmten Türkenkirchhof bei Konstantinopel haben, als von diesem Judenkirchhof in Prag.

Alle Inschriften der Leichensteine sind blos in hebräischer Sprache. Die böhmische erscheint nirgends, nur auf den neuesten Steinen der jüngst verstorbenen Juden ist die deutsche Sprache gebraucht. Die Jahreszahl steht immer oben auf dem Steine. Die Steine der Verstorbenen aus Aaron's Geschlechte zeichnen sich durch zwei Hände aus, die auf ihnen eingemeißelt sind, sowie die aus dem Stamme der Leviten durch einen Krug, was eine Hindeutung auf die Verpflichtung der letzteren ist, jenen bei'm Waschen im Tempel das Wasser auf die Hände zu schütten.

Die Kinder Aaron's kommen nur todt auf den Gottesacker, denn lebendig dürfen sie ihn nie betreten. Sie werden durch jede nahe oder entfernte Berührung mit Leichnamen verunreinigt. Sie dürfen daher auch nie in einem Hause wohnen bleiben, in welchem sich

eine Leiche befindet. Nur eine Ausnahme leidet jenes Gesetz. Nämlich wenn eines Aaroniten Vater gestorben ist, dann darf er sich dieser Leiche bis auf drei Ellen nähern und auch auf den Kirchhof gehen bis ebenfalls auf drei Ellen Entfernung vom Grabe. Es ist in den jüdischen Gesetzen mit der ihnen eigenthümlichen Genauigkeit die Größe der Entfernung bestimmt, in welcher ein Aaronite bei einem Kirchhofe vorübergehen kann. Diese Entfernung wird nicht von der Kirchhofsmauer, sondern von den äußersten Leichen an gerechnet. Bei dem Prager Kirchhof ist nun der eigene Fall, daß auf seiner einen Seite eine Straße ganz dicht an seiner Mauer hin führt, und daß auch gerade hier die Leichen bis dicht an die Mauer hin sich anhäufen und einige sogar noch unter ihr liegen. Ohne besondere Veranstaltungen würde jene Straße daher einem Aaroniten ein ganz verbotener Weg sein. Man hat deßhalb, um den Verkehr nicht zu hemmen, und um auch ja nicht die Gefahr herbeizuführen, daß ein Aaronite dadurch das Gesetz verletzen könne, daß er auf die, einen Leichnam bedeckende Erde trete, an der ganzen Mauer hin die Straße unterwölbt. Der leere Raum, den diese Gewölbe machen, scheidet den über sie hinschreitenden Wanderer so stark, als lägen die Leichname 1000 Ellen tief im Boden. Denn nach jüdischen Ansichten ist eine Elle überwölbter leerer Tiefe so gut als 100 Ellen mit Erde gefüllter Tiefe. An beiden Enden der Gewölbe sind wieder zwei Hände eingehauen, zum Zeichen, daß hier die Gewölbe aufhören. In diese Mauer

sind auch viele der Leichensteine eingemauert, welche die Juden von der anderen Seite der Moldau mit herüberbrachten, als sie von dort hierher versetzt wurden. Sie waren des Kindermords und anderer Greuel beschuldigt, und der König, dessen „Kammerleute" die Juden damals genannt wurden, machte von seinem Rechte Gebrauch, sie dahin zu transportiren, wo er es für gut fand. Auch jetzt dürfen sie noch nicht wieder auf der Kleinseite und um den Hradschin herum wohnen.

Wie auf jedem Judenkirchhofe giebt es auch auf diesem eine eigene Abtheilung für die unzeitig und todt geborenen Kinder. Sie sind hier alle seit alten Zeiten auf einem dazu abgesteckten Platze verscharrt und angehäuft. Im Laufe der Zeit ist dadurch ein hoher Berg oder Damm entstanden, der 12 Fuß hoch, 80 Schritt lang und 10 Schritt breit ist und aus lauter kleinen Kindergerippen und dazwischen geschütteter Erde besteht. Ephel heißt im Hebräischen eine Geburt, die nur vier Wochen alt wurde, und die Juden nennen daher auch diesen ganzen Berg Ephel. Zur Seite des Ephel liegen mehre alte Häuser, die den Einsturz drohen. Die Einwohner derselben haben Balken zwischen den Berg und ihre Häuser eingeschoben, und so stützen die vielen tausend kleinen Wesen mit dem Gewichte ihres Staubes diese Wohnhäuser.

Als der Kaiser Joseph vor 60 Jahren die Beerdigungen innerhalb der Mauern der Stadt verbot, hatten die Juden eben noch ein kleines Stück Land angekauft und es ebenfalls als Gottesacker eingeweiht. Dieses

Stück ist nun durch die Einweihung, obgleich noch keine Leichen darauf beerdigt sind, heilig und unveräußerlich geworden. Es darf unter keiner Bedingung verkauft werden. Wohl aber kann man es verpachten, und dieß geschieht auch und zwar an einen Holzhändler, der sein Holz darauf speichert. Ueberhaupt darf kein Theil des ganzen Kirchhofs, der jetzt nach Joseph nun nichts mehr ist als eine interessante Antiquität, bebaut oder sonst benutzt werden. Der ganze Grund und Boden ist durch die Leichen geheiligt, die doch ihrer Seits wieder durch einen wunderlichen Widerspruch in den jüdischen Gesetzen die Aaroniten entheiligen und beflecken.

Die Prager Judengemeinde genießt einen großen Ruf unter den Judengemeinden des mittleren Europas. Viele ausgezeichnete jüdische Gelehrte, mehre interessante und einflußreiche Frauen, Geld- und Geschäftsmänner gingen aus ihr hervor. Die Prager Gemeinde kann man als die Stammmutter vieler polnischen und ungarischen Judencolonieen ansehen, und wir hatten später in Ungarn Gelegenheit, zu bemerken, wie einflußreich in diesem Königreiche die von hier dahin auswandernden Juden noch heutiges Tages sind. Die Prager Juden zeigen auf ihrem Kirchhofe dem Fremden das Grabmal manches von ihnen hochverehrten Menschen. So mußte ich hier das schön geschmückte und zierlich gemeißelte Monument einer schönen Jüdin bewundern, die sich bis zu einer vornehmen Dame, zur Gemahlin eines reichen polnischen Grafen, aufgeschwungen hatte, — dann die Monumente mehrer Rabbiner und Leviten, die als verstorbene Weise

in der Gemeinde verehrt wurden, — auch das eines jungen Menschen von 18 Jahren, der vor mehren Jahrhunderten lebte und starb. Dieser Jude war schon in seiner frühesten Jugend ein Wunder von Gelehrsamkeit, Weisheit, Schönheit und Tugend. Gott hatte ihn mit den wohlgefälligsten Eigenschaften begabt, und Jehova's Geist schwebte beständig über des Jünglings Haupte. Allein er war zu gut für diese Erde, und sein Schöpfer nahm ihn im achtzehnten Jahre seines Lebens hinweg. Bei seinem Tode geschahen Wunder und Zeichen, und es verfinsterte sich der Himmel. Der König von Böhmen, welcher damals herrschte, schickte, als er dieses bemerkte, über die Moldau zu den Weisen der Juden hinüber und ließ fragen, was die Verfinsterung des Himmels bedeute. Diese erklärten es ihm und sagten, es hätte eine engelgleiche Seele soeben den Erdboden verlassen. — Solche sonderbare und interessante Geschichten und Sagen coursiren noch mehre unter der Prager Judenschaft, und wenn man sie hört, sollte man oft meinen, man wäre im alten Babylon zur Zeit der Herrschaft Nebucadnezar's, so sehr gleichen sich noch jetzt alle Vorfälle, alle Charaktere und die Weise, sie aufzufassen, zu erklären und zu erzählen.

Ein anderer reicher und wohlthätiger Prager Jude, dessen Grabstein — im Anfange des vorigen Jahrhunderts, glaube ich — hier errichtet wurde, hieß Meißel. Dieser Mann erbte von seinem Vater nichts und handelte sein ganzes Leben hindurch mit altem Eisen. Er lebte so bescheiden, ja so kümmerlich und

ärmlich wie die anderen armen Juden Prags. Aber er baute für das Geld, welches er ersparte, das jüdische Rathhaus in Prag und 4 Synagogen. Er ließ 6 Straßen pflastern und wöchentlich auf seine Kosten 60 Arme speisen. Nie hat man erfahren, woher er sein Geld hatte, und auch nicht, wo er es hatte. Man glaubte, er habe bei einer Portion alten Eisens, welches er billig kaufte, auch viel unter Rost und Schmuz verstecktes Gold gefunden. Wie jene Tugendhelden, bei deren Tode sich der Himmel verfinstert, findet man auch solche Charaktere auf allen alten Judenkirchhöfen wieder.

Es geht jetzt dem Judenkirchhofe wie allen wenig besuchten Orten und alten Ruinen. Seine Gebüsche und Mauersteine dienen zuweilen Dieben und Deserteuren zum Versteck, die sich hinter den Wohnungen der Todten eine Zeit lang verkriechen. Unter den Häusern, die nahe an den Kirchhof stoßen, befinden sich auch die jüdische Kleinkinderbewahranstalt, das jüdische Siechenhaus und ein Krankenhaus. Den kleinen Kindern hat man erlaubt, durch die Mauer ihres Hauses, welche auch zugleich die des Kirchhofs ist, eine Thüre zu brechen und einen kleinen leeren Winkel desselben als Spielplatz zu benutzen. Man hat ihnen diesen Platz mit einem Schuppen oder Lusthaus überbaut und ihnen Bänke und Tische darunter gesetzt. Ich muß gestehen, daß ich die Kleinen dort in ihrem engen Kirchhofswinkel mitten zwischen den zahllosen Grabsteinen nicht scherzen sehen konnte, ohne mich zu fragen, welchen

Einfluß ein solcher Spielplatz ihrer Kindheit auf die Entwickelung ihres Geistes haben müßte. Die älteren unter ihnen pflückten sich die Unkrautblüthen von dem Rande der Grabhügel und wanden sich Kränze davon. Ich gedachte anderer zarter Kinder, deren erste Schritte zwischen den prachtvollen Blumen eines Parks wandeln. Es waren viele erstaunlich blasse, magere und hülflose kleine Würmer darunter, und als Gegenstück zu ihnen fand ich im Siechenhause viele alte Frauen und Männer, die wieder ganz zu der Hülflosigkeit der Jugend herabgesunken waren, unter anderen ein hundertjähriges altes Judenweib, das schon seit mehren Jahren gekrümmt, blind und fast regungslos wie eine Pflanze im Bette lag und kein anderes Zeichen des Lebens von sich gab als ein leise wimmerndes Stöhnen. O Menschengeist, du Gottessohn! dachte ich, mit welchen gränzenlos schweren Sclavenfesseln bist du beladen, o du flüchtiger, geflügelter, zum Aether aufstrebender Pegasus, in welche Abgründe tiefster Knechtschaft bist du gestürzt! Es husteten, hinkten und stöhnten 40 alte Weiber und Männer um uns herum. Ein angesehener Mann aus der Gemeinde war bei mir. Sie begrüßten ihn ganz auf orientalische Weise, kamen herangestolpert, küßten ihm den Rock, nannten ihm einmal über das andere „gnädigster Herr!" und wünschten ihm langes Leben, Gesundheit und Gottes Segen, indem sie sagten: „Lange, lange möge der Herr Sie uns erhalten." Ich glaubte, 40 solche alte Zigeunermütter, wie sie in Preciosa vorkommen, auf einmal erscheinen zu sehen. Manche von ihnen besaß in dieser Anstalt,

an der ich eben weiter nichts zu loben fand, als daß sie da war, nichts weiter als einen sehr wenig einladenden Winkel nebst Bett, und doch waren sie voll Danks für die über sie ausgeschütteten Wohlthaten und Segnungen. Ich schauderte, denn es fiel mir ein, wie trübselig wohl die Ursachen dieses Dankes sein möchten, die Höhlen und Hütten des Elends, denen man sie entrissen. In der That haucht in der Prager Judenstadt so mancher Mensch unter so widerlichen und herzergreifenden Umständen seinen Geist aus, daß man ein solches Krankenhaus doch immer noch eine Wohlthat nennen kann, und Dank wird gewiß jeder Menschenfreund den Männern nicht versagen, die es mit Eifer und Aufopferungen zu Stande brachten. Möchten sie nur von Anderen noch kräftiger unterstützt werden, damit sie noch etwas mehr Terrain einfrieden und eindeichen könnten gegen die Ströme des Elends und der Gebrechen, die in der Prager Judenstadt fließen.

Welche unbebaute Gefilde sich in dieser Stadt noch einem reformirenden und thätigen Menschenfreunde darbieten möchten, entnahm ich aus einem lebendigen Wesen, welches man mir in diesem jüdischen Krankenhause als einen verwahrlosten, auf der Straße aufgefangenen Knaben zeigte. Ich will über diesen merkwürdigen und mir unerklärlichen Fall nur das einfach berichten, was ich selbst sah und was man mir Glaubliches erzählte.

Dieser Knabe war dem Anscheine nach etwa 10 bis

12 Jahre alt. Die Polizei hat ihn auf der Straße, wie gesagt, als ein wildes, unerzogenes, keiner Sprache mächtiges Wesen, das nicht für sich selbst zu sorgen im Stande, entdeckt und dem jüdischen Magistrate übergeben. Dieser hat ihn, ich weiß nicht wo, ein Jahr lang ernährt und dann dem Kranken- und Siechenhause übergeben, weil sich keine Angehörige zu dem Knaben meldeten und dieselben auch auf keine Weise von der Polizei ausfindig gemacht werden konnten. Man hat ihm einen Namen gegeben und ihn Lebel Kremsier genannt. Wir fanden ihn in einer Ecke zwischen einem Schranke und einem Fenster kauernd. „Er ist wild und unbändig," sagte der Vorsteher des Krankenhauses, und trotz dem, daß ich ihm schon manche Tracht Schläge gegeben habe, springt er doch noch zuweilen wie eine Katze aus dem Fenster hinaus und verkriecht sich hinter den Gebüschen des Kirchhofs. Gern hascht er hinter den Katzen her und springt ihnen überall nach. Wo er kann, bringt er sie um's Leben. Er hat starke Glieder und ein besonders starkes Gebiß." Der Vorsteher öffnete darauf dem Knaben den Mund und zeigte uns seine Zähne. „Daher frißt er auch soviel als wie zwei Große. Wählerisch ist er in der Speise nicht, und er schlingt hinunter, was er nur beißen kann. Zu Zeiten ist er besonders wild. Dann ist er gefährlich und kratzt und beißt die Menschen. Bei mir aber wagt er es nicht. Er spricht nichts, und wenn man ihn etwas fragt, so wiederholt er bloß die Frage selbst wie ein

undeutliches Echo." Das Gesicht des Knaben war regelmäßig gebildet, auch waren die Augen lebhaft, nur schien es mir, als wenn er sie ein wenig verwerfe. Wir fragten ihn: „Wie heißt Du?" — „eißt Du!" tönte das nur halb articulirte Echo aus seinem Munde wieder. „Warum hast Du keine Hosen an?" — „rum — ast — osen." — „Lebel Kremsier, ist Dir kalt?" — „alt" tönte es wieder. Indem er diese Worte wiederholte, erbebten seine Gesichtszüge in beständigem Lachen oder Grinsen. Ich glaubte Anfangs es wäre Verlegenheit oder Freundlichkeit, aber der Vorsteher sagte mir, es sei bloße Furcht, und ich bemerkte in der That, daß der Knabe am ganzen Leibe zitterte. Als wir weggingen, warf ich dann in einiger Entfernung noch einen Blick auf ihn und bemerkte, daß er so beständig, zitternd und lachend zugleich, stehen blieb.

Man hat wohl in wüsten, wald- oder sumpfreichen Gegenden zu Zeiten solche wilde und verwahrloste oder verlorene Individuen gefunden. Wie es aber möglich ist, daß in dem Quartiere einer Stadt wie Prag ein ähnliches unglückliches Geschöpf wie jener Lebel Kremsier groß werden konnte, das bleibt mir in der That ein Räthsel, dessen Lösung ich nicht zu geben vermag. Denn Alles der Unordnung in der Gemeinde schuld zu geben und den Lebel als eine bloße Blüthe der moralischen Versumpfung in jenem Judenviertel zu betrachten, wage ich nicht, weil mir ein solcher Fall

doch einen gar zu anarchischen Zustand vorauszusetzen schiene.

Es giebt nicht weniger als 20 jüdische „Bessa Mederesch“, d. h. „Häuser des Unterrichts“, und außerdem noch acht Tempel in Prag, von denen die meisten in der Nähe des beschriebenen Kirchhofs liegen. Die älteste und interessanteste unter ihnen ist die sogenannte „Altneuschule“, deren innere Einrichtung jetzt, namentlich neuerdings wieder in einem um so interessanteren Lichte erscheint, da der alte Styl ihres Baues und der in ihr geltenden gottesdienstlichen Gesetze Gelegenheit zu Vergleichungen mit dem neu aufkommenden reformirten Gottesdienste der Juden giebt, der jetzt hier in Prag auch Wurzel gefaßt hat und die alten Synagogen und Schulen zu verdrängen droht. Ich glaube nicht, daß man überhaupt in ganz Deutschland noch etwas Aehnliches findet, wie die Altneuschule in Prag, und ich gebe daher hier dem Leser eine Schilderung derselben, soweit ich sie bei meinem Besuche auffassen konnte.

Von außen ist diese Synagoge einem solchen alten Speicher oder Waarenhause ähnlich, wie man sie wohl noch jetzt in einigen mittelalterlichen deutschen Handelsstädten findet, und im Inneren gleicht sie an Staub, Schmuz, Finsterniß und Räuchrigkeit einer Katakombe. An dem Gewölbe hängt eine große Riesenfahne, die sich durch die ganze Synagoge hinzieht. Die Judenschaft erhielt sie vom Kaiser Ferdinand III. nach der Beendigung des dreißigjährigen Krieges für den Patriotismus und die

Tapferkeit, welche sie bei der Belagerung der Stadt Prag durch die Schweden im letzten Jahre dieses Krieges entwickelt hatte, einer Belagerung, bei welcher sämmtliche Bürger Prags, auch die Studenten, sowie auch die Jesuiten und die Mönche aller Orden, auf den Mauern und bei Ausfällen und Handstreichen sich so ausgezeichnet tapfer benahmen, daß der Kaiser nachher unter vielen anderen auch alle Rathsherren in den Ritterstand erhob und alle verschiedenen Gemeinden, Corporationen und Klöster der Stadt noch besonders belohnte.

Das Esoras Noschim, d. h. die Abtheilung der Synagoge, welche für die Frauen bestimmt ist, ist hier durch eine anderthalb Fuß dicke Mauer von dem eigentlichen, für die Männer bestimmten Hauptraume des Tempels völlig abgesondert. Eine enge Treppe, ähnlich denen, wie sie in schlechten Theatern hinter die Coulissen führen, steigen die Frauen hinauf. In den schmalen und rund ummauerten Gängen haben sie ihre Stühle. In dem Raume selbst aber befinden sich in gemessenen Distanzen kleine, etwa eine Elle lange und kaum einen Zoll breite Ritzen oder Oeffnungen. Durch diese geizigen Oeffnungen dringt Alles, was sie von Gottes Wort zu hören bestimmt sind, durch. Sie liegen hier wie Bienen, die an der engen Thüre ihres Bienenkorbes sich drängen, und lauschen und gucken in den Tempel hinab, von dem Eine, selbst wenn sie die ganzen Ritze für sich allein hätte, doch nur Weniges sähe. „Sie werden hier nicht viel vernehmen,“ bemerkte ich einem

Juden, der mich hinabgeleitete. „O für Weiber,“ sagte er, „immer genug.“ Ich hätte nicht gedacht, daß innerhalb der Gränzen des deutschen Bundes noch irgendwo solche altorientalische Ansichten von den geistigen Bedürfnissen des schönen Geschlechtes grünten und blühten. Es ist auf die besagte Weise den Männern ganz unmöglich zu ahnen, daß sich Frauen im Gotteshause befinden, denn die Augen, die durch jene Wandritze herabblitzen könnten, müßten schon solche Feueraugen sein, wie sie in Romanen vorkommen.

Auf der Tribune in der Mitte der Synagoge stand ein alter Rabbiner und predigte. Auf der Stufe der Tribune und auf der Tribune selbst neben dem Prediger drängten sich die Zuhörer. Dicht vor dem Redner saß ein alter weißhaariger Greis, der harthörig war und sein Ohr nahe zum Redner hinanhielt. Kleine Knaben saßen daneben. Der Redner stand nicht an einen Platz gebunden in dem Gefängniß eines Katheders, sondern bewegte sich ziemlich frei auf seinem Posten hin und her. Wie vieles lag in dem Allen, was in unseren geordneten protestantischen Kirchen unschicklich gewesen sein würde. In unseren Kirchen kann Lessing nicht seine Studien zu seiner berühmten Hussitenpredigt gemacht haben. In dieser Altneuschule hätte man gleich mit dem Daguerrotype ein interessantes Bild liefern mögen, wenigstens was Gruppirung und Form betraf, denn leider fehlte der Geist bei'm Redner, so laut er auch sprach. Seine Rede war das merkwürdigste Gemisch von Hebräisch

und Deutsch, welches ich jemals gehört habe. Jede Redensart und jeder Vers, der aus der Bibel entlehnt war, wurde zuerst hebräisch gesagt und dann in's Deutsche übersetzt. Bald kam der Redner auf Nebukadnezar zu sprechen, bald auf die Zerstörung Jerusalems durch Titus und bald auf die falsche Aufklärung unserer Zeit, und von dieser ging er, um neue Beispiele zu holen, in einem Athemzuge und in einigen Sprüngen die ganze Leiter der Geschichte wieder rückwärts bis zu Adam hinauf.

Jene Veränderungen nun, welche die aufgeklärten Juden bei diesem alten jüdischen Gottesdienste vorgenommen haben, greifen nirgends einen wesentlichen Theil desselben an, vielmehr lassen sie Alles, was das Gesetz sowohl über das Aeußere als das Innere des Gottesdienstes festgesetzt hat, bestehen. Nur Zusätze aus späteren Jahrhunderten haben sie angegriffen, wenn sie störend sind, und die Gesetzvorschriften selbst bringen sie in einer Weise und in einem Geiste zur Ausführung, der nicht in zu krassem Widerspruche mit der Aufklärung unserer Zeit steht. So z. B. bleiben in diesem reformirten Gottesdienste die Frauen allerdings auch noch von den Männern getrennt, aber nicht durch dicke Mauern mit dünnen Ritzen, sondern blos durch offene Geländer. Ebenso sind auch die jüdischen Gesänge geblieben, aber man sieht mehr darauf, daß sie schöner vorgetragen werden, und besoldet eigene Sängerchöre zu diesem Zwecke. Gleicherweise ist der Inhalt der Predigt und ihrer Lehre nicht verändert, aber man hält auf

oratorische Befähigung des Redners, befleißigt sich eines reineren Deutsch ohne die häufige Einmischung des Hebräischen und gestattet der Rede auf Kosten der übrigen Ceremonieen etwas mehr Raum.

Die ersten Vereine, um diese Reformen in's Leben zu rufen, entstanden in Berlin und Hamburg, denen dann später alle bedeutenden Gemeinden Deutschlands folgten, und deren Anordnungen den letzteren zum Muster dienten. In Prag thaten sich ungefähr 100 Männer zusammen, bauten eine neue Synagoge, schickten Deputirte nach Hamburg und Berlin, um die dortigen reformirenden Einrichtungen näher in Augenschein zu nehmen und daselbst einen Prediger zu wählen, der Gelehrsamkeit, Glaubensfestigkeit und Beredtsamkeit vereinte. Die erste Wahl mißglückte; denn der berufene Prediger fand nicht den gehofften Anklang. Der zweite aber, den man ebenfalls von Berlin kommen ließ, Herr Sax, hat so viel Beifall gefunden, daß jetzt sogar Katholiken und Protestanten in die Synagoge gehen, um ihn zu hören. Leider wurde mir dieses Glück nicht zu Theil, da an dem Gedächtnißtage der Zerstörung Jerusalems durch Titus, an welchem ich die neue Kirche besuchte, die Rede eben geendigt war. Die Frauen saßen hier wie die Männer im unteren Raume des Tempels, nur hatten die Männer die Mitte, die Frauen die Seitengänge inne. Das Sängerchor bestand aus vielen jungen Leuten und Knaben, die eine schwarze Kleidung und schwarze Sammetkäppchen trugen. Eine kleine Orgel begleitete ihren

Gesang. Die Psalmen wurden nach einer neuen geschmackvollen Uebersetzung gesungen.

Die Reform des jüdischen Gottesdienstes ist in Wien schon etwas früher eingetreten als in Prag, und von beiden Puncten aus dringt sie nun zu den übrigen Gemeinden Oesterreichs durch. Sie wird auch eine Verbesserung der Schulen, Krankenhäuser und anderer mit den Kirche näher in Berührung stehenden Anstalten nach sich ziehen und thut dieß auch in der That schon zum Theil, wie ich später im Einzelnen nachzuweisen Gelegenheit finden werde. Die österreichische Regierung hat diese Reformen geduldet und befördert, da bisher noch keine Parteiungen und religiöse Zwiespalte daraus entstanden sind. Diese suchen auch die Freunde der Reform und des Fortschrittes auf alle mögliche Weise zu vermeiden, weßhalb sie auch lebhaft dagegen protestiren, daß sie eine Partei seien. Indeß ist doch wohl eine Abneigung zwischen den „Alten" und den „Neuen" (diese Ausdrücke hörte ich sie in Prag oft von einander gebrauchen) nicht zu verkennen. Die altgläubigen Juden betrachten bei aller Vorsicht, welche die anderen anwenden, doch ihr Beginnen als gesetzwidrig und murren dagegen. Indeß ist kein Zweifel, daß, wenn die Reformen mit der jetzigen Mäßigung vor sich gehen, sie sich zum Stillschweigen bequemen müssen. „Unser Oberrabbiner Rappoport ist ein aufgeklärter Mann", sagte mir einer der Reformfreunde, „und er ist gewiß im Herzen auf unserer Seite. Aber er darf es mit bei-

den Theilen nicht verderben und spricht sich daher auch nicht entschieden gegen die Alten aus."

Dieser Mann, Herr Rappoport, ist jetzt einer der angesehensten und ausgezeichnetsten Männer in der Prager Gemeinde, obgleich er erst kürzlich hierher gekommen ist, und zwar aus einer Gegend, in der die Aufklärung unter den Juden noch wenige Fortschritte gemacht hat, aus Polen.

Er war früher in Tarnopol in Galizien. Doch der Ruf seiner Gelehrsamkeit und seiner Geisteslauterkeit erscholl weit umher und versetzte ihn vor einigen Jahren an seinen jetzigen Platz. Ich besuchte ihn und fand eine Menge von Schriftgelehrten bei ihm versammelt. — Die Rabbiner dieser Gegenden (ich meine Böhmen, Polen und Ungarn) leben noch ganz nach der Sitte orientalischer Weisen. Sie lassen ihr Licht auf ganz andere Weise leuchten als unsere europäischen Stubengelehrten, die nur zu gewissen Stunden vom Katheder herab ihre mit Ehrerbietung angehörten Lehren vernehmen lassen und übrigens dem Belehrung suchenden Publicum so ziemlich unzugänglich sind. Wie die Könige und Richter des Orients auf offenem Markte sitzen, stets bereit, rasch und einfach Jedem das Seine zuzuerkennen, so sitzen auch ihre Weisen stets bei offenen Thüren und, so zu sagen, wie Väter mitten in der Gemeinde, um alle Anfragen und Zweifel geistiger Natur zu beantworten und zu schlichten. Es gab und giebt noch Länder, sagt man, wo die Dichter und Rapsoden das Volk auf den Gassen erfreuen, wo die

klugen Männer überall, wann Lehre Noth thut, den Mund nicht verschließen, und wo die Redner öffentlich und überall, wenn es die Gelegenheit erfordert, in der Gemeinde sprechen. „Wo verstecken sich denn eure klugen Leute, und unter welchen Scheffel stellen denn bei euch die Weisen ihre Lichter?" könnte Jemand bei uns fragen, der an solche Sitten gewöhnt wäre. Die Macht, die wir in unserer Gemeinde vorzugsweise auf den Straßen und Märkten schalten und walten sehen, ist die Polizei, und vergebens fragt man nach den Orten, wo die Philosophie, wo die Religion, wo die Musen Jedermann zu jeder Zeit ihre Audienzen ertheilen.

Nun wie gesagt, die Juden in den bezeichneten Ländern haben noch jetzt Manches von der alten Sitte der Peripathetiker. Ihre Rabbiner halten es für Pflicht, täglich für Jedermann zu Hause zu sein. Namentlich aber sitzen sie an den Feiertagen von Morgens bis Abends bei offenen Thüren jedem Besuche zugänglich in ihren Wohnungen, die weniger für Privatwohnungen als für Gemeindehäuser gehalten werden. In der Regel findet man in einem Vorzimmer ihre Frauen oder Töchter. Diese geleiten den Gast in das Zimmer des Vaters, der in seine amtliche Kleidung gehüllt am Ende einer langen Tafel unter einer gewöhnlich nicht geringen Zahl von Besuchern, Fremden und Befreundeten präsidirt.

So fand ich es auch bei Herrn Rappoport, den ich kennen zu lernen begierig war. Er hatte die Kleidung der östlichen europäischen Juden noch nicht abge-

legt und saß in hoher Pelzmütze und schwarzseidenem Kaftan in seinem Lehnstuhle. Einheimische und fremde Israeliten aus Magdeburg, Hamburg, Warschau und Amsterdam saßen um ihn herum, und anderer Besuch ging ab und zu. Ich freute mich, aus so verschiedenen Gegenden Männer beisammen zu finden, und fragte sie, ob es bei ihnen Sitte sei, daß die Fremden sich bei'm Rabbiner träfen. Sie sagten, dieß sei alte Sitte. Schon ein Grabstein auf ihrem Kirchhofe, von dem ich kam, hätte mich darüber belehren können. Derselbe sei vor mehren hundert Jahren von einem Prager Rabbiner einem seiner aus der Fremde herangewanderten Gäste, der das Unglück hatte, hier fern von der Heimath zu sterben, gesetzt worden, und zwar dem Joseph Salomon del Medigo, einem hochgeehrten Juden und berühmten Reisenden aus Venedig. Er hätte sich hier nach großen Reisen in Asien aufgehalten, um sich zu neuen Wanderungen vorzubereiten, an deren Ausführung ihn aber der Tod gehindert. Von eben diesem Gelehrten, sagten sie, wäre auch die Salbe erfunden worden, mit welcher die Juden sich den Bart abnehmen statt des Rasirmessers, dessen sich zu bedienen ihnen nicht gestattet wäre. Diese Salbe, sagten sie, wäre in Böhmen noch stark im Gebrauche. Doch thäten es allerdings die meisten mit der Scheere.

Herr Rappoport ist ein Aaronite. Seine Vorrechte und Privilegien als solcher sind nur mehr lästige und beschränkende als vortheilhafte Auszeichnungen. Eins derselben, in Bezug auf die Berührung der Leichen,

lernten wir schon oben kennen. Ein anderes ist das, daß jedes erstgeborene Kind einem Aaroniten zum Einsegnen präsentirt wird. Es giebt auch noch Leviten in Prag. Doch sind dieselben weniger zahlreich als die Aaroniten. Und dieses Verhältniß fände, sagten sie, in allen jüdischen Gemeinden Europas statt, weil Cyrus, als er Jerusalem wiederherstellte, mehr Aaroniten als Leviten mitgebracht habe. Es mag in Prag etwa 100 Aaroniten geben. Sonst aber giebt es keine anderen Stammunterschiede unter den dortigen Juden. Auch tragen weder die Leviten noch die Aaroniten ein äußeres Abzeichen ihrer Stammverschiedenheit. Um ihre Abkunft zu beweisen, haben sie keine Stammbäume, doch steht durch Tradition hier Alles ebenso fest, wie bei uns durch Papiere.

Herr Rappoport erzählte uns, die jüdischen Karaiten in der Krim und in der Türkei hätten vor einiger Zeit einen Stein gefunden, durch dessen Inschriften sie ein ungemein hohes Alter ihrer Secte zu beweisen getrachtet hätten; allein er habe diese Meinung kürzlich in einem Briefe an sie widerlegt und ihnen gezeigt, daß der Stein unächt und seine Angabe falsch sei, und zwar aus dem Grunde, weil er die Jahreszahl, auf die es ankäme, nach der Erschaffung der Welt angäbe, zu einer Zeit, wo die Juden gar nicht sich der Zeitrechnung nach der Erschaffung der Welt bedienten. Er hätte den Karaiten in diesem Briefe deutlich nachgewiesen, daß sie die Jahre ursprünglich nach der Flucht aus Aegypten, welche den Anfang ihrer eigentlichen politi-

schen Geschichte bildet, gezählt hätten und zwar dieß etwa 1000 Jahre hindurch, — daß sie aber dann wie die Chaldäer, Syrer, Perser und wie überhaupt der ganze Orient die seleucidische Rechnung angenommen hätten, die dann über 1000 Jahre von ihnen beibehalten worden wäre, und daß sie erst gegen das Ende des Mittelalters seit 500 Jahren die Rechnung nach der Erschaffung der Welt in Gebrauch genommen hätten.

Die Juden sind das älteste Volk in Europa, denn während die Geschichte vieler europäischen Volkstämme sich schon mit 1000 Jahren in völliges Dunkel verliert, wenige nur bis zu Christi Geburt noch mit einiger Sicherheit in ihre Vergangenheit hinaufschauen, und nur zwei, die Griechen und Römer, auch ihre vorchristliche Zeit hell erleuchtet sehen, verfolgen die Juden mit ganz genauen Chroniken und Genealogieen ihre Geschichte bis nahe zu den diluvianischen Zeiten hinauf und wissen sogar noch den ersten Mann, durch dessen Familie ihr Volk gestiftet wurde, seine, seiner Kinder und Kindeskinder Schicksale nachzuweisen. Da sie so gut von Nebukadnezar's und des Cyrus als von Alexander's und Napoleon's Feldzügen Leiden und Vortheile hatten, so umfaßt der unter ihnen tradirte historische Stoff einen so großen Zeitraum wie bei keinem einzigen anderen Volke, und da sie durch ihre unter allen Zonen und unter allen Völkern verstreuten Colonieen, durch brieflichen und gastfreundlichen Verkehr mehr oder weniger mit einander in Verbindung stehen, gewissermaßen allgegenwärtig auf dem Erdboden sind, so befindet man sich unter ih=

nen in einem so interessanten historischen Elemente, wie sonst nicht leicht irgend wo, in Europa wenigstens, wo es kein zweites Volk giebt, dessen Adel, wie der der jüdischen Aaroniten, seinen Ursprung von einem Freunde des funfzehn Jahrhunderte vor Christus verstorbenen Moses ableitet.

Auch die Religion ist ein Gegenstand des gewöhnlichen und beständigen Gesprächs unter den Juden, weil sie das Element ist, in welchem sich alle ihre politischen und moralischen Zustände entwickelten. Uns brachten die goldenen Cherubimflügel darauf zu sprechen, welche die Prager Israeliten über dem heiligen Schreine der Gesetzestafeln angebracht hatten. Ich sagte, ich hätte bei diesen Flügeln sehr die Figur der Engel vermißt. Sie sagten mir, daran erkennten sie in mir den Christen, ihnen würde eine solche Figur der größte Greuel sein, und in einer christlichen Kirche sei ihnen noch jetzt immer nicht viel anders zu Muthe als vielleicht ihren Vorfahren in einem der heidnischen Tempel. Es sei merkwürdig, daß alle im Orient entstandene Religionen, sowohl der Feuerdienst des Zerduscht, als die altmosaische Lehre, als auch die mahomedanische, mit einziger Ausnahme der neumosaischen oder christlichen sich so vollkommen rein vom Bilderdienste erhalten hätten. Bei allen genannten Religionen sei das Gesetz und die Lehre höher geachtet als der Lehrer, nur bei den Christen wäre an die Stelle des Gesetzes die Persönlichkeit des Stifters getreten. Einer der Anwesenden meinte, es möchte der Kunstsinn der Rö-

mer und Griechen besonders Schuld sein an den vielen Statuen in den christlichen Kirchen, denn die vielen Bildsäulen, mit denen jene ihre heidnischen Tempel versorgten, fanden nachher auch Eingang in die christlichen Kirchen, „und so mögen wir dem Himmel danken, daß nie große Bildhauer und Maler unter uns in Arabien und Syrien erstanden, weil zum Theil auch daher sich unser Monotheismus so rein erhielt.“

Von da führten die Juden mich auf ihr Rathhaus, welches jener Israelit Meisel bauen ließ, dessen Grabstein wir auf dem Kirchhofe fanden. Denn so wie die Kleinseite, die Neu- und die Altstadt in Prag ihre eigenen Bürgermeister, Räthe und Rathhäuser hatten und haben, so haben es auch die Juden. Es werden hierselbst noch ihre alten Privilegien aufbewahrt, welche von allen Kaisern und Kaiserinnen Oesterreichs bei der Thronbesteigung bestätigt und unterschrieben wurden. Sie bewahren sie wie einen großen und kostbaren Schatz auf, und doch wird wohl eben keine andere besondere Prärogative ihnen darin bewilligt sein als das, was man einem Menschen und Staatsunterthanen gar nicht erst verbriefen und versiegeln sollte, die einfache Erlaubniß zur Duldung und Existenz. — Auf dem Thurme dieses Rathhauses übersieht man die ganze Judenstadt, die auf der einen Seite von Wasser begränzt wird, und an welche auf der anderen eine Reihe von christlichen Kirchen stößt. Man überblickt alle die jüdischen Straßen, in denen es von Bettlern wimmelt, und alle die ärmlichen Dächer, unter denen so viele Arme und Sieche seufzen.

— Und es fiel mir das Wort Baruch's in den ersten Versen des zweiten Capitels seines Buches ein, wo er sagt:

„Und der Herr hat sein Wort gehalten, das er geredet hat zu uns und unseren Richtern, Königen und Fürsten, die Israel regieren sollen. — Und hat solche große Strafe über uns ergehen lassen, deßgleichen unter allen Himmeln nicht geschehen ist, wie über Jerusalem gegangen ist. — Und er gab sie dahin zu Knechten in alle Königreiche, die umherliegen, zur Schmach und zum Fluch unter alle Völker, die um uns sind, unter welche sie der Herr zerstreut hat. Und sie werden immer untergedrückt und können nicht wieder aufkommen.“ Wie traurig trifft dieß Wort für alle Himmelsstriche und alle Zeiten zu. Wird es wohl den Bestrebungen unseres Jahrhunderts gelingen, es endlich unwahr zu machen?

Volksleben in Prag.

Die Oesterreicher sagen von den Böhmen, d. h. von den Tschechen, sie seien keiner offenen, sich ganz hingebenden Heiterkeit fähig. Denn im Grunde seien sie finster und verschlossen und eher zur Melancholie geneigt. Dieß Urtheil über die Böhmen steht bei den Oesterreichern durchweg fest, und es ist unmöglich, daß es nicht in gewisser Hinsicht begründet sei; denn es giebt kein Urtheil einer Nation über die andere, so hart und scharf es auch sein möge, das nicht irgendwie wohlbegründet sei und zutreffe. Wir wollen uns hier einstweilen weder auf die Untersuchung einlassen, wie die Oesterreicher zu jenem Urtheile gekommen sind, noch auf eine Erklärung, wie die große Verschiedenheit der Begriffe, welche die Oesterreicher und die Böhmen von Heiterkeit haben, die Oesterreicher dazu bringen konnte, ihren Nachbarn allen Hang zum Frohsinn abzusprechen, noch auf eine Nachweisung darüber, wie jene Urtheile dieser zwei kleinen Theile der großen deutschen

und slavischen Völkerfamilie mit den allgemeinen Ansichten der Deutschen über die Slaven zusammenhängen, — denn wir wollen uns hier mehr mit Facten und Erlebnissen als mit Meinungen, und weniger mit den Böhmen im Allgemeinen als zunächst mit der Stadt Prag, die immerhin einen bedeutenden deutschen und namentlich österreichischen Anstrich erhalten hat. Für einen Deutschen, der nicht Bürger oder Unterthan der österreichischen Monarchie ist und keine deutlichen Begriffe hat von den provinziellen Abschattirungen dieser Monarchie, sind solcherlei Fragen auch gewissermaßen nur Subtilitäten und Spitzfindigkeiten. Kommt ein solcher nach Prag, so meint er nichts Anderes, als er sei in einer österreichischen Stadt, und er findet hier gleich den österreichisch-deutschen Dialekt, die österreichische Gutmüthigkeit, österreichische Lustigkeit und das ganze Wienerische Volksleben, indem er dabei die Pragerischen und böhmischen Modificirungen dieser Dinge nicht erkennt.

Jedoch zur Sache, d. h. zu meinen kleinen und freilich nicht zahlreichen Erfahrungen auf den Schauplätzen des tschechisch-österreichischen Volkslebens in Prag, die ich dem Leser in einer Reihe kleiner Bilder vorführen will.

Als ich eines Tages durch die Straßen von Prag ging, erblickte ich das erste dieser Bilder in dem Hintergrunde eines Hauses, dessen Thüre offen stand. Es schallte Musik und Gesang daraus hervor. In dem Gehöfte stand ein Orgeldreher, der eine böhmische Polka

aufspielte, und nach dem Tacte dieser zufällig sich darbietenden Musik tanzten zwei hübsche Mädchen im Hofe und auf der Flur des Hauses. Sie schwebten lachend und scherzend bis an die Hausthür heran, kehrten dann um, flogen die lange Flur hinab und tanzten wieder recht anmuthig auf dem Hofe herum. Mit Vergnügen blickte ich ihrem lustigen Treiben lange zu und dachte, weiter gehend, darüber nach, ob ich wohl auch in anderen Städten von der Straße aus Aehnliches gesehen.

Eines anderen Tages wiederum ging ich auf die Färberinsel, um in ihrem hübschen Garten, dem „Sperl" und „Prater" der Prager, noch mit dem Anhören der Abendmusik meinen Tag zu beschließen. Leider kam ich zu spät. Denn das Musikcorps des Grenadierregiments war bereits im Abmarsche und kam mir auf dem breiten Wege der Insel mit voller Musik entgegen. Schon dieß gefiel mir. Ich habe wohl an anderen Orten auch Musiker, selbst Militärmusiker, auseinandergehen sehen, aber sie gingen nach Beendigung des letzten Stücks einzeln nach Hause. Daß diese Grenadiere in corpore und wieder mit Musik abmarschirten, schon das machte einen angenehmen Eindruck. Aber nun die Weise ihres Abzuges. Neben ihnen her gingen fünf bis sechs kleine Knaben, denen die Soldaten Fackeln zu tragen gegeben hatten, und auf dem breiten ebenen Wege der Promenade vor den geraden Linien der Soldaten, die einen Straußischen Walzer spielten, tanzten zehn bis zwölf fröhliche Paare in raschem Fluge einher. Es waren

nicht nur Kinder und Knaben, sondern auch erwachsene Mädchen, die sich in einer Anwandlung der fröhlichsten Tanzlaune umschlungen hatten und den steifen Marsch der Krieger mit gefälligen Tanzbewegungen umgaben, wie blühende Ranken einen stämmigen Baum umranken. Die bärtigen Grenadiere litten gern diese Fröhlichkeit der Jugend und schienen nur um so frischer drein zu blasen. Die Mädchen waren unermüdlich, und trat ein Paar aus, so schwenkte sich aus dem Gedränge des Publicums ein anderes wieder hinein. Die Burschen beleuchteten das ganze Bild mit ihren Fackeln, und so ging es die Promenade der Färberinsel entlang und über die kleine Brücke hinüber, welche diese Insel mit dem Festlande verbindet. Jenseits machte leider das unebene Straßenpflaster dem Tanze ein Ende. Ich hätte gern einen Maler bei mir gehabt, um dieß Gemälde sofort auszuführen, welches ich mir wieder als eine eigenthümliche Scene aus dem Prager Volksleben meinem Gedächtnisse glaubte einprägen zu dürfen. Denn ich erinnerte mich nicht, irgendwo Soldaten auf diese Weise abmarschiren gesehen zu haben. Anderswo kämen das Volk und die Mädchen, glaube ich, nur dann so weit, wenn sie freudetrunken bei einem Siege triumphirende Soldaten geleiteten. „Ich finde es außerordentlich,“ sagte ich zu meinem Begleiter, indem ich noch einen Blick auf das hübsche hinter der Brücke verschwindende Bild warf. „Es ist hier gewöhnlich,“ erwiederte er.

Wenn irgend etwas, so ist das wahr, daß die Böhmen

Musik, Gesang und Tanz lieben. Was die Musik betrifft, so weiß dieß schon lange die ganze Welt. Denn böhmische Musiker erscheinen nicht nur in allen Ländern Europas, sondern sie gingen auch mit den Russen nach Sibirien hinüber und kamen mit ihnen bis an die chinesische Gränze. Neuerdings gingen sie mit den Franzosen nach Afrika, und ganz kürzlich noch vernahmen wir von böhmischen Musikanten, denen man in Syrien und Aegypten mit Vergnügen gelauscht hatte. Aber auch von der Aechtheit der beiden anderen in jenem Satze enthaltenen Behauptungen hat man täglich und überall in Prag Gelegenheit sich zu überzeugen. Tanz kam mir auf Wegen entgegen, wo ich ihn nicht vermuthen konnte. Gesang, und zwar sehr harmonische Gesänge hörte ich häufig aus den Souterrains der Häuser, aus den Bedientenzimmern der Großen und auf den Straßen erklingen. Und Musik, — ohne sie, scheint es, kann keine öffentliche Gesellschaft, namentlich kein Bierhaus der unteren Classen bestehen.

Um einmal zunächst bei diesen Bierhäusern der unteren Classen, die selten ein anständiger Reisender besucht, obgleich auch hier ein Schauplatz der Beobachtungen für einen Philosophen wäre, zu verweilen, so muß ich gestehen, daß ich darin einen höchst auffallenden Unterschied zwischen ihnen und denen in den anderen, Böhmen benachbarten Hauptsammelplätzen von Menschen, in Breslau, Dresden und München, gefunden habe. Im Ganzen schien mir in den Versammlungshäusern dieser Art in Prag weit mehr einer gewissen

Poesie gehuldigt als in denen der genannten Orte. Man trete in eines der vielen Bierhäuser, die am Prager Viehmarkte liegen, und die des Abends fast beständig von lustigen Gästen voll sind, und schaue sich mit unparteiischen Augen um. — Es sind gewöhnlich große Zimmer oder Hallen parterre. Der Eingang schon ist mit Tannen und anderem grünen Laube geziert, und ebenso sind die Wände des Inneren mit Tannenzweigen ausgeschmückt, oft nach eigenen Einfällen der Wirthe. Hier und da fand ich auch wohl in einem Gehöfte recht hübsche Lauben arrangirt und illuminirt, in denen die Gäste zechten. Samstags, Sonntags und Montags giebt es in allen diesen Häusern, und in manchen auch an anderen Tagen der Woche Musik, und zwar eine so gut besetzte Musik, daß ich nicht aufhören konnte mich zu wundern über die Ergiebigkeit der Quellen, aus denen diese Musiken hervorkamen. Gewöhnlich ist es ein vollständiges Orchester, das sich besonders durch seine Tactfestigkeit und Präcision im Vortrage auszeichnet. Ohne Zweifel befand ich mich schon früher in besserer Gesellschaft als in diesen Prager Bierhäusern und hätte doch, wenn ich diese Prager Bierhausmusik schon damals gekannt hätte, viel Ursache zum Neide gehabt. Man sagte mir, daß in der neueren Zeit eine große Revolution mit der ganzen wandernden böhmischen Orchestermusik vorgegangen sei, und daß sie namentlich durch den Einfluß der großen Wiener Tanzorchesterdirectoren Strauß, Lanner, Labitzky rc. sehr an Energie gewonnen habe. Die

Compositionen dieser tonangebenden Herren müssen mit einer außerordentlichen Tactfestigkeit und mit bedeutender Präcision vorgetragen werden, und obgleich ihr Einfluß in anderer Hinsicht wieder sehr bedauernswerth sein mag, so hat er doch gewiß das Gute gehabt, daß der schläfrige Schlendrian, mit dem sonst wohl die schlechteren unter den böhmischen Musikanten ihre eingeübten Stücke ableierten, zu größerer Lebendigkeit erwacht ist.

Nicht selten auch findet man Sänger in den Prager Bierhäusern, die gewöhnlich mit der Harfe ihre Vorträge begleiten. Sie haben in der Regel eine zahlreiche Sammlung von Liedern und Melodieen bei sich, und ich glaube, daß ein Musikfreund bei ihnen wohl noch manches köstliche Liedchen, das nur in Abschriften unter ihnen von Hand zu Hand geht, entdecken könnte, ebenso wie die Maler zuweilen bei den armen Antiquitätenhändlern noch manches schöne Bild aus dem Staube ziehen. Gewöhnlich fand ich Lieder sowohl in deutscher als in böhmischer Sprache. Es waren theils alte böhmische Volksgesänge, theils deutsche Gedichte, die man in's Böhmische übersetzt hatte, theils auch umgekehrt aus dem Böhmischen in's Deutsche übertragene. Wenn der Sänger ein recht beliebtes Volkslied anstimmte, so wußten es die Kellner und Wirthe sowohl als die Gäste auswendig. Es legte sich mitunter der eine oder andere Gast auf seinem Stuhle an die Wand zurück und stimmte mit ein, oder der Kellner, der mit Bierkrügen durch's Zimmer lief, begleitete summend die angestimmte Melodie. Mitunter auch sah ich wohl, daß alle Con-

verſirenden plötzlich ihre Geſpräche unterbrachen und wie begeiſtert mitſangen. Mich rührten die ihr Geſchäft mit Singen begleitenden Kellner ganz beſonders, weil ſie ihren Geſang alle Augenblicke mit den proſaiſcheſten Verrichtungen von der Welt, z. B. mit Bezahlen und Bezahlenlaſſen, unterbrechen mußten. Der Sänger hatte gewöhnlich einen Tiſch in der Mitte des Zimmers oder in der Nähe der Thür, und neben ſeinen Notenblättern häuften ſich allmälig und faſt von ſelbſt die kleinen Säulen der kupfernen Kreuzer. Denn faſt jeder Gaſt legte hinausgehend freiwillig ſein Scherflein darauf nieder. Dieß Alles ſind anſcheinend lauter Kleinigkeiten. Wenn ſie aber, wie ich glaube, für Prag eigenthümlich ſind und anderswo nicht ſo gefunden werden, ſo läßt ſich Manches für die Prager Geſangs- und Muſikliebe daraus folgern.

Merkwürdig und höchſt ſonderbar iſt es mir, daß, während uns durch Teniers und Oſtade die bäueriſchen Tänze, die zerſchlagenen Bier- und Branntweinflaſchen, die Prügeleien, die blauen Augen, die ausgeſchlagenen Zähne, die ausgerauften Haare und die gerötheten Bardulphsnaſen der holländiſchen Kneipen auf eine ſo unübertrefflich wahre und vielfach bewunderte Weiſe verewigt wurden, ſo daß ſich jeder Gentleman oder Fürſt glücklich ſchätzt, wenn er dem Fremden in ſeinen Salons einen oder einige ſolcher Bauerbacchanalien aufweiſen kann, — unbegreiflich, ſage ich, iſt es mir, daß noch kein Maler, auch nicht einmal einer der vielen neueren Genremaler ſolche oft viel poetiſchere und doch durchaus

volksthümliche Prager Schenkenscenen auffaßte, auf die Leinwand brachte und sich dadurch wenigstens ebenso berühmt wie Ostade machte. — Jene gesangreichen, mit Krügen herumschlendernden Kellner, die in illuminirten Zweig-Lauben versteckten Gäste und Musiker, die wohlhäbigen dickleibigen Wirthe dazwischen, dann nicht zu vergessen, die kleinen Wurstbuden vor der Thür, die mit allerlei Broten und Würsteln bunt garnirt sind, — der Wurst- und Brotverkauf ist vom Bierverkaufe getrennt, und die Gäste holen sich ihre Speisen von draußen herein, — würden Veranlassung genug dazu geben.

Auch die Kaffeehäuser, deren es in Prag unzählige giebt, während im benachbarten Dresden gar keine sind, thun sich durch mancherlei Eigenthümlichkeiten hervor. Doch haben sie im Ganzen mehr als alles Andere den gewöhnlichen österreichischen Zuschnitt, und wir werden später Gelegenheit haben, sie zu schildern. — Auffallend war mir, als ich vom Norden kam, die schöne und helle Erleuchtung in diesen Häusern. Ich konnte mich Anfangs kaum überreden, daß es nicht Gasillumination sei. Man versteht sich hier auf die Oellampenillumination besser als irgendwo in Deutschland. Es gilt dieß von ganz Oesterreich. Ich glaube, es liegt dieß besonders an dem besseren Oele, welches man hier hat.

„Also auch von der Lampenputzerei noch etwas?“ höre ich hier meine hübschen Leserinnen den Verfasser dieses scheltend anreden, „nun, Sie führen uns in schöne

Gesellschaft, zu den Mädchen, die sich, Gott weiß warum, auf der Straße tanzend tummeln, dann zu den Biertrinkern am Viehmarkte, zu dem Tabaksqualm der Kaffeeschenken und" — nicht weiter, ich bitte, meine Schönste! Heißen Sie vielleicht Anna, oder Annette, oder Annchen, Annerl, Nanny, Nannette, Nannerl, oder Nettchen? denn dieß ist, wie Sie nicht vergessen dürfen, so weit der österreichische Adler Damen beherrscht, Alles eins. — Heißen Sie so? o dann gratulire ich Ihnen und mir; denn Sie sind dann auf's Freundlichste zu dem schönen Annenfeste eingeladen, das heute auf der reizenden Moldauinsel gefeiert wird, und ich werde da das Glück haben, Sie in eine allerliebste und höchst anständige Gesellschaft zu führen, in der Sie sämmtliche schöne Annen von Prag in wundervollem Gedränge vereinigt finden werden, und wo Sie das Prager Volksleben wieder von einer anderen Seite kennen lernen sollen.

Der Annentag ist überhaupt in der ganzen österreichischen Monarchie einer der vornehmsten Volksfesttage, besonders hoch aber werden die Annen in Prag gefeiert. Ich weiß nicht, warum nicht auch die Babetten, Marieen und Christinen zur selben Ehre gelangen. Es fällt jenes Annenfest auf den 26sten Juli, und in der Nacht vor diesem Tage werden sämmtliche Straßenecken mit den zahlreichsten Einladungen zu Festivitäten verschiedener Art beklebt. Die Wirthe und Festordner bemühen sich darin, allen schönen Annen von Prag die lockendsten Schilderungen von den zu ihrem Empfange getroffenen

Anstalten zu machen. Der Eine wendet sich einfach an die „schönen Annen," der Andere an die „reizenden Annen der böhmischen Hauptstadt," der Dritte an die „hochverehrten Nannetten," und wenn dann die aufgehende Sonne die Prager Straßenecken bescheint, so erblicken die hübschen Mädchen ihren gefeierten Namen in gelber, blauer und rother Schrift, in lateinischen, gothischen und deutschen Lettern verherrlicht und sehen sich zu Diners, Soupers und Frühstücken, zu so vielen Landpartieen, Bällen und Illuminationen eingeladen, daß sie nicht wissen, wohin sie sich nun zunächst wenden sollen. — Hätte man auch nur gleich einen gefälligen Chapeau gefunden!

Die Anna steht leider an ihrem hochfetirten Namenstage viel verlassener da als andere ihrer Schwestern, als z. B. die Josephinen, die Henrietten, Carolinen und Friederiken an dem ihrigen. Denn diese nehmen ohne Weiteres ihre gehorsamen Josephs, ihre Heinrichs, Carls und Friedrichs am Arm und machen an sie die durch Namensvetterschaft beßtbegründeten Ansprüche auf ihren Schutz und ihre — „Zwanziger." Aber die arme Anna ist leider von den vergeßlichen Kalenderverfertigern ganz ohne ein solches männliches Pendant gelassen worden. Ja könnte man nur den unzähligen Johanns glaublich machen und deutlich beweisen, daß „Anna" eigentlich nur eine Abkürzung von Johanna, und jeder Johann also der natürliche Freund, Beschützer und Promenadenbegleiter jeder Anna wäre, so wäre das herrlich; denn vielleicht taufen die Priester gar noch

mehr Johanns als Annen, und das mit Recht, weil ja der erste Täufer selber Johannes hieß. — Aufrichtig gestanden, in Prag, glaube ich, wird es nicht schwer werden, die Johanns zu diesem Glauben zu überreden, denn die Annen haben hier eine Ueberredungsgabe sondergleichen, wovon wir gleich auf der Färberinsel ein Mehres sprechen wollen.

Denn bei all den zahlreichen Einladungen, die für diesen Tag in Bereitschaft gehalten sind, strandet doch das Schönste und Meiste beständig an diesem lieblichen Eilande. Die Färberinsel ist gewiß einer der schönsten Vergnügungsplätze Deutschlands, sie ist nicht groß, ein Oval von etwa 150 Klaftern Länge und 100 Klaftern Breite, sie ist rund umher von der Moldau umrauscht und von dem ganzen schönen Panorama der Stadt Prag umgeben, auf der rechten Seite hat sie die Altstadt, auf der linken die Kleinseite und den Hradschin, hinter sich den Wissehrad und vorn die alte Moldaubrücke. In der Mitte der Insel liegen einige sehr elegante Gebäude, die den ganzen Tag für Gäste ihre Thore offen haben. Hinter diesen Gebäuden laden unter dem Schutzdache alter Bäume Tische und Bänke zu ruhigem Genusse ein, und eine Tribune für Musiker ist selten unbesetzt. Zu beiden Seiten führen Spaziergänge rund herum, die in dem vorderen Theile der Insel sich um Rasenplätze und zwischen Gebüschen hindurchwinden. Am Annentage wird Alles noch mit Guirlanden und Kränzen besonders geziert. Vor dem Hause erscheinen am Abende Transparente mit solchen Versen wie dieser:

„Ehret die Annen! Sie flechten und weben
„Reizende Blumen in's irdische Leben."

Und zu den Seiten sind den Annen Ehrenpforten errichtet, die den gigantischen Buchstaben A oder N (Nannette) in glänzender Lampenbeleuchtung im Gipfel tragen.

Schon am Morgen nimmt der Wirth an der Brücke, die zum Festlande führt, einen an anderen Tagen nicht gebräuchlichen Zoll ein; denn die Musik fängt am Annentage mit Aufgang der Sonne an und hört erst mit dem Untergange des Mondes auf. Am Nachmittage aber zwischen 5 und 7 Uhr ist der Andrang von Annen und überhaupt von Menschen am stärksten; denn auch wenn am Abend Mondschein und Illumination anfängt, verliert sich wenigstens das Eleganteste, welches den Mond nur durch Salonfensterscheiben anzuschauen beliebt.

Es war das herrlichste Wetter von der Welt, als ich mich zur bezeichneten Nachmittagszeit auf der Färberinsel einfand, um, wie gesagt, die oben gelobte Beredtsamkeit der Prager Annen zu studiren, und ich muß gestehen, ich fand dieselbe bei allen in hohem Grade, bei einigen aber schien sie mir hinreißend und selbst mehr als Ciceronianisch und Demosthenisch zu sein. Denn in der That, wo jene schönen schwarzen Haare, jene großen schmelzenden Augen, dieses reizende Oval des Hauptes, diese Grazien in den Bewegungen, deren die Töchter Prags sich rühmen, reden, da bedarf es nicht mehr des Wortes, stumme Mimik ist schon allein genug,

und das war weder bei Cicero noch Demosthenes der Fall.

Die Färberinsel ist, wie gesagt, sehr klein, und die Menschenmenge — unter der sich die Anzahl der Damen zu der der Herren wie 2 zu 1 verhielt, vielleicht wegen der großen Anzahl anwesender Annen, denn in Prag sind deren so viele, daß man hier rufen möchte: „wer heißt hier nicht Anna?" wie man in Frankfurt ehemals rief: „wer heißt hier Dalberg?" — die Menschenmenge also drehte sich in einem dichtgedrängten Strome Mann an Mann, oder vielmehr Anne an Anne, beständig kreisend auf der am Rande rund um die Insel herum führenden Promenade hin.

„Wahrlich, ich kann behaupten, daß ich nicht zu denen gehöre, die man im gewöhnlichen Leben Enthusiasten nennt," sagte mir mein begleitender Freund, als wir uns von der kleinen Brücke des Moldauarmes in diesen Strom hineinstürzten, „aber mir kommt es so vor, als sei ich in meinem Leben noch nie von so vielen Engelsköpfen, so vielen graziösen Gestalten und reizenden Gesichtern umgeben gewesen! Es ist entzückend, es ist hinreißend!" „In der That!" erwiderte ich, indem ich ihn weiter zog, „bezaubernd!" Wir schwammen sogleich gegen den Strom an, um alle Gestalten besser zu fassen und alle die darin schwimmenden Huldinnen genauer zu betrachten. Ohne alle Uebertreibung und ohne irgend einer Metapher mich zu bedienen, gestand auch ich, daß ich noch nie, weder später noch früher, etwas Aehnliches von Schönheitsfülle sah. Schlag auf

Schlag folgten die bildschönsten Mädchen einander nach, und Bild auf Bild schwammen sie uns entgegen. Auch ich muß mich einer nur langsamen Erregbarkeit und einer nicht sehr großen Empfänglichkeit für das Schöne anklagen, und doch schien mir diese Fülle von Jugend und Schönheit überschwänglich, und die Anwandlung von Rührung, die ich dabei empfand, war für mich selbst der größte Beweis, daß ich mich nicht täuschte, und das Schauspiel ungewöhnlich sein mußte. — Ich hätte in der That hier, wie Xerxes am Hellespont bei'm Anblicke seiner zahlreichen glänzenden Soldaten, eine Thräne weinen mögen bei'm Anblicke all dieser schönen Beute für den Sensenmann und die Zeit.

Ich erinnerte mich derjenigen Leute, die ich oft mit Begeisterung und mit hinschmelzendem Entzücken von irgend einem schönen Bilde Titian's oder Van Dyk's oder sonst eines Malers hatte sprechen hören, und dachte, wenn ich sie hier hätte, was sie dann wohl erst sagen würden bei'm Anblicke aller dieser lebendigen und athmenden, wandelnden und lächelnden Dianen und Madonnen. — Dann auch gedachte ich derer, die wohl auf irgend einem alten verfallenen Schlosse, z. B. auf dem Wissehrad, sich in die vergangenen Zeiten vertieften und mit rührender Poesie und poetischer Rührung von den schönen Damen sangen, die einst hier wohnten, und in deren erdichteten Anblick sie sich vertieften, wenn ich ihnen einmal alle diese blos eingebildeten Schönheiten hier in handgreiflicher, lebenswarmer und blühender Wirklichkeit zeigen könnte, zu welchen herrlichen

Leistungen sie dadurch wohl erst befähigt werden möchten! — Endlich auch fielen mir die Naturforscher ein, die mit feiner Beobachtungsgabe die Körper und die Physiognomieen der Insecten unter dem Mikroskope studiren, und denen kein Härchen im Barte eines Löwen, kein Federchen im Schwanze eines Kranichs entgeht, was würden sie erst sagen, mit welcher prophetischen Beredtsamkeit würden sie erst anfangen zu sprechen, wenn ich sie dieser beseelten Bildergalerie, diesem von Gottes Odem durchhauchten Museum, dieser gegenwärtigen und heutigen Romantik gegenüberstellen könnte. — Oder sollte es möglich sein, ihr Kunstenthusiasten, daß ihr der Natur, — und ihr Romantiker, daß ihr der Gegenwart, — und ihr Naturliebhaber, daß ihr den Menschen ihr Recht entzöget! Sollte es möglich sein, daß die Natur, welche das Ideal aller Künste, — und daß die Gegenwart, welche das Höchste in der Poesie, — und daß der Mensch, der die Krone der Schöpfung ist, von euch vernachlässigt würden? — Niemand antwortete mir auf der Färberinsel auf diese Frage, und doch wußte ich, daß mancher Farbenheld, mancher Romanenfreund und mancher Naturforscher dabei gegenwärtig waren.

Welche Ursache es haben mag, daß die kleinen schreienden, röthlichen und häßlichen Menschenkinder, die sich ja überall so sehr gleichen, — denn sogar ein eben geborenes Negerkind soll ja nicht bedeutend unterschieden sein von einem eben geborenen Kaukasier — wie es kommt, sage ich, daß diese kleinen Schreihälse in

Prag zu so ausgezeichnet schönen Mädchen heranwachsen, weiß ich mir nicht zu erklären. Manche haben die Vermuthung aufgestellt, daß eine Mischung der deutschen und slavischen Race daran Schuld sei. Die Slaven wollen dieß aber nicht zugeben, sondern sie meinen, diese Schönheit der Mädchenblüthe stecke von jeher im slavischen Blute, und ihnen allein sei sie ganz auf Rechnung zu bringen. Sie behaupten, daß in den rein slavischen Dörfern Böhmens noch schönere Mädchen vorkämen als in den gemischten, oder gar blos deutschen. Auch rühmten sich die Mitglieder der patriotischen böhmischen Gesellschaft, daß sie auf ihren Bällen, wo blos böhmisch geredet wird, und wo daher meistens Alles ächtes Slavenblut ist, entschieden die Blüthe der Blüthe und die Schönsten der Schönen erblickten und zu ihren Mitgliedern zählten. Endlich sagen sie auch, daß selbst die gerühmte Schönheit der Frauen in Ungarn blos von den dortigen slavischen Elementen herkäme. Die Slowaken wären es, die in Ungarn ebenso die schönsten Frauen, wie auch die schönsten Männer nach Pesth und Preßburg lieferten. Ich verwerfe dieß Urtheil nicht völlig und glaube vielmehr, daß ich es zum Theil bestätigt fand.

Dem sei indeß, wie ihm wolle, so ist soviel gewiß, daß Prag ein Garten und eine Pflanzschule der Schönheit war. Für die Töchter der Stadt und für die Blüthen von 1841 stehe ich selber mit meinen Augen ein. Die Mütter dieser Töchter haben vor 20 Jahren schon den „in Deutschland reisenden Deutschen" als junge

Mädchen entzückt. Für die Großmütter bürgt noch mancher andere von ihnen bezauberte Reisender, für die Urgroßmütter der alte Chronist Hammerschmidt nebst seinen Zeitgenossen. Die längst verblichenen Ahnfrauen lächeln noch mit demselben Zauber, den sie einst zur Schau trugen, und mit dem geputzt ihre Kindeskinder einhergehen, von der Leinwand mancher Schloßbildergalerie herab. Für Carl's V. Zeit und das 16. Jahrhundert steht ein Kenner der Schönheit ein, den Niemand als Bürgen verwerfen wird. Der berühmte Titian nämlich selber, der 96 Jahre hindurch frischen Geistes und warmen Herzens die Schönheit studirte, belauschte und darstellte, sagt, daß er das Ideal eines schönen Frauenkopfs in der Prager Damenwelt seiner Zeit gefunden habe. Titian war eine Zeit lang am Hofe Carl's V. und machte eine fünfjährige Kunstreise in Deutschland, bei welcher Gelegenheit er denn auch Prag besuchte. Was die Jahrhunderte vor Titian betrifft, so werden die authentischen Nachrichten über die Perlenzähne, Korallenlippen, Elfenbeinnacken, Rosenwangen, Rabenhaare und Gluthaugen der Prager Mädchen seltener und ungewisser, und man kann sich hier zuletzt nur noch auf wenige Aeußerungen Carl's IV., der, wie wir schon oben zu bemerken Gelegenheit hatten, Prag einen „hortus deliciarum“ nannte, berufen. Er sagt nicht dabei, welche Delicen er damit meinte. Wenn man aber das Leben dieses Kaisers gelesen hat, wird man gern zugeben, daß er dabei besonders auch an die schönen Pragerinnen seiner Zeit gedacht haben möge, und daß

man seiner Aeußerung hier durchaus die Kraft einer Beweisstelle zuschreiben könne. Am Ende verliert sich der Adel der Prager Damenschönheit in's Unvordenkliche. Denn zuletzt sind es nicht mehr wohlüberdachte Urtheile von Reisenden und Künstlern oder gar gewichtige Worte von Kaisern, sondern nur ganz unbestimmte Gerüchte und Sagen von der Schönheit Libussa's, Wlaska's und den Reizen der viel besungenen „Dewij Slawanske“ (tschechischen Mädchen) im Allgemeinen.

Wirklich ich muß gestehen, ich begriff den Przemysl nicht, wie er die Anträge dieser böhmischen Mädchen verwerfen und mit ihnen jenen berühmten Krieg anfangen konnte, und es ist mir kein Wunder, daß ihm seine ersten Unternehmungen gar nicht glücken wollten, denn ich glaube, auch die österreichischen Artilleristen hätten sich diesen 2000 hübschen Nannetten (so groß war die Armee auf der Färberinsel), wenn sie sich vielleicht revoltirt und diese Insel, wie einst Schloß Diwin, als ersten Anhaltspunct in Prag besetzt hätten, lieber auf Gnade und Ungnade ergeben, als ihre zerschmetternden Kugeln in ihre blühenden Reihen gesendet und ihre stählernen Klingen in ihre Wiener Shawls und französischen Seidenzeuge getaucht.

Als wir einigemal auf die besagte Weise gegen den Mädchenstrom in der Runde herumgeschwommen waren, war es endlich spät geworden. Lange und gern schien Helios auf den hortus deliciarum niederzuschauen, und nur langsam wandte er seine Blicke weg zur Thetis hin. Die Feuerwerker mußten lange warten, bis

es so dunkel war, daß sie die Illumination beginnen und die verschiedenen mit Pulver, Raketen und chinesischem Feuer gemachten Anspielungen auf den gefeierten Namen des Tages abbrennen konnten. Das Feuerwerk mißlang so ziemlich. Die Musik aber that mit böhmischen Polkas und Redowaks, die, wenn sie besonders beliebt waren, zuweilen applaudirt wurden und wiederholt werden mußten, ihr Beßtes. Ein allgemeines Abendmahl, bei dem weder für Geld noch für gute Worte weder etwas zu essen noch zu trinken zu erhalten war, beschloß das Ganze.

Man soll nach dem Champagner keinen Grünberger mehr trinken. Aber ich verstieß am Abende des Annenfestes gegen diese Regel und ging nach den schönen Feierstunden auf der Färberinsel zu einem jener Volksbälle, die an jedem Sonn- und Feiertage in den 12 Balllocalen Prags nie feiern, und die am Morgen des Tages sich mit dem blaugedruckten Ausrufe: „Es leben die Annen!" dem Publicum angekündigt hatten. Ich wählte einen, der, wie der Wirth sagte, von ihm „aus Hochachtung für alle Nannetten" veranstaltet worden war. Die Klassen, welche hier repräsentirt waren, gehörten den mittleren Ständen an, und zwar einer der untersten Coterieen derselben. Ich muß gestehen, daß ich hier weder mehr die Prager Schönheit, noch die österreichische Lustigkeit, die ich erwartete, fand. Es macht einen höchst widrigen Eindruck, das feinere Wesen der vornehmen Stände blos in den Cravatten und Manchetten wiederzufinden, nicht aber in den Manieren,

Sitten und Gesprächen. Die Nachäffung der Höheren von den Niederen wird immer mehr und mehr Originalität, Heiterkeit und Scherz aus der Welt verbannen.

Einer meiner ersten Spaziergänge in Prag galt einem Besuche der tschechischen Buchläden und den Sammlungen der patriotischen Gesellschaft. Ich war begierig zu sehen, welche neueste Blüthen der böhmische Baum getrieben und welche antike Früchte er eingespeichert hatte.

Der Buchladen der böhmischen literarischen Neuigkeiten befindet sich in einer dunkelen engen Gasse, und der Mann, der den Hauptverlag der böhmischen Literatur besorgt, ist ein Deutscher. Sein Laden ist nur klein, doch wird er häufig von den jungen böhmischen Patrioten, namentlich den Advocaten, Studenten und Literaten besucht, die hier böhmische, illyrische, polnische und russische Bücher durchblättern und kaufen. Denn alle diese slavischen Sprachen werden jetzt von den böhmischen Patrioten eifrig gelernt und getrieben. Es ist bemerkenswerth, daß auch in Rußland von den dortigen Gelehrten jetzt die böhmischen, polnischen und illyrischen Sprachen fleißig studirt werden. Nach der russischen Literatur, sagte man mir, habe man häufig Verlangen, aber ihre Producte seien hier selten, denn sie kämen schwer ein. Es gäbe viele unter den jungen Leuten, die recht gut russisch

läsen und schrieben, was sie insbesondere auch deßwegen sich anzueignen suchten, weil Manche auf eine Auswanderung nach Rußland schon von Jugend auf speculirten. Namentlich ginge ein großer Theil der zahlreichen Doctoren der Medicin, welche jährlich in Prag promovirten, nach Rußland, wo sie als Slavisch=Redende sehr willkommen wären.

Die böhmische Literatur besteht und arbeitet für vier Länder, für Böhmen, Mähren, einen Theil von Schlesien und das Slowakenland in Ungarn. Daher stehen auch auf den böhmischen Journalen, z. B. dem „Wlastimil", in zierlichem Drucke nach allen vier Weltgegenden, d. h. nach den vier Seiten des Journals hin die Namen: Slezan — Czech — Slowak — Morawan — (der Schlesier — der Tscheche — der Slowak — der Mähre). — Unter den Neuigkeiten des Jahres 1841 fand man auch das Semski Sud, das altböhmische Landrecht. Die österreichische Censur verweigerte lange die Erlaubniß zur Herausgabe dieses alten tschechischen Buches, welches Artikel gegen die Deutschen enthielt. Jetzt in neuer Zeit ist man von Seiten Oesterreichs nachsichtiger und nachgiebiger geworden und hat nun mit einigen Auslassungen den Druck des Werkes erlaubt. Und nun können die Böhmen wieder singen, was in dem alten berühmten Gedichte „Libussa's Gericht" gesagt wird:

„Ruhm nicht wär's, bei Deutschen Recht zu suchen,
„Haben Rechte selbst nach heil'ger Satzung,

„Die gebracht vor Zeiten uns're Väter
„In dieß Land voll Segen.“

Vor 20 Jahren, ja noch vor 15 Jahren, war die Literatur der Böhmen, d. h. die lebende, vollkommen unbedeutend und so gut wie gar nicht vorhanden, wie man denn überhaupt von allen unter deutscher Herrschaft stehenden Slaven wenig sprach und hörte. Man liest naive Reisebeschreibungen aus dem vorigen Jahrhundert, in denen es dem reisenden Beobachter auffällt und sonderbar vorkommt, „daß die Landleute in Böhmen einen ganz fremdartigen Dialekt sprächen.“ Wer gelehrt war, der wußte, daß die Landleute in einigen Theilen von Deutschland Slaven waren. Die böhmische Literatur war beinahe so weit herabgekommen, wie noch jetzt die lettische und esthnische in den deutsch-russischen Ostseeprovinzen. Sie bestand hauptsächlich nur in Volksgesang.

„Habe Blättchen nicht, noch Feder,
„Daß ich schrieb ein Briefchen.
„Grüß' die Theuren mit Gesange,
„Daß ich hier verschmachte.“

„Dieses Verschen aus einem alten böhmischen Liede konnten wir von der Schlacht am weißen Berge bis auf diese neuesten Jahre herab auf uns und unsere Literatur anwenden,“ sagte mir ein böhmischer Patriot. Ich bat ihn, mir das ganze Lied zu geben. Hier ist es:

Die Lerche.

Eine Maid, sie jätet Hanf
Dort im Herrengarten,
Da die Lerche spricht sie an:
„Warum doch so traurig?"

Wie sollt ich nicht traurig sein?
Liebe kleine Lerche!
Meinen Liebsten führten fort
Sie zum Felsenschlosse.

Hätt' ich eine Feder nur,
Schrieb ich ihm ein Briefchen,
Und du flögst damit zu ihm,
Liebe kleine Lerche!

Habe Blättchen nicht, noch Feder,
Daß ich schrieb ein Briefchen.
Grüß die Theuren mit Gesange,
Daß ich hier verschmachte.

Jetzt haben sich die Sachen schon sehr geändert, und es kann nur noch selten passiren, daß einen, wie mir es kürzlich geschah, eine gebildete deutsche Dame fragt: „Sagen Sie einmal, das ist ja ein wunderliches Platt, welches die böhmischen Herrschaften, wie ich auf meiner Reise nach Karlsbad bemerkt habe, mit ihren Domestiken reden. Das ist doch kein Deutsch?" — Jetzt ist es so weit gekommen, daß die Böhmen schon sogar Anstoß daran nehmen, wenn in deutschen Büchern z. B. steht: „Eine der interessantesten deutschen Städte ist Prag"; — denn sie meinen, der Kuckuck könne mit eben dem Rechte das Nest, aus dem er die Grasmücke vertrieb, sein eigenes Nest nennen, mit welchem die Deutschen Prag, welches die Böhmen gebaut haben, als deutsche Stadt reclamirten. Man muß indeß bemerken, daß der

Kuckuck in den naturhistorischen Büchern nicht so verhaßt sein würde, wenn er das Nest der Grasmücke so ausbaute und ausschmückte, wie deutscher Sinn und deutsche Kunst Prag ausgeschmückt haben. Es ist überhaupt das ganze Böhmenland noch immer streitig zwischen den Deutschen und der slavischen Nation. Die Deutschen sagen: es ist eigentlich und ursprünglich ein deutsches Land, denn wir sind mit unseren Markomannen früher hier gewesen als die Tschechen und haben 400 Jahre lang im Lande gewohnt. Die Tschechen dagegen (siehe Palazky's Geschichte von Böhmen) behaupten: ihr Deutschen nahmt das Land den gallischen Bojern und besaßet es mit keinem anderen Rechte als dem des Schwertes. Das Schwert hatte euch die Herrschaft erworben, das Schwert nahm sie euch wieder, und wir saßen dann 800 Jahre im Lande. Darauf können wir Deutschen nun erwidern: Aber wir haben euch des Landes Herrschaft dann wiederum mit dem Schwerte abgenommen, und außerdem haben wir euch mit der Energie unserer höheren Cultur überflügelt. Dieß sind zwei Schwerter und noch ein paar Flügel gegen eins, und wir haben also als älteste und jüngste Herren das vollste Recht, und so nennen wir denn Böhmen ein durch unser Schwert, unsere Cultur und unsere Industrie deutsches Land, in dem die eingedrungenen Tschechen den Acker pflügen.

Bisher gab es noch immer kein gutes böhmisches Lexicon. Ich sah in diesem Jahre das beßte und vollständigste vor mir liegen, das Jungmann'sche. Herr

Jungmann, obgleich ein Deutscher dem Namen nach, soll ein böhmischer Patriot sein. Er arbeitete lange Jahre an diesem Werke, das er auf eigene Kosten herausgab, und zu dessen Förderung er sogar, wie man mir sagte, seinen Weingarten verkaufte. Der Druck wurde 1836 begonnen und ist jetzt beendigt. Merkwürdig war mir theils der aufopfernde Patriotismus dieses Gelehrten, theils auch, daß er dabei nicht auch andere hülfreiche und gemeinsam contribuirende Hände fand. Fast möchte man darnach geneigt sein, zu glauben, was ein böhmischer Deutscher gegen mich von der ganzen Bewegung und Aufregung unter den böhmischen Patrioten behauptete: „Es sei ein ungeheuerer Luxus, den einige junge müssige Leute, einige Herren Professoren und Alterthumsliebhaber mit dem böhmischen Wesen treiben, und durchaus keine Bewegung, die aus einer inneren Aufregung oder einem tiefen Bedürfniß des böhmischen Volks hervorgehe. Die Hauptsache ist ja bei uns überall vollkommen deutsch. Unsere Gebildeten, wenn sie etwas Schönes lesen wollen, lesen Schiller und Göthe, im ganzen Lande wird deutsch „amtirt", d. h. die Schriftsprache des ganzen Beamtenstandes bis zu den geringsten Officianten herab ist die deutsche. Ueberall ist jedem Böhmen das Deutsche zu seinem Fortkommen durchaus von Nöthen, und da freut sich dann der arme Mann, wenn er nur einmal ein deutsches Buch in die Hand bekommt, daß er etwas lernen kann, was ihm auf seiner Lebensbahn weiter hilft; auch hat er gar keine Zeit, sich den Phantasieen der

tschechischen Patrioten hinzugeben. Zudem muß ja auf allen unseren Schulen die deutsche Sprache ex officio gelehrt und gelernt werden. Viele unserer Herren vom Adel verstehen ja nicht einmal das Patois des Landvolks. Und was bedeuten denn nun gegen alle diese durchgreifenden Dinge die Bestrebungen einzelner Patrioten und alle die Opfer, welche sie vergebens einer unwiederbringlich verlorenen Sache widmen? Unsere Regierung fühlt sich, im Ganzen genommen, sicher und läßt die Tschechenfreunde ziemlich gewähren. Und die Deutschen im Auslande gehen zu weit, wenn sie Alles, was hier für das Tschechenthum geschieht, auf Rechnung des sogenannten Panslavismus setzen. Der forschende Sinn der neueren Zeit, die überall erwachte Liebe zur Rettung des Alterthümlichen hat ja in allen auch nicht slavischen Ländern ähnliche Bestrebungen wie hier hervorgebracht. Jede Provinz in Europa hat ja ihre alten Erinnerungen aufgefrischt, ja jede Stadt hat einen Blick in ihre alten Chroniken gethan und ihre alten Kirchen und Rathhäuser mit Sorgfalt restaurirt. Wir stehen an der Gränze einer völlig neuen Zeit, und wir herzen noch einmal rückblickend das, was wir bald auf ewig fahren lassen müssen. Nicht nur die slavischen Provinzen, sondern auch alle anderen Provinzen Oesterreichs haben ihre Alterthümer gesammelt, ihre alten Provinzannalen abgestaubt und noch einmal in neuem Einbande in schönen Schränken aufgestellt. Und dasselbe hat man in allen Provinzen Preußens und überhaupt fast in allen Provinzen aller europäischen Länder gethan. Ein sorgfäl-

tigeres Studium der Geschichte hat es offenbar gemacht, daß es noch sehr an dem Specialstudium der einzelnen Ländertheile fehlt, und so ist man von den großen Weltgeschichten auf die Bearbeitung der Geschichte der Provinzen gekommen, und während wir schon früher treffliche Werke über die großen Welthändel hatten, bekommen wir nun erst classische Geschichten einzelner Ländertheile und Städte. Eben der allgemeiner werdende Kunstsinn und die sich überall verbreitende Bildung und Wissenschaftlichkeit, welche die Aufmerksamkeit und die Sympathie für die mittelalterlichen Gebäudereste hervorriefen, erregten auch die Liebe für die alten untergegangenen oder untergehenden Dialekte. Daher die lange Kette künstlicher Auffrischungen alter Dialekte und Literaturen, die vom äußersten Schottland, wo man Ossian's Literatur aus dem Grabe erstehen ließ, nach Deutschland, wo Voß plattdeutsch und Hebel allemannisch dichtete, und wo sich gelehrte plattdeutsche, westphälische, sächsische, brandenburgische und hundert andere solche provinzielle Gesellschaften bildeten, und endlich nach Böhmen, wo man nun dasselbe thut. — Nicht also der Panslavismus und die Lust der westlichen Slaven an der ihnen von Osten her angetragenen Verbrüderung ist es, was alle diese slavischen Journale, Grammatiken, Lexicons und Gedichtsammlungen hervorrief, sondern die Richtung der ganzen europäischen Bildung überhaupt hat den Hauptantheil daran. Ueberall in Europa hat man sich bestrebt, die heilbringenden Kenntnisse allge-

meiner mitzutheilen und in's Volk eindringen zu lassen, und man hat daher die Volksdialekte auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Journalliteratur überall einführen müssen. Daher wurde die Bibel neuerdings wiederum in so unzählig vielen Sprachen gedruckt. Daher schrieb man in England und sogar hier und da in Frankreich Bücher in der Volkssprache, die man sonst gar nicht oder nur in der allgemein im Lande herrschenden Sprache verfaßte. Daher erscheinen selbst in Rußland Tageblätter und Volksbücher in lettischer, esthnischer, finnischer und anderen Sprachen, deren sich sonst kein Literat, es sei denn etwa auf der Kanzel, bediente. Auch in Schweden und Norwegen geschah wiederum Einiges für die Finnen und Lappen in Folge derselben von dem allgemeinen europäischen Zeitgeiste gegebenen Impulse. Bei dem Allen ist allerdigs nicht zu läugnen, daß die provinziellen, literarischen und patriotischen Bewegungen in den österreichischen Slavenländern durch den Panslavismus eine ganz eigenthümliche Färbung gewinnen. Kein Volk, so lange es noch einen Hauch von Leben in sich hat, verschmerzt den Verlust seiner nationalen Unabhängigkeit, und selbst wenn die Böhmen, die Slowaken und die anderen Slaven auch, wie das wahrscheinlich ist, viel besser thun, bei dem im Ganzen genommen und vergleichsweise sehr milde regierenden Scepter Oesterreichs zu verbleiben, als nach der von Osten her, ich will nicht sagen, direct angebotenen, aber doch durch die Lage der Dinge in Aussicht und Hoffnung gestellten Unabhängigkeit zu

greifen, so ist doch weder ein einzelner Mensch noch eine ganze Nation vor dummen Streichen, die dem eigenen Heile entgegen sind, sicher, und die Böhmen müssen sowohl ihrer selbst als Oesterreichs wegen bewacht und behütet werden. Die Leute übrigens, von denen in Böhmen am meisten abhängt, sind wohl am wenigsten für Rußland eingenommen. Es ist dieß die Geistlichkeit und der hohe Adel. Diese beiden Stände wissen selber am beßten, was sie bei einer Vertauschung der österreichischen mit der russischen Oberhoheit, wenn überhaupt von der Möglichkeit eines solchen Austausches hypothetisch die Rede sein darf, zu gewinnen hätten, und namentlich ist in neuester Zeit, selbst während der innere böhmische Patriotismus an Terrain gewann, die Sympathie für Rußland eher im entgegengesetzten Verhältniß gefallen, besonders nach den Vorfällen in Polen und Weißrußland. Von den geringeren Böhmen nehmen freilich viele die Anschwärzung des russischen Despotismus für eine deutsche antislavische Verläumdung. Die höher stehenden aber wissen oft selbst aus eigener Anschauung, woran sie sich zu halten haben. Und Summa Summarum läßt sich die Vermuthung sehr wahrscheinlich machen, daß in einem slavisch-germanischen Kampfe die Tschechen, die vordersten Slaven sich trotz aller ihrer Antipathieen gegen die Deutschen doch auf der Seite derselben befinden werden und ihres eigenen Beßten wegen befinden müssen.

Von den Sammlungen der böhmischen patriotischen

Gesellschaft, die sich auf dem Hradschin befinden, und die ich in Begleitung eines gelehrten und hochgeachteten Böhmen besah, interessirte mich zunächst besonders die Münzsammlung. Denn obgleich sie keineswegs so vollständig ist, wie die böhmischen Alterthumsfreunde es wünschen, so ist sie doch die reichste böhmische Münzsammlung, welche existirt, und mir bot sie so viel Neues und Interessantes, daß ich glaube, den deutschen Leser einen Gefallen zu thun, wenn ich die Lehrstunde, die ich hier empfing, so gut, als ich es vermag, recapitulire.

Die Münzen sind blos böhmische, und die Gepräge, welche früher Bojer, Markomannen und Römer innerhalb des böhmischen Gebirgskranzes cursiren lassen mochten, sind unberücksichtigt geblieben. Dagegen stammen die tschechischen Münzen noch von den ersten heidnischen Zeiten hier. Die alten heidnischen Goldmünzen gleichen nur dicken roh bearbeiteten goldenen Knöpfen. In der ersten christlichen Zeit, wo es noch ungewiß war, ob Böhmen und die übrigen westlichen Slavenländer der byzantinischen Bildung und dem griechisch-slavischen Christenthume oder der römischen Cultur und der italienisch-deutschen Kirche anheim fallen sollten, macht sich bei den Münzen ein byzantinisches Gepräge bemerkbar und läßt die Vermuthung wahrscheinlich erscheinen, daß damals, als noch die von Methodius hier ausgeworfene Saat grünte, wohl Manches in der böhmischen Kunst byzantinisch sein mochte. — Später, nachdem die Böhmen durch den Einfall der Ungarn von der byzantinischen Welt abgeschnitten waren, erscheint italienisches und zwar flo-

rentinisches Gepräge. Auf diesen florentinischen in Böhmen geprägten Ducaten sieht man den florentinischen Johannes und daneben ganz klein den böhmischen, ebenso wie die Polen in ihrer Revolution 1831 holländische Ducaten prägten, wo neben dem holländischen Ritter ein ganz kleiner polnischer Adler erscheint.

Man bemerkt dann noch später, als sich eigene böhmische Gepräge und Wappen entwickelten, ein mehrfaches Steigen und Fallen der Kunst, und die blühenden Zeiten Carl's IV., das rohe Jahrhundert der kunstzerstörenden Hussiten, dieß und Anderes spiegelt sich Alles auf den kleinen blinkernden Münzen, den Denaren und Ducaten, den Thalern und Bracteaten, deutlich ab.

Auch von allen den großen böhmischen Familien, die das Münzprivilegium übten, giebt es hier Münzen. Es sind dieß vorzüglich die Schlicks, die Rosenberge und die Waldsteine oder, wie Schiller diesen unbequemen Spondeus dem Versmaß zu Liebe verwandelte, die Wallensteine.

Die gräflich Waldstein'sche Familie hat indeß nur unter ihrem berühmten Ahnherrn geprägt, dessen Münzen besonders gut sind und der auch Goldmünzen schlagen ließ. Mit seinem Tode hörte aber die Waldstein'sche Münze auf. Am längsten von allen böhmischen Familien haben die Grafen von Schlick das Münzrecht geübt. Von ihnen giebt es Münzen bis auf die neueste Zeit herab. Ihr berühmtes Silberbergwerk zu Joachimsthal war so ergiebig an edlem Metalle, daß sie im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts

viele zwei Loth schwere Silbermünzen schlagen ließen, die man Anfangs Joachimsthaler und nachher kurz „Thaler" nannte. Selbst in Rußland sind diese Schlick'schen großen Silbermünzen unter beiden Namen bekannt und verbreitet. Sie heißen dort sowohl „Thaleri" als „Jesimki" (von Jephim = Joachim).

Eine ganz eigenthümliche Art von böhmischer Münze sind die königlichen Rechenpfennige. An den verschiedenen Ober= und Unterbehörden des böhmischen Kammerhofs war nämlich seit alten Zeiten eine gewisse Münze zur Ausgleichung der Rechnungen üblich, die als eine Art von kupferner Anweisung auf wirkliches silbernes oder goldenes Geld betrachtet werden kann und nur bei den besagten Behörden Cours hatte. Die verschiedenen großen böhmischen Familien ahmten diese Sitte nach und schlugen auch solche mit ihrem Wappen versehene Pfennige für die Rechnungsausgleichungen zwischen den verschiedenen Branchen ihrer Gutsverwaltungen. Auch mit diesen verschiedenen königlichen und herrschaftlichen Rechenpfennigen ist die Sammlung reichlich versehen.

Der gekrönte, auf seinen Hinterpratzen aufrecht stehende zweischwänzige böhmische Löwe erscheint fast auf allen böhmischen Münzen, sogar fast unter allen Habsburgern noch. Erst mit Maria Theresia fängt er an zu verschwinden. Die letzten Ducaten mit dem böhmischen Löwen wurden im Jahre 1780 geprägt. Auf den großen Silbermünzen dankte er zuerst ab. Auf den kleinen Münzen behielt ihn noch Joseph II. während

seiner ganzen Regierung bei. Darnach aber wurde Alles rein österreichisches Gepräge.

Uebrigens sind auch alle freudigen und schrecklichen Ereignisse in der böhmischen Geschichte in Silber- und Goldmünzen verewigt worden. Man sieht Denkmünzen mit dem Bildnisse Hußens, der, wie die Umschrift lautet, nach gebrochener publica fides in Constanz verbrannt wurde. Auch Friedrich von der Pfalz hat von seinem kurzen und unglücklichen Aufenthalte in Böhmen kleine Monumente in Gold und Silber hinterlassen. Ihnen ganz nahe und mit erschreckenden Umschriften geschmückt liegen die Medaillen, die Ferdinand auf seinen blutigen Sieg am weißen Berge schlagen ließ. Ferdinand stiftete auf jenem Berge des Sieges der Maria zu Ehren eine Kirche und legte in den Grundstein derselben eine große goldene Medaille nieder. Als Joseph später diese Kirche abtragen ließ, fand man diese Medaille, und sie kam darauf in diese Sammlung. Auf der einen Seite steht eine Ansicht der eroberten Stadt Prag, und darüber schwebend das Bildniß der „Maria vom Siege auf dem weißen Berge (Maria de Victoria in albo Monte),“ mit der Umschrift: „Gebet also zurück, was des Kaisers ist, dem Kaiser, und was Gottes ist, der Gottheit (Reddite ergo, quae sunt Caesaris, Caesari, et quae sunt Dei, Deo).“ — Als Christus diese Worte sprach, dachte er wohl nicht daran, daß sie noch einmal Millionen von Menschen aus dem Munde eines furchtbaren Siegers so schreckenerregend zugerufen werden sollten. — Fer-

dinand hatte bekanntlich vor der Schlacht, die er den Böhmen lieferte, eine Vision. Christus erschien ihm im Traume und sprach zu ihm: „Ferdinand, ich werde Dich nicht verlassen.“ Auf der Rückseite der gedachten Münze ist daher ein Christus am Kreuze dargestellt. Der Kaiser kniet vor dem Bilde, von dem ein langer Strahl auf ihn herabfällt. Darunter stehen die Worte: „Ferdinande, ego te non deseram.“ Wunderbar ist es, daß nach dem so unchristlich hart benutzten Siege ihm Christus nicht noch einmal erschien und ihm zurief: „Sed, tu, Ferdinande, me et meos deseruisti!“

Nach der Schlacht am weißen Berge kam das deutsche Wesen so in Böhmen auf, daß viele böhmische Familien, die bis dahin noch slavische Namen gehabt hatten, nun deutsche annahmen. So hieß z. B. die Familie, aus welcher der berühmte Heilige Johannes von Nepomuk stammte, eigentlich altböhmisch „Hassil.“ Nepomuk ist ein böhmischer Ort, und der Bischof Johannes nannte sich nach damaliger Sitte Johann Hassil von Nepomuk, oder auch oft mit Auslassung des Hassil blos Nepomucenus oder Nepomuk. Nach der Schlacht am weißen Berge nun nannte sich seine Familie deutsch: „Löschner,“ und solcher „Löschners“ giebt es noch heutiges Tages. Uebrigens war dieses Umdeutschen der Familiennamen, wenigstens bei'm Adel zum Theil auch schon vor der Schlacht am weißen Berge Mode, und in dieser Beziehung war keine Periode einflußreicher als die

der Regierungen der Könige Carl IV. und seines Sohnes Wenzel. Unter ihnen und mit ihrer Ermunterung wurden vom böhmischen Adel sehr viele Schlösser nach deutscher Sitte auf Bergen und Felsen gebaut, während sonst die Böhmen mehr in Sümpfen und an Flüssen die Festigkeit und Schönheit ihrer Behausungen suchten. Diese nach deutscher Weise gebauten Schlösser bekamen dann auch wieder gewöhnlich deutsche Namen, die sich in —berg und —burg endigten, und die Familien nannten sich dann auch wohl nach diesen Schloßnamen selbst. So tauften sich z. B. die berühmten „Witkowy" in Rosenberg um, — die Dipoldiz in Riesenburg, — die Ransko in Waldstein, — die Diwischowzi in Sternberg, und alle diese Familien wurden unter ihrer deutschen Firma weit berühmter in der Welt, als sie es unter der slavischen gewesen waren. Die böhmischen Patrioten reclamiren auch noch jetzt alle diese Familien für das Slaventhum, indem sie sagen, es seien nur deutsch redende Slaven, die dadurch aber ebenso wenig zu Deutschen würden, wie die vornehmen Russen deßwegen Franzosen würden, weil sie fast ausschließlich nur französisch sprächen.

Die größten österreichischen currenten Goldmünzen, welche je geschlagen worden sind, haben das Gewicht von 20 Ducaten. Es giebt auch Zehnducatenstücke, welche noch jetzt zuweilen geprägt werden und cursiren sollen. Da ich denke, daß alle meine Leser ehrliche Leute sind, so kann ich's wohl sagen, daß sich über 50 jener delicaten Goldstücke in der Prager Sammlung befinden. Die

größte Goldmedaille dieser Sammlung hat sogar 100 Ducaten Gewicht. Die neueste der Denkmünzen aber ist die auf den Kaiser Nikolaus geprägte, als er vor einigen Jahren zum Besuche in Prag war. Sie hat die Umschrift: „Nikolaus I. Cesarsch Russki etc.“ (d. i. „Nikolaus dem Ersten, russischen Kaiser, dem erlauchten Gaste in Prag“). Sie wurde ihm von einigen Einwohnern von Prag überreicht.

Auch auf der Bibliothek der böhmischen Gesellschaft fand ich manches Interessante, obgleich ich hier den gelehrten und würdigen Bibliothekar, den Professor Hanka, leider nicht zum Führer hatte. Die böhmische Literatur ist hier nicht vollständig, weil ihr noch eine eigene Abtheilung der königlichen Bibliothek gewidmet ist, und diese Sammlung auf dem Hradschin besonders blos für Naturgeschichte sorgt. Dagegen hat man Alles, was man von anderen verwandten slavischen Literaturen erlangen konnte, hier aufgestellt, und die illyrische, serbische, krainische, russische und polnische haben alle ihre Abtheilungen. Nächstens, sagte man mir, würde auch eine Grammatik der russischen Sprache im böhmischen Idiom und für Böhmen erscheinen. Es ist bemerkenswerth, daß die Beziehungen des kleinen Böhmens zu Rußland schon so bedeutend sind, daß sie eine solche Grammatik nöthig erscheinen lassen. Hat doch unser großes deutsches Vaterland erst vor noch nicht gar langer Zeit eine brauchbare Grammatik jener Sprache erhalten.

Böhmische Bibeln sieht man hier viele. Auch die

treue urtextmäßige utraquistische, sowie die für Katholiken nach der Vulgata des Hieronymus bearbeitete. Böhmen kann jetzt nur auf einem ungesetzmäßigen Wege mit tschechischen Bibeln versehen werden. Denn freilich ist es in Böhmen nicht geradezu verboten, solche Bibeln zu verkaufen, aber sie werden nicht im Lande gedruckt, und sie vom Auslande einzuführen ist nicht erlaubt. Der Schmuggelhandel an der sächsischen Gränze ist aber groß und versorgt, wenn gleich spärlich, das Land auch mit diesem Artikel. Man vermuthet, daß sie von Berlin und England kommen. Von der Bibelgesellschaft in dem benachbarten Dresden geht, wie mir der Vorsteher dieser Gesellschaft versicherte, direct kein einziges Exemplar nach dem nur wenige Meilen entfernten Böhmen. Es mögen aber den Paschern von Böhmen aus ebenso wie auf Zucker, Kaffee u. s. w. auch auf Bibeln zuweilen Aufträge gegeben werden. Aber mitunter sollen sie auch Bibeln mitbringen, mit dem Auftrage, sie jenseits der Gränze an Wegen und leicht zugänglichen Orten niederzulegen, damit die Leute sie fänden. Vor zwei Jahren, erzählte man mir, seien zwei mit Bibeln ganz beladene Wagen an der Gränze von den Zollwächtern arretirt und ihre Ladungen auf dem Zollamte niedergelegt worden, wo sie noch jetzt unter Schloß und Riegel lägen.

Einige Handschriften berühmter böhmischer Männer sieht man auch hier, z. B. die von Huß und die von Ziska. Letzterer unterschrieb sich gewöhnlich von seinem Geburtsorte: „Ziska von Trotznow,“ zuweilen aber

unterzeichnete er sich auch, wie z. B. unter dem hier befindlichen Briefe so: „Jan Ziska z' Kalichu," d. i. Johann Ziska vom Kelche. Er hatte sich nämlich im Mittelgebirge Böhmens eine Burg gebaut, die er „Kalich," d. i. „Kelch," nannte.

Eins der interessantesten Manuscripte dieser Bibliothek ist aber die Königinhofer Handschrift. Dieses merkwürdige und in neuerer Zeit vielbesprochene Monument altböhmischer Literatur hat der Professor Hanka durch einen glücklichen Zufall aufgefunden. Er war im Jahre 1817 zum Besuch bei einem Jugendfreunde in Königinhof, einem Städtchen, das einst Ziska's schweren Grimm erfahren hatte, und hörte hier, daß in einem niedrigen Gewölbe des Kirchthurms unter dem Sängerchore eine Sammlung von Pfeilen läge, die noch aus jenen Zeiten der Zerstörung der Stadt stammte. Er geht hin, um sich diese alten Pfeile zu betrachten, und unter ihnen wühlend, stößt er auf einige Pergamentblätter. Er zieht sie hervor, tritt damit an's Licht und findet im hellen Raume der Kirche, daß die Handschrift böhmisch sei. Auf der Stelle liest er den Einwohnern des Ortes ein Fragment daraus vor, das sie entzückt. Sie lesen weiter, und es findet sich, daß es eine Sammlung köstlicher alter böhmischer Gedichte ist, die zugleich einen historischen Werth haben. Einige von diesen Gedichten sind vollständig da, viele nur in Bruchstücken. Von einem derselben sind blos einzig und allein die drei Worte:

„Krächzt im Schlosse"

gerettet, wie von der ganzen Wissehrader Schloßpracht nicht mehr gerettet ist als einige bemooste Steine. Professor Hanka bot alles Mögliche auf, um noch die fehlenden Blätter des Manuscripts zu erlangen. Aber es gelang ihm nur noch Weniges zu finden. Das Meiste war wahrscheinlich mit hussitischen Pfeilen stückweise in alle Winde verflogen; denn als er die obenerwähnten Pfeile näher betrachtete, fand er, daß ihre Befiederung aus diesen kostbaren Papieren gemacht war. Er las noch manches hübsche Wort von diesem Pfeilgefieder ab, indem er jedes Papierstückchen sorgfältig davon ablöste und entfaltete und die zerschnittenen Verse copirte.

„Aus dem schwarzen Walde ragt ein Felsen,
„Auf den Felsen steigt der alte Saboi,
„Uebersieht die Gau'n nach allen Seiten,
„Gram durchweht ihn von den Gauen allen,
„Und er seufzet, wie wenn wilde Tauben girren."

oder:

Ragt die Eich' im weiten Felde,
Auf der Eich' ein Kuckuck saß,
„Kuckuck," singt er, „Kuckuck," weint er,
Daß der Lenz nicht immer währt.

Wie möcht' Korn im Felde reifen,
Blieb es Frühling immerdar?
Wie im Garten Aepfel reifen,
Blieb es Sommer immerdar?

Wie im Schober frör' die Aehre,
Währet immerdar der Herbst?
Und wie bange wär' dem Mägdlein,
Blieb' es einsam immerdar?

Sollte man nicht denken, daß etwa der böhmische

Amor mit solchen hübschen Gedichten seine Pfeile befiedert hätte? Allein, wie gesagt, es waren hier die Hussiten, die ihre Pfeile also noch mit mehr Luxus ausstatteten als der griechische Apollo, dessen Geschosse Homer nur „goldene“ nennt.

Auch ein Gedicht auf die Mongolenschlacht bei Olmütz (im Jahr 1241) kommt in dieser Königinhofer Handschrift vor. Es wird darin erzählt, wie die Tochter des Mongolenherrschers Kublai auf Reisen gegangen sei, wie aber die Deutschen sie beraubt und dadurch einen Krieg entzündet hätten, den die Böhmen hätten durchfechten müssen:

„Solcher Schönheit staunten wohl die Deutschen,
„Neideten ihr sehr die reichen Schätze,
„Spähten nach der Fährte ihres Zuges,
„Ueberfielen sie in Waldes Mitte,
„Morden sie und rauben ihre Habe.“

Die Mongolen rücken darauf in wilder Heeresmacht gegen Deutschland an. Die Herzöge und der Adel Schlesiens werden von ihnen geschlagen, und sie kommen nach Mähren, wo sie Jaroslaw, der Böhme, (es war Jaroslaw von Sternberg, Feldherr des böhmischen Königs Wenzel I.) bei Olmütz auf's Haupt schlägt. „Wie Carl Martell bei Tours Europa von der Herrschaft des Islams, so haben die Böhmen hier Europa von den noch entsetzlicheren Gräueln mongolischer Zwingherrschaft befreit,“ so ungefähr sprechen das Lied und seine Commentatoren weiter. — Mein Himmel, dachte ich hierbei, die glückliche Europa, wie unzählig viele Erretter buhlen um ihre Gunst! — Die Germanen retteten sie

einmal und mehre Male gegen die römische Zwingherrschaft, die sie zertrümmerten. Die Franzosen retteten sie bei Tours gegen die Araber. Wir Deutschen zogen sie aus dem Rachen der Hunnen und Ungarn bei Augsburg. Später retteten wir sie bei Wien und unzähligen anderen Orten aus den blutigen Händen der Türken. Und die Böhmen, wie gesagt, retteten sie durch ihren Sieg bei Olmütz, so wie die Schlesier sie auch ihrer Seits gerettet zu haben sich rühmen, durch ihre Niederlage, die sie gegen dieselben Mongolen unter Heinrich dem Frommen von Liegnitz erlitten. Ich glaube, daß wir Deutschen unserer Seits den Ruhm dieser beiden Mongolenschlachten, sowohl der schlesischen als der mährischen, wieder unserer Nation allein zuschreiben, während die Slaven behaupten, es sei dieß Alles allein slavisches Werk; denn ich erinnere mich wenigstens nicht, daß uns auf den deutschen Schulen die stillschweigende Voraussetzung, daß jener Feldherr Sternberg, den die Böhmen Jaroslaw, den Tschechen, nennen, ein ächter Deutscher gewesen sei, als Irrthum erwiesen wurde.

Dem mag indessen sein, wie ihm wolle, so ist es doch interessant zu erfahren, daß noch heutiges Tages zum Gedächtniß jenes Sieges über die Mongolen am Jahrestage der Schlacht Semmeln vertheilt werden, welchen die Bäcker die Gestalt abgehauener Hände, Arme, Ohren und Nasen gegeben haben, als Anspielung auf die abgehauenen menschlichen Gliedmaßen, welche der wilden Mongolenhorde als Siegeszeichen dienten.

Jene Königinhofer Handschrift, so wie überhaupt

auch alle anderen für die böhmische Geschichte noch wichtigeren Handschriften und Drucke hat bekanntlich in neuerer Zeit Niemand zu einer Composition böhmischer Historien besser benutzt als der Professor Palazky. Er ist jetzt mit seiner gründlichen und geschmackvollen Arbeit gerade bis zu den schwierigsten Stellen der böhmischen Geschichtsentwickelung vorgedrungen, bis zum Anfange des dreißigjährigen Krieges, dessen Anfang sofort Böhmens Vernichtung und Ende war. Man ist sehr gespannt, wie er sich bei den schwierigen Censurverhältnissen, unter denen er schreibt, mit seiner Wahrheitsliebe, mit seinem böhmischen Patriotismus und den österreichischen Censoren abfinden wird. Leider ist schwerlich zu hoffen, daß man ihm nur so viel Freiheit des Sprechens und Forschens gewähren wird, wie vor 60 Jahren einem seiner Vorgänger, dem alten Pelzel. Dieser Mann schrieb unter der Kaiserin Maria Theresia eine Geschichte seines Vaterlandes, die später unter Kaiser Joseph's Regierung eine dritte Auflage erlebte. Kaiser Joseph war freilich bekanntlich keineswegs den verschiedenen Privilegien, Nationalitäten und Provinzialeigenthümlichkeiten der unter seinem Scepter vereinigten Länder gewogen. Aber die von ihm seinen Völkern ertheilte Preßfreiheit gestattete doch auch den Slaven und namentlich den Böhmen ein ungenirteres Aussprechen über ihre Vergangenheit. Pelzel benutzte dieß bei der dritten Ausgabe seiner Geschichte, füllte einige Lücken der früheren Ausgaben aus, und so findet man denn bei ihm, obgleich seine Werke in Wien und Prag selbst

gedruckt wurden, eine recht unparteiische Schilderung der Ereignisse, welche die Schlacht am weißen Berge herbeiführte. Ueberhaupt ist Pelzel entschieden einer der vorurtheilfreiesten böhmischen Geschichtschreiber. Ohne Vorliebe für die Böhmen oder Deutschen, aber auch ohne Haß gegen beide, erzählt er immer ganz einfach und aufrichtig, was sich ereignete. Bei Palazky, der übrigens als Forscher und auch in anderer Rücksicht viel höher steht, ist eine gewisse Bitterkeit gegen uns Deutsche nirgend zu verkennen, und er gesteht den Deutschen fast keine anderen Verdienste um Böhmen zu, als daß sie allenfalls mit den Juden zusammen den meisten Handel des Landes betreiben. Ich kenne überhaupt keinen slavischen Schriftsteller, der gegen uns Deutsche gerecht wäre. Von uns Deutschen und unseren Urtheilen über die Slaven gilt freilich in der Regel dasselbe. Allein es giebt doch Deutsche, die ohne Abneigung und Ingrimm von den Slaven sprechen. Ich glaube, daß es uns theils unsere wahrheitsliebende Natur, welche uns zuweilen vermag, nationale Vorurtheile und Abneigungen und der Gerechtigkeit zu Liebe unseren Haß zu verläugnen, theils in Folge unserer imponirenden Stellung, die wir den Slaven gegenüber einnehmen, leichter wird, die Wahrheit nicht zu verhehlen, während die Slaven, als die Unterdrückten, schwerer die Wohlthaten, welche sie von den Deutschen genossen, als solche anerkennen.

In dem Naturalienkabinette auf dem Hradschin zeigt man den letzten Bären, der in Böhmen existirt haben soll. Er wurde im Jahre 1817 geschossen. Doch hatte

ich später Gelegenheit, noch zu berichtigen, was man mir davon hier im Museum erzählte, und zu sehen, daß noch in diesem Augenblicke wenigstens ein Dutzend wilder Bären in Böhmen existiren, nämlich auf den Schwarzenberg'schen Gütern bei Budweis. Lüchse und wilde Katzen giebt es ebenfalls noch jetzt in den böhmischen Gebirgen, und auch Biber in der Moldau, jedoch nur im Quellengebiete des Flusses. Zu Zeiten kommen sie indeß doch, wie es z. B. vor einigen Jahren geschah, die Moldau hinab bis nach Prag. Man hätte sie hier vielleicht gar nicht entdeckt, wenn nicht ein Proceß zwischen ein paar Landleuten zu einer genauen Untersuchung durch Sachkundige Anlaß gegeben hätte. Ein Bauer, der seinen Acker nahe am Flusse hatte, bemerkte nämlich, daß über Nacht häufig Bäume und Sträucher aus seinem Gebüsche gefällt und verschleppt würden, und beschuldigte seinen ihm feindseligen Nachbar, daß er ihm diesen Streich spiele. Die Sachkundigen aber erklärten bei'm Anblicke der Bäume, es müsse einem Nagethiere deßwegen der Proceß gemacht werden, und es wurde eine Filialcolonie der Biber des Budweiser Kreises entdeckt.

Die mineralogische Sammlung theilt sich in eine systematische, in welcher die böhmischen Mineralien nach den Rubriken geordnet sind, welche die naturforschenden Systematiker für alle Mineralien erfunden haben, und in eine geologische, welche sie in derjenigen Ordnung zeigt, in welcher sie von den antidiluvianischen Gewalten in dem Gebirgskessel des Landes angehäuft wurden.

Böhmen ist ein von der Natur wundervoll regelmäßig gebautes Quadrat- oder Kreisland. In der Mitte erhebt sich der Brdywald, dessen Fortsetzungen die mit Blut so reichlich getränkten und von so zahlreichen Menschen besetzten Berge bei Prag sind, und nach den vier Himmelsgegenden liegen dann die vier bekannten Gebirgszüge, welche Böhmen von seinen Nachbarländern scheiden.

Dieß Alles ließ sich zwischen den vier Wänden eines Zimmers herrlich nachahmen. In der Mitte dieses Zimmers stehen zwei Pfeiler nahe bei einander, von denen der eine in den an ihn angelehnten Kasten und Schränken die Erd- und Felsarten der Prager Berge zeigt, während der andere, den Brdywald vorstellend, die reichen Erze dieses zweiten und centralen böhmischen Erzgebirges, namentlich des Stückes von ihm, das man das Przibramer Gebirge nennt, enthält. Die eine Seite des Saales stellt die südöstliche Gränze Böhmens dar, die andere die nordöstliche oder das Riesengebirge, die dritte den Böhmerwald und die vierte das Erzgebirge, mit ihrem ganzen Reichthume an Mineralien, von denen einige so schön sind, daß man auch von ihnen sagen kann: „Salomon in aller seiner Herrlichkeit war nicht geschmückt wie derselben eins." — Auf diese Art hat man die horizontale Verbreitung der böhmischen Erdrindenbestandtheile nachgeahmt. Ihre perpendiculäre Schichtung hat man ebenfalls soviel als thunlich in der Ordnung der Sammlung beibehalten, und zwar in solcher Weise, daß man die obersten minerali-

schen Blüthen oben in Glaskasten zur Schau auflegte und dann die untersten Schichten, Wurzeln und Fundamente der Gebirge der Reihe nach bis zum tiefstliegenden hinab in Schubladen versteckte. Man hat so die ganze Structur des böhmischen Landes, ein kleines Böhmen vor sich, in dem man sich sofort ebenso zurechtfinden kann, als hätte man das ganze große Böhmen mit hunderttausend Gängen unterminirt und zu jedem Minerale einen besonderen Stollen angelegt.

Eines der berühmtesten Stücke dieser Sammlung ist der „verwünschte Burggraf," einer der größten Meteorsteine, die in Deutschland existiren. Er hat über 2 Centner Gewicht. Einst mochte dieser Stein, als er noch als selbstständige und freie Asteroide im Aether schwebte, von Licht umwebt sein. Wie er aber, von der gebietenden Kraft der Erde angezogen, als überwältigter Sklave, seinen Kreislauf endend, auf böhmischen Boden herabpurzelte, umhüllte ihn die abergläubische Sage des böhmischen Volkes mit Nacht und Dunkel. Ein grausamer und tyrannischer Burggraf, erzählte man, sei einst bei lebendigem Leibe in die Hölle gefahren, und an seiner Statt sei dann auf der Oberfläche der Erde dieser schwarze Metallklumpen zurückgeblieben. Nicht als eine Hieroglyphe aus dem Reiche der Natur, deren Entzifferung neues Licht schaffen könnte, sondern als ein Wunder der Wirksamkeit des Teufels oder der Engel wurde er auf das Rathhaus der Stadt Elnbogen gebracht und daselbst lange

unter dem obigen Namen gefangen gehalten. Auch wurden ihm Heilkräfte zugeschrieben. Wer den „verwünschten Burggrafen,“ meinte man, höbe, verlöre gewisse Krankheiten bald, und die Bauern kamen oft auf's Rathhaus, um ihn zu heben. Und in der That ist es sehr glaublich, daß für den Kranken, der noch einen so schweren Stein heben konnte, noch viel Hoffnung vorhanden sein mußte, sowie einige gymnastische Uebungen mit ihm den Körper mächtig stärken mochten. Als später die wissenschaftlichen Sammlungen von Wien jene Ausgeburt des Aethers für sich in Anspruch nahmen, wollten ihn doch die Elnbogener Rathsleute unter keiner Bedingung ganz fahren lassen, und er mußte daher zersägt werden. Ein Stück kam nach Wien und das andere blieb in Elnbogen auf dem Rathhause. Die böhmischen Vaterlandsfreunde in Prag aber mußten sich mit der bloßen Nachbildung begnügen.

Auch in der Sammlung böhmischer Antiquitäten findet der Reisende Vieles, was noch wenig — in Reisebeschreibungen wenigstens, wohl allerdings in vielen kleinen, dem größeren Publikum unzugänglichen Brochuren und Abhandlungen — besprochen ist. So sieht man hier z. B. viele von den uralten Beilen aus Bronce, die man Celte nennt, und mit denen hier in Böhmen wahrscheinlich die Celteschen Bojer ihre Bäume behauten oder ihre Streitigkeiten schlichteten. Die Böhmen haben einen eigenen Namen für diese Celte. Sie nennen sie „Otka,“ d. h. Pflugschaar, weil sie mit einer Pflugschaar einige Aehnlichkeit haben. Dann liegen hier einige sogenannte „Prawo's,“ d. h. Richterstäbe. Diese Prawo's sind aus

Weidenruthen zusammengedreht. Oben und unten sind sie mit ledernen Riemen umflochten, die mit blanken Nägeln angenagelt sind. Diese Art von Richterscepter hatte sonst jeder Dorfrichter in Böhmen. Die Herren „Sudja“ (Richter) schlugen damit auf den Tisch und konnten auch drei Püffe als Disciplinarstrafe den etwa unfriedfertigen und überlauten Parteien damit versetzen. In vielen Gegenden Stockböhmens sind, wie man mir sagte, diese Prawo's noch jetzt üblich, so wie auch die drei Püffe daselbst noch heute gelten sollen.

Auch sieht man hier noch einige Bildnisse der alten heidnischen Götter, z. B. des Swantowid mit seinem Hahn. Dieser Kriegsgott und sein Tempel standen hier sonst auf dem Ziska=Berge, und ihm gegenüber Perun, der Donnergott auf dem Windberge. Auch das uralteste böhmische Crucifix wird daselbst noch aufbewahrt. Es ist offenbar von byzantinischer Arbeit. Den Löffel, den man hier als einen solchen zeigt, mit dem die Hussiten das Abendmahl in beiderlei Gestalt nahmen, ist ganz der Löffel, mit welchem die griechischen Russen die mit Wein vermischten Brodstückchen nehmen, und man möchte demnach auf die Vermuthung kommen, daß die Ideen der Kalixtiner noch von Methodius und Cyrillus Zeiten her unter den Böhmen geglimmt haben. Auch von den furchtbaren und barbarischen Waffen, mit denen die Hussiten ihre Lehre vom Kelche den Leuten begreiflich machten, sieht man hier eine kleine Sammlung. Es sind vorzugweise Dreschflegel in verschiedener Gestalt, z. B. mit eisernen

Stacheln und Reifen beschlagene Knüppel an einem langen Stabe mit Ketten befestigt, oder dicke eiserne Kugeln, oder auch wohl nur eiserne Gewichte, welche ebenfalls mit Ketten an lange Stäbe befestigt sind. Ich bin weit davon entfernt, die Hussiten dieser Waffen wegen, die mir wie lauter, dem Scheiterhaufen des Johannes Huß und Hieronymus entzogene Feuerbrände vorkamen, zu tadeln. Denn wenn eine Kriegsursache eine gerechte war, so war es die, welche die Hussiten zu ihrem Aufstande hatten. Es fehlten hier nun nur noch die Beile, Schwerter, Spieße, Peitschen, Ketten und Blöcke, mit denen Ferdinand II. sein furchtbares Urtheil vollstrecken ließ, um die ganze böhmische Geschichte wieder von A bis Z auf eine andere Weise vor sich zu haben.

Nicht wenig, wie ich glaube, würde sich über den jetzigen geistigen Zustand Böhmens Der täuschen, der alle die genannten Dinge einfach und ohne Weiteres in die Rumpelkammer alter bestäubter und verbrauchter Antiquitäten werfen und ihnen gar keine praktische und noch gültige Bedeutsamkeit mehr zuschreiben wollte. Mir scheint es, daß man dieß nicht einmal mit dem Perun und Swantowid thun könnte, geschweige denn mit dem byzantinischen Crucifix und den hussitischen Waffen. Der Hussitismus wurzelt noch tief in den Böhmen, und wer einigermaßen aufmerksam beobachtet, wird ihn leicht hier und da unter dem Schleier des Katholicismus durchschimmern finden, und daß der böhmische Katholicismus auch noch eine leichte Beimischung des Griechenthums

trägt, wiesen wir schon oben gelegentlich nach. Als neuen Beleg dafür können wir noch das alte allgemein verbreitete, in allen böhmischen katholischen Kirchen gesungene und volksthümlich gewordene Kirchenlied: „gospodi pomilui my“ („Herr erbarme dich unser“), eine wörtliche Uebersetzung des griechischen „Κύριε ἐλεισον“, anführen. Es ist dieses Lied nicht im böhmischen Dialekte abgefaßt, wie andere böhmische Kirchenlieder, die sie von den deutschen und römischen Katholiken überkamen, sondern im altslavonischen Kirchendialekte, in welchem es auch bei den andern griechisch-katholischen Slaven vorkommt, so daß ein Russe, der in eine böhmische Kirche käme, gleich mit den Böhmen in das Kirchengebet einstimmen könnte. Was endlich das böhmische Heidenthum betrifft, so ist auch dieses in seiner Eigenthümlichkeit in den religiösen Gebräuchen, Sitten und Ansichten, namentlich im Aberglauben des Volkes ebenso wenig völlig ausgestorben, wie die antike Mythologie und Priester-Hierarchie in dem italienischen Christenthume unserer Tage.

Das Heidenthum, — vorübergehend das Griechenthum — und andauernd der Hussitismus waren auch einst lauter Erscheinungen, die sich mit der nationalen Abneigung der Böhmen gegen die Deutschen verschwisterten, und die der Vertheidigung des Tschechenthums gegen das Deutschthum eine Festung darboten. Die Deutschen nahmen den Böhmen das Heidenthum, die Deutschen gaben ihnen statt des Wurzel schlagenden Gräcismus den Katholicismus, und die Deutschen drangen

ihnen statt des aus nationaler Eifersucht begierig umfaßten Hussitismus abermals den Katholicismus auf*). Von allen jenen herrschenden Systemen blieb etwas in dem Wesen und der Neigung des Volkes zurück, und sie liegen nicht nur wie todte abgelagerte Schichten, auf deren Oberfläche nun der heutige Katholicismus grünt, in der Geschichte des Volkes da, sondern sie stecken noch wie alte Jahresringe, wenn auch mehr oder weniger tief, unter dem safttreibenden Baste des Baumes, dessen Organismus noch vielfach mit Hülfe jener noch nicht völlig abgestorbenen Organe genährt wird.

*) In wie hohem Grade die Böhmen den Hussitenstreit nicht nur als einen religiösen Streit, sondern vor allen Dingen auch als eine tschechische und überhaupt, man kann fast sagen, slavische Nationalangelegenheit ansahen, geht z. B. recht frappant aus den bitteren Vorwürfen hervor, die der berühmte Hussiten-Anführer Procop auf dem Baseler Concilium seinem Gegner, dem Johann von Ragusa, darüber machte, daß er die Böhmen den Deutschen gegenüber „Ketzer" genannt habe, ungeachtet er so gut wie sie ein geborener Slave wäre.

Das Lebensbuch an der Moldau.

Wer die Geschichte Böhmens einigermaßen kennt, wird sich nicht wundern, noch heutiges Tages in Prag so viel von „den Herren Ständen" zu hören. Die „Herren Stände" lassen jetzt eine neue Kettenbrücke über die Moldau bauen. Die „Herren Stände" haben eine ständische Bildergalerie errichtet, ein agronomisches Institut begründet. Die „Herren Stände" haben Geld hergeschossen zum Aus- oder Umbau dieses oder jenes Hauses. Kurz den Herren Ständen wird in Prag fast ebenso viel zugeschrieben wie dem Papste in Rom. Sonst machten sie auch die Könige und die Glaubensartikel in Prag. Jetzt sind sie auf die bezeichneten Gegenstände mit ihrer Wirksamkeit beschränkt. Ehemals hatten in der Versammlung dieser „Herren Stände" auch die Städte des Landes, besonders Prag und Guttenberg, eine mächtige Stimme. Jetzt findet man für die wenigen städtischen Deputirten, die darin noch zugelassen werden, am äußersten Ende des ständischen Saales, in

dessen Mitte die Masse des Adels sitzt, eine einzige kleine Bank, die in der That fast einer Armensünderbank gleicht. Sie ist von allen übrigen völlig getrennt, und es wird, glaube ich, kein bescheidener bürgerlicher Deputirter von hier aus es wagen, seine Stimme laut zu erheben. Die Herren Stände, dieß heißt in Böhmen weiter nichts als der hohe Adel, und zwar der höchste, die „regierenden Herren Grafen, Fürsten und Barone.“ Es gab sonst einige Chefs der vornehmsten böhmischen Familien, die sich sogar „Dei Gratia“, „von Gottes Gnaden“, nannten. Jetzt gebraucht man aber von dem, die Familiengüter besitzenden und verwaltenden Chef der Familie gewöhnlich den Ausdruck: „der regierende Herr.“

Man muß indeß nicht glauben, daß sich der Wirkungskreis und der Einfluß des böhmischen Adels auf das, was man in Prag den „Herren Ständen,“ — auf dem Lande und den „Dominien“ (so heißen in Böhmen die Gutsherrschaften) den „regierenden Herren Grafen und Baronen“ zugeschrieben sieht, beschränke. Der böhmische Adel nimmt durch seinen großen Reichthum, durch seine hohe Bildung und seine ausgezeichneten Geistesgaben eine sehr bedeutsame Stellung in der ganzen österreichischen Monarchie ein und übt einen so merkwürdigen Einfluß auf die ganze innere Verwaltung dieser Monarchie, wie der Adel keiner anderen österreichischen Provinz. Die erste und oberste Person nach dem Könige ist in Böhmen der Oberstburggraf, eine uralte böhmische Würde und Titulatur; ihm zur Seite stehen als mitberathende Verwaltungsbehörde 14 Gubernialräthe mit einem Vi-

cepräsidenten, und unter diesen 16 Kreisämter, jedes mit einem Kreishauptmann und 3 Kreiscommissären, deren jedem ein besonderer Bezirk des Kreises angewiesen ist. Diese ganze Stufenleiter von Beamten, von dem Oberstburggrafen bis auf die Kreiscommissäre herab nennt man die „böhmische Landesregierung," und entschieden die allermeisten Stellen in derselben sind von Mitgliedern alter böhmischer Familien besetzt.

Diese böhmische Landesregierung steht nun ebenso wie die galizische, mährische, österreichische u. s. w. unter der sogenannten „vereinigten Hofkanzlei" in Wien. An der Spitze derselben stehen ein „oberster Hofkanzler," ein „Hofkanzler," zwei „Vicehofkanzler" und dann so viele Hofräthe, als Provinzen oder Landesregierungen unter dieser Hofkanzlei vereinigt sind. Siebenbürgen und Ungarn haben ihre eigenen Hofkanzleien. Diese Hofräthe, welche das Interesse der von ihnen repräsentirten Provinzen vertreten, heißen „Referenten," z. B. der „böhmische Referent," der „galizische Referent", der „mährische Referent" u. s. w., wobei es noch, was wir hier nur nebenher als charakteristisch bemerken können, eigenthümlich ist, daß in allen Relationen diese Hofkanzlei „Ew. Majestät" angeredet wird, so wie auch die Adresse an dieselbe ist: „an Se. Majestät die Hofkanzlei." Es ist dieß ein besonderer altherkömmlicher Styl, der aber für die österreichische Verwaltungsweise charakteristisch ist, und den man mit der im Oesterreichischen gewöhnlichen Aeußerung in Verbindung bringen muß: „bei uns regiert nicht der Kaiser, sondern es regieren hier die Stellen."

Auf jene ihre eigene Landesregierung nun nicht allein, sondern auch auf diese obersten Stellen des ganzen Reichs üben die Böhmen, wie gesagt, dadurch einen ungemeinen Einfluß, daß sie sich durch ihre Talente, ihre Bildung und Dienstfähigkeit überall zu bedeutenden Posten emporgeschwungen haben. Man findet in allen Dicasterien und Bureaux von Wien Böhmen, als sehr erwünschte, beliebte und schnell emporgehende Beamten; auch in den deutschen, polnischen und italienischen Provinzen stehen sie häufig an der Spitze der Behörden, häufiger jedoch im administrativen als im juridischen Fache, und während die Böhmen sich über die Zügel beklagen, welche Oesterreich ihnen angelegt, könnten beinahe die anderen österreichischen Provinzen behaupten, sie würden vielmehr von den Böhmen geleitet. Auch die beiden ausgezeichnetsten und allgemein geachteten österreichischen Staatsmänner, der Hofkanzler Mitrowsky und der Staatsminister Kolowrat, sind zwei Böhmen, welche in der inneren Verwaltung des Kaiserstaates die erste Stimme haben.

Die Gemäldegalerieen, die Kunst- und Naturaliensammlungen, die Antiquitäten-Kabinette, Bibliotheken und Archive, die der gebildete böhmische Adel auf seinen Schlössern angelegt hat, alle zu schildern, wäre eine interessante, aber herkulische Arbeit. Von dem, was sie dieser Art in Prag angehäuft haben, sah ich leider nur Weniges, obgleich so Vieles da ist, was jeden Geschichtskundigen, jeden Kunstfreund auf's Höchste interessiren muß und für das Länder- und Völkerstudium

von der größten Wichtigkeit ist. Das Wallenstein'sche Palais umschließt einen großen Prunksaal, an dessen Seiten des Herzogs von Friedland Generale in grotesken in Stein ausgeführten Figuren als Karyatiden herumstehen, während der Herzog selbst auf einem großen Deckengemälde als Apollo in einem Viergespann triumphirend am Himmelsgewölbe hinfährt. Der Czernins'sche Palast, der seiner Größe, nicht aber seinem Style nach als ein für Könige gebautes Haus sich darstellt, wird jetzt zum Theil von armen Leuten bewohnt. Es giebt darin nicht weniger als 30 Wohnparteien, die einzigen „Parteien," nebenher gesagt, von denen man beständig in Oesterreich hört. Der Lobkowitzische, der Schwarzenbergische, der Lichtensteinische Palast sind ausgezeichnete Gebäude. Von den anderen Schlössern, welche sonst jede große böhmische Familie neben ihren Burgen des flachen Landes noch auf dem Prager Hradschin besaß, sind jetzt mehre anderen Zwecken gewidmet.

Das Nostitzische Haus besitzt eine interessante Bildergalerie, die, obgleich es noch mehre bedeutende in Prag giebt, doch nur die einzige ist, die von uns näher in Augenschein genommen werden konnte. Besonders interessant war uns hier ein Modell zu dem Monumente, welches in Stadit bei Teplitz in Marmor errichtet werden sollte. Es stellt die Scene dar, wie der Ritter Przemysl von den Gesandten der Libussa bei'm Pfluge angetroffen wird, und dann, wie er als gekrönter böhmischer König in den Palast seiner Gemahlin seinen Einzug hält. Die Böhmen sind jetzt

mehr als je darauf bedacht, die alten und ältesten wichtigen Ereignisse in der Geschichte ihres Vaterlandes zu verewigen und durch Monumente zu feiern. Es mag dabei mancher Name erst jetzt an's Tageslicht kommen und berühmt werden, der sich vielleicht zu seiner Verwunderung von den späten Nachkommen mehr gerühmt sieht als von seinen Zeitgenossen. Wundervoll ist die Gruppirung und Stellung der Psyche und des Amors in dem Canova'schen Werke und ergreifend das Bild von Schidone: „die Ehebrecherin." Schrecklich aber ist ein Bild von Eyk, wo Christus unter einer Presse stehend und Blut vergießend dargestellt wird. Ein starker Strahl von Blut kommt ihm aus der Brust und sammelt sich in einem großen Bassin. In zahlreichen Röhren fließt es dann von hier ab in die Becher der Priester, welche es auffangen und unter das Volk vertheilen. — Reizend wieder ist ein junges Mädchen, die eine Pfirsich ißt, von Schalken. Die Pfirsich ist eine so zarte, saftige, mit weicher Sammethaut umhüllte Frucht, daß der Maler, wenn er einmal ein speisendes Mädchen darstellen wollte, gewiß keine bessere Frucht wählen konnte. Bei'm Apfel, bei dem man schon mit den Zähnen kräftig einbeißen muß, entsteht eine wenig liebliche Verziehung der Gesichtszüge, während bei der weichen Pfirsich schon gleichsam ein Kuß hinreicht, um ihres Genusses theilhaftig zu werden. Murillo hat ein paar kleine Kinder gemalt, welche saftige Melonenstücke verzehren (das Bild ist, glaube ich, in München), und viele Maler haben den

jungen Bacchus und andere Götter oder Genien dargestellt, wie sie Trauben ausdrücken und den Saft hinunterschlürfen. Das Kauen bei'm Speisen consistenter Dinge ist eine so mechanische und unpoetische Manipulation, daß es höchstens auf komischen und satirischen Bildern vorkommen kann. Das Weiche, Saftige, Flüssige gleitet auf viel unmerkbarere und verstecktere Weise die allgemeinen Wege der Speise und des Trankes hinab. Daher haben auch die alten Griechen der Hebe einen Göttertrank und spendenden Krug gegeben, und Niemand hat es gewagt, die Götter Speise kauend darzustellen. Unter ihrer Ambrosia kann man sich wohl nichts Anderes als einen weichen und saftigen feinen Confect denken, der ungefähr so genossen wird wie die frische, labende Pfirsich des Schalken'schen Mädchens. — An Rembrandt erinnert der alte Eremit von Johann von Steen, der in einem Buche liest und eben im Begriff ist, noch ein Blatt umzuwenden, als der Tod zur Thür hereintritt, um ihn abzurufen.

Dieser arme Leser nahm mein ganzes Mitleiden in Anspruch, und er dauerte mich weit mehr als die wohl von anderen Malern dargestellten Geldzähler, Bratenesser, Tänzer oder Krieger, die mitten in ihrer Arbeit vom Tode heimgeholt werden. Wir haben hienieden leider ein so furchtbar dickes Buch durchzulesen, daß man bei der Kürze des Lebens kaum darin blättern, geschweige das Ganze zu Ende studiren kann, und es giebt keinen, der die Weisheit dieses Buches kennt, und der nicht immer noch gern an den Tod die Bitte richten möchte: „o nur noch dieses Blatt!“

Ich tummelte mich schnell bei den übrigen Gemälden der Nostitzischen Bildergalerie vorüber, um rasch noch auf einigen anderen Blättern desjenigen Bandes jenes großen Werkes zu lesen, der hier an der Moldau in der Stadt Prag zum Gebrauche und Nutzen jedes noch Lebendigen und lecturelustigen Einsiedlers aufgeschlagen liegt.

Auf dem ersten Blatte, welches mir wieder aufstieß, fand ich die Teinkirche dargestellt, diesen Haupttempel der Hussiten. Es ist ein höchst interessantes Gebäude, in welchem alle Lecture zu erschöpfen eine lange Arbeit wäre. Ich las nur einige Zeilen, die über zwei der vielen Gräber standen, erstlich über dem des Tycho de Brahe und zweitens über dem eines kleinen Juden. „Nicht Macht, nicht Reichthum, nur der Wissenschaft Werke bleiben," steht in lateinischer Sprache über dem Leichensteine jenes „illustris et generosus Dominus," und darunter die Worte: „Esse potius, quam haberi," (d. h. „Lieber etwas sein, als scheinen"). „Kurz und schön!" dachte ich, „Du Todtenmann von Johann Steen, ich freue mich, daß du mich noch dieses Blatt umwenden ließest." — Ein böhmischer Deutscher flüsterte mir dabei in's Ohr, daß einige übertriebene tschechische Patrioten den Tycho de Brahe, der bekanntlich aus einer alten dänischen Familie Brahe stammte, für einen Prager hielten und wollten, daß das Brahe soviel als Praha, d. i. Prag, bedeuten sollte.

Auf dem Grabmale des erwähnten kleinen Judenjungen war folgende Geschichte erzählt. „Ein kleiner

Judenknabe (Hebraeolus) floh im Jahre 1693 im September, von Gott inspirirt, in das Clementinum, das Collegium der Jesuiten, um die christliche Taufe zu empfangen. Nach wenigen Tagen wurde er verrätherischer Weise aus seinem Zufluchtsorte geraubt. Mit Schmeicheleien, Drohungen, Schlägen, Hunger und schrecklichem Gefängnisse wurde er von seinen Aeltern und Freunden gequält, und da er nichts desto weniger treu am wahren Glauben hielt, unterlag er ihren Händen und starb den 12. Februar 1694. Sein heimlich begrabener Körper wurde am sechsten Tage ausgegraben, obrigkeitlich inspicirt, frei von allem schlimmen Geruche, bei natürlicher Farbe und in rosenrothem Blute (roseo sanguine) schwimmend gefunden, aus dem Rathhause in großem Leichengepränge und bei einem Zusammenflusse vieler frommen Leute hierher getragen und an diesem Platze begraben."

Die Teinkirche war sonst der Haupttempel der Hussiten, und damals waren alle Bilder darin zerstört. Jetzt ist sie wieder ziemlich reich damit versehen. Sonderbar sind die Antworten der Leute in Prag auf die Frage, ob es noch jetzt Hussiten gäbe. Der Eine leugnet dieß, der Andere bejaht es. Einige sagen, es gäbe sogar in Prag ein hussitisches Bethaus. Ein Wohlunterrichteter aber sagte mir, es würde dasselbe jetzt als Magazin gebraucht. Die Meisten meinen und sagen: „O in den Bergen" — nach den Bergen wird überhaupt Vielerlei von Prag aus verlegt — „giebt es noch Hussiten genug." „Aber verkappt unter dem Pro-

testantismus," setzt ein Anderer hinzu. Die Sache ist die, daß officiell keine Hussiten mehr bekannt sind; daß aber ihre Lehre noch immer vielen stillen Anhang und Sympathie finden mag, ist wohl sehr wahrscheinlich. Als Protestanten erscheinen in den officiellen Bevölkerungslisten Böhmens nicht ganz 100,000 Seelen (1839 waren es 81,000), also ungefähr $2\frac{1}{4}$ Procent der ganzen Population. In Mähren ist ihre Anzahl größer, nämlich 110,000 Seelen, d. h. ungefähr 6 Procent der Bevölkerung. Früher war dieß umgekehrt. Die größeren Anstrengungen der Protestanten in Böhmen führten hier aber auch größere Gegenanstrengungen herbei als in Mähren. Uebrigens ist die Anzahl der Protestanten sowohl in Mähren als in Böhmen noch immer größer als in irgend einem anderen Theile des deutschen, polnischen oder italienischen Oesterreichs; denn hier beträgt sie gewöhnlich nur 1 oder $1\frac{1}{2}$ oder höchstens 2 Procent der Bevölkerung.

Ein anderes Blatt des Prager Lebensbuches studirte ich in der großen Buchdruckerei von Hase. Sie ist die größte in der österreichischen Monarchie und überhaupt nach den Brockhausischen und Cotta'schen Instituten dieser Art die größte in den deutschen Bundesstaaten. Sie beschäftigt nicht weniger als 170 Arbeiter, 30 gewöhnliche Pressen, 6 Schnellpressen und unter diesen eine doppelte. Diese vollführen die schwierigsten typographischen Arbeiten und erhalten selbst von Wien aus viele Aufträge. Sie haben auch manche für die österreichische Monarchie nützliche Erfindung gemacht. Doch

zeigte ihr Musterbuch meistens nur englischen und französischen Geschmack; denn auch für die Frisur, Kleidung und Tournure der kleinen Buchstaben fließen die tonangebenden Quellen der Mode in London und Paris. Man möchte aber die futilen Zwecke bedauern, derentwegen die kleinen Lettern hier rekrutirt und in Reihe und Glied gestellt und rangirt werden. Denn was diese Zwecke und die Dienste, welche sie der Literatur leisten, betrifft, so steht die Wirksamkeit dieser ersten Prager Druckerei in sehr unbedeutendem Verhältnisse zu anderen deutschen Anstalten dieser Art. Die Prager Zeitung ist einer ihrer stehenden Artikel, den bedeutendsten von allen aber bilden die Register für die Behörden und dann die Vignetten für den Taback der österreichischen Regierung. Diese Vignetten sind nicht nur bei jeder Sorte Taback, sondern auch in jeder Provinz des Kaiserthums verschieden, und es werden ihrer jährlich unzählige Millionen gebraucht. Die Hase'sche Buchdruckerei versorgt damit jetzt ausschließlich fast das ganze Reich, nur der Vertrieb für die italienischen Provinzen fehlt ihnen noch. Uebrigens sind ja bekanntlich auch viele treffliche Werke aus dieser Druckerei hervorgegangen, und sie ist auf alle möglichen Fälle gefaßt, sie hat sogar eine eigene Abtheilung für hebräische Bücher, und es ist in Oesterreich angenommen, daß, was in der Hase'schen Druckerei nicht geliefert werden könne, nirgends in Oesterreich zu haben sein möchte. — Dieß ist nicht wenig gesagt, denn bei der verhältnißmäßig großen Bedeutungslosigkeit der meisten Artikel sind doch bei der ungeheueren Manchfaltigkeit der Nationen und Religionen in Oesterreich die

Ansprüche an eine Druckerei, die Allem genügen soll, sehr bunt. — An dem Gutenbergfeste haben sie hier Alle vielen Theil genommen, aber keinen thätigen Antheil. Die Feier in Prag selbst war nicht gestattet, und über die Gränze zu gehen konnte den Druckern nicht einfallen, weil sie gerade zu dieser Zeit mit einer außerordentlich dringenden Arbeit beschäftigt waren.

An die kleinen Lettern der Hase'schen Druckerei schließen sich lange Reihen von großen Buchstaben und Runen, die sich in der Gestalt von Häusern — einer Art nicht leicht zu entziffernder Hieroglyphen — darstellen und die „Rittergasse" und „Eisengasse" genannt werden. Da, wo beide zusammenstoßen, kommt der Leser wieder an ein anderes Blatt des Prager Lebensbuches, das früher eine weit interessantere Lecture als jetzt gewährt haben mag. Es ist die Universität, das berühmte Carolinum, an welchem Huß, sein Freund Hieronymus und nach ihnen noch so viele andere berühmte Männer lehrten, und dessen Gottesgelehrte in der hussitischen Zeit eine so merkwürdige Rolle spielten. „Darauf kamen die Männer und Gottesgelehrten vom Carolino zusammen und beschlossen," ist eine Redensart, mit der mancher Abschnitt der böhmischen Geschichte beginnt. Es wurde auf diesem von Carl IV. eingefügten Blatte vor Allem viel corrigirt und radirt, besonders von den Jesuiten, welche die Nachfolger und Meister der Hussiten wurden, und zwar soviel, daß es in vieler Beziehung später einer tabula rasa glich. Jetzt befinden sich noch manche Arabesken und Schnörkel im Ro-

cocostyle darauf. — Die Doctorcreationen geschehen wohl an keiner unserer deutschen Universitäten mit solchem Pompe wie hier in Prag. Die Aula ist geräumig und mit des Kaisers Bilde geschmückt. Dem Katheder zur Seite steht ein Sitz für den Rector, welches immer der jedesmalige Erzbischof von Prag ist, und dann die alten, in Holz geschnitzten und wie Kirchensitze befestigten Sitze der Professoren, die bei uns gewöhnlich nur auf losen Stühlen Platz nehmen. Die Beendigung und glückliche Durchfechtung jeder These wird wie ein Sieg mit Pauken und Trompeten verkündigt, und für den Gottesdienst am Ende der ganzen Ceremonie findet sich der Aula eine eigene kleine Kapelle angebaut.

Im Inneren der Altstadt Prag stehen die Zeilen so eng und so unregelmäßig gedruckt, wie man dieß in gewöhnlichen Büchern gar nicht findet. In der die Altstadt in einem Halbzirkel umgebenden Neustadt ist Alles regelmäßiger und schöner. Zuletzt hören die Lettern und Hieroglyphen der Häuser auf, und die Neustadt ist rund herum mit einer anmuthigen Randzeichnung hübscher Gärten eingefaßt. Und darnach kommen die festen Mauern und Wälle, in welche das Ganze fest und dauerhaft eingebunden ist. Bei Prag findet nämlich der merkwürdige Umstand statt, daß die ganze Stadt mit Allem, was man anderswo Vorstadt nennen würde, was aber hier noch mit den drei Städten, aus denen Prag besteht, mit der Neustadt, Altstadt und Kleinseite, verbunden ist, zusammen innerhalb der sehr ausgedehnten, das Ganze umfassenden Festungs-

werke liegt, und daß es außerhalb dieser Festungswerke gar keine Vorstädte, sondern nur flaches Land giebt. Fast alle Kohl- und Gemüsegärten, viele Blumen-, Handels- und Lustgärten liegen noch innerhalb der Festungsmauern, die auf diese Weise fast eine Meile im Umfange haben. Eine Ausnahme davon machen nur die großen Wimmer'schen Anlagen, der Prater der Prager, dann bei'm Augezder Thore der an der Moldau hingehende Anbau, den man Smichow nennt, der officiell indeß nur für ein Dorf gilt, obgleich er in der Wirklichkeit eine Vorstadt Prags ist, und endlich der Wissehrad mit dem an seinem Fuße liegenden Städtchen, das in der That auch als Vorstadt Prags anzusehen ist, obgleich es officiell eine eigene Stadt bildet, die sogar nicht einmal mit Prag zu demselben Kreise gehört.

Die jetzige Neustadt ist ein nur später beigehefteter und hinzugebundener Theil, und das Band der Festungswerke lief sonst rund um die Altstadt herum, da, wo jetzt die schönsten Straßen des Stadtinneren, die neue Allee und der „Graben" nur noch in ihrem Namen entfernt daran erinnern, daß hier einst Festungswerke waren, und wo nur noch selten ein Elegant, wenn er die prächtigen Häuserreihen und die geschmückten Spaziergänger und Damen die Revue passiren läßt, daran denkt, daß an eben diesem Graben hier ehemals Kaiser Otto der Große mit einem großen deutschen Heere lagerte und mit dem Herzoge Boleslaw und seinen Kriegern blutig kämpfte.

In der besagten Randzeichnung von Gärten lernte ich nur den gräflich Salm'schen und den fürstlich Kinsky'schen Garten kennen, zwei Blätter aus dem Prager Buche, die in der That mit sehr anmuthiger Schrift beschrieben sind, zwei Erdschollen, die man mit Blumen und Pflanzen auf eine seltene Art besetzte. In dem gräflich Salm'schen Garten sind nicht weniger als 20 Gärtner und Gärtnergehülfen mit einem gräflichen „Hofgärtner" an ihrer Spitze angestellt. Sie behaupteten, hier mehr als 350 Arten Eriken zu haben, und es waren unter ihnen, wie auch unter der reichen Sammlung neuholländischer Pflanzen viele, die erst eben in diesem Jahre als vollkommene Neulinge auf böhmischer Erde angekommen waren. Der Handel mit diesen Pflanzen von Prag aus, wo man über Hamburg und Holland am beßten die tropischen Pflanzen sich verschaffen kann, in's Innere der österreichischen Monarchie, und zunächst mit den Gewächshäusern des inneren Böhmens ist sehr bedeutend, so wie denn überhaupt auch die ganze Prager Gartenkunst von Einfluß auf die weiter nach Osten liegenden Gärten ist. Die fremden Pflanzen werden hier zuerst für österreichischen Boden akklimatisirt und die Gärtner zum Theil selbst für Ungarn gebildet. Auch in Wien traf ich viele böhmische Gärtner wieder. Ich fand im Salm'schen Garten nicht weniger als 1000 kleine eben gesetzte Stecklinge von Azaleen und Georginen. Wie sehr sorgfältig man die Pflanzen behandelte, bemerkte ich an einem Elephantenfuße, der an einer Stelle verwundet war. Man hatte ihm die Wunde

ausgeschnitten, ausgebrannt und darnach mit Kohle und Kalkpuder bestreut, was gewiß viel sagen will, in einem Garten, wo man die Wunden und Brüche so vieler tausend Pflanzen zu behandeln und zu curiren hat.

In dem zweiten, dem Kinsky'schen Garten verstummen alle statistischen Betrachtungen und staatsökonomischen Bemerkungen. Denn es entzückt vor Allem die malerische Situation, in welcher hier die Eriken und Georginen, die Büsche und Bäume Posto gefaßt haben. Der Garten liegt auf der Kleinseite und geht in verschiedenen Abstufungen und Terrassen an dem Abhange eines zur Moldau hervortretenden Vorgebirges hinauf. Auf dessen Höhe bietet sich ein Panorama von Prag und seiner Umgegend dar, das zu denjenigen Dingen gehört, mit denen das Auge sich so gern berauscht, und von denen die ermattende Feder nur versichern kann, daß sie unendlich schön sind. Ich überblickte das herrliche Ganze in Gesellschaft eines alten Einwohners von Prag, der der Geschichte und der Verhältnisse seiner Vaterstadt sehr kundig war. Wir hatten die Prager Moldauinseln und die Kettenbrücke zu unseren Füßen. Wenn sie und alle die anderen Arbeiten, welche sie noch herbeiführt, einmal fertig sein werden, wird das Aeußere von Prag noch sehr gewinnen. Es fehlte der Stadt noch gänzlich an einem schönen Quai an den Ufern des Flusses. Dieser entsteht nun durch die Kettenbrücke, in deren Nähe man eine ganze Reihe ältlicher und kleinlicher Häuser angekauft hat, um sie wegzureißen und um den dadurch gewonnenen

Raum theils zur Anlage einer neuen soliden Uferstraße, theils zum Aufbau schönerer und größerer Gebäude, welche dem Flusse eine passendere Einfassung gewähren, zu benutzen. — Zahlreiche „Schinakeln" — eine Sache, die man überall kennt, ein Wort aber, das blos in der österreichischen Monarchie gebräuchlich ist für das, was wir „Nachen" nennen — belebten den Fluß, an dessen Ufern der große botanische Garten und andere Gärten sich hin erstreckten. Gegenüber trauerte der öde Wissehrad, und die Moldau aufwärts winkte aus der Ferne der berühmte Felsen, „Brannik" genannt, aus dessen Eingeweiden viele der Häuser, die uns zu Füßen lagen, geboren wurden. Denn dieser Felsen enthält und liefert die vortrefflichen Bausteine, aus denen die meisten Gebäude von Prag errichtet wurden, und die schon von den Italienern, welche unter Carl IV., unter Rudolph II. und anderen baulustigen Kaisern hier waren, unter dem Namen „pasta di Praga" gerühmt und berühmt wurden. Von dem Felsen selber erzählt man sich eine Sage. Ein Ritter Brannik habe existirt und auf jenem Felsen gewohnt. Er und viele andere Helden seien daselbst begraben. Der böhmische zweigeschwänzte Löwe wohne jetzt in ihren Grabhöhlen. Gewöhnlich ruhe er darin als Wächter der Gräber. Nur einmal im Jahre erhebe er sich an einem gewissen Tage, käme aus dem Felsen hervor an's Tageslicht und brüllte in's Moldauthal hinaus. Bekäme er dann keine Antwort, so gehe er in die Höhle zurück und lege sich zu einer neuen Jahresruhe nieder. Sollte er aber einmal Antwort

bekommen, so würde Kampf in Böhmen entstehen. Die Geister der entschlafenen Helden würden den Böhmen beistehen, und der Sieg ihnen gewiß sein. — Es ist bei dieser Sage wohl zu bemerken, daß sie nicht etwa eine alte, längst verschollene und nur allenfalls noch in gedruckten Büchern repetirte Erzählung ist, sondern, daß sie noch heutiges Tages im Volke zu leben scheint. Ich selber kannte sie früher nicht und habe sie aus dem Munde eines Mannes vom Volke. — Uebrigens ist es bekannt, daß in Böhmen Einem noch überall, so zu sagen, auf allen Straßen Sagen begegnen. Sie leben in den Wäldern, die das Land rings umgeben, in Schaaren, sie wohnen in Prag selbst mitten unter seinen hunderttausend Einwohnern. Sie hüpfen mit dem Reisenden in den Postwagen und begleiten ihn auf allen Stegen und Wegen, die er im Lande betritt. Sie sprechen ihn aus dem Munde junger blühender Mädchen an und erzählen ihm Wunderdinge in der Gestalt alter redseliger Greise. Sie ticken und tacken, sie läuten und klingeln, sie pfeifen und spielen in allen Ecken und Winkeln, wie — die hundert Uhren des Herrn Suchy an der Ecke der Obstgasse und des Roßmarktes.

Dieser Herr Suchy ist nämlich der größte Uhrenfabrikant in Böhmen. „Er hat sogar mehr Arbeiter und ein größeres Lager als irgend ein Uhrmacher in Wien,“ sagten mir die Prager, die in einem beständigen Vergleiche ihrer Artikel und Productionen mit denen der Wiener begriffen sind, ungefähr so, wie die Mondbewohner auch wahrscheinlich stets daran denken werden:

„sollten sie das auf der Erde wohl besser haben als wir hier auf dem Monde?“ Dem sei indeß, wie ihm wolle, so lohnt es sich für einen müßigen Spaziergänger auf dem schönen Prager Graben immerhin einmal der Mühe, in den reichen Laden des Herrn Suchy auf einige Augenblicke einzutreten. Ich that dieß gerade, als eben alle Prager Thurmuhren in vielfältig gestimmten Tönen männiglich kund thaten, daß die Sonne den Meridian passire. In Suchy's Gewölbe wiederholten mir dieß die Hunderte kleiner Taschenuhren, der Wand-, Tafel-, Reise-, Haus- und Nipptischuhren in einem klingelnden Potpourri sonder Gleichen. Alle schrieen: „die Glocke ist zwölf,“ die einen in tiefen dumpfen Tönen, den Thurmuhren nachahmend, die anderen in schärferen und helleren Schlägen, und rasch und unermüdlich hämmernd, als hätten sie kein Körnchen Zeit zu verlieren. Es war kaum zu ertragen für einen Menschen, der gewohnt ist, jede entschwindende Minute seines Lebens zu beklagen, und dem jeder nun verklingende Glockenschlag wie aufschreckender Kanonendonner in der Seele nachhallt.

Herr Suchy steht mit Genf, Paris und London, denjenigen Orten, wo man in vieler Beziehung immer weiß, was die Glocke geschlagen hat, in engster Verbindung, und von diesen Orten her hat er es vernehmlich erfahren, auf wie mancherlei Weise man das, was die gewöhnlichen Uhrenzeiger und Pendel uns so prosaisch und platt sagen, auf eine etwas poetischere Art darstellen lassen kann, und wo überall in der

Natur diejenigen Dinge zu finden sind, die uns den raschen und nie rückkehrenden Gang der Zeit versinnlichen können. Und es ist ein merkwürdiger Umstand, daß ein Poet zu einem Uhrmacher gehen muß, um diesen Gegenstand in seiner ganzen Fülle anzuschauen. Mir ging es wenigstens so, daß erst, nachdem ich die manchfaltigen Auffassungen und die vielfach variirten Kunstwerke des Herrn Suchy gesehen hatte, mir alle tactmäßigen Bewegungen im Natur- und Menschenleben als Zeit- und Minutenmesser erschienen. Die flackernde Flamme, die schaukelnden Wellen, die hämmernden Schmiede, der Schlag der Ruder, der Marsch der Soldaten, das Tretrad der Spinnerin, der Flügelschlag der Vögel, der schwingende Ring des Papageis, Alles, Alles, sieht man hier benutzt, um auf abwechselnde Weise den Gang der Zeit anzudeuten.

Manchem mag in der That dieser Gang der Zeit nicht anders vorkommen, als wenn ein Papagei sich in seinem Ringe schaukelt. Doch anders noch hat der alte fromme Uhrmacher die Sache aufgefaßt, der das künstliche Uhrwerk an dem Prager Rathhause auf dem Marktplatze aufstellte. Er hat nämlich als Glockenläuter ein Todtengerippe hingestellt, das an einer Schnur den Hammer anzieht und die Glockenschläge erklingen läßt. Für diese ernste Weise, die Stunden anzusagen, muß Herr Suchy heutiges Tages wohl keine Abnehmer finden; denn er hat sie nicht nachgeahmt.

Es giebt indeß in Prag noch viel wichtigere Fabrikate als diese Suchy'schen Uhren, denn die Stadt ist

neuerdings, ebenso wie Wien und Brünn, einer der bedeutenderen Fabrikorte Oesterreichs geworden. In der Nähe jenes Porzizer Thores, in welches man zunächst gelangt, wenn man aus den fabrikreichsten nördlichsten Gegenden Böhmens ankommt, zeigen sich in der großen Schillingsgasse und im Carolinenthale viele Etablissements für Fabrikation. Auch ist Prag selbst für alle zahlreichen böhmischen Erzeugnisse und Fabrikate der vornehmste Lager- und Stapelplatz, der zum Theil das Ausland und den größten Theil des Inlandes damit versieht, und zwar auf den drei Hauptstraßen des Landes, denen keine andere an Bedeutsamkeit gleichkommt, auf der Straße nach Sachsen und Hamburg die Moldau und Elbe hinab, die sich jetzt durch die Dampfschifffahrt noch weit mehr beleben wird, dann auf der Straße die Moldau hinauf über Budweis zur Donau, die durch Eisenbahnen und einige andere Verbesserungen in neuerer Zeit auch nicht wenig gewonnen hat, und endlich auf der Straße nach Brünn, welche nun bald durch die jetzt in's Leben tretende Eisenbahn noch weit wichtiger werden muß.

Vor allen eigenthümlich und nirgends wieder so reich anzutreffen sind die Prager Glasläden, denn man sieht hier das Geschmackvollste, Neueste und Prächtigste, was die böhmischen Glaskünstler in diesem interessanten, von den Phöniziern begründeten Industriezweige zu Tage förderten. Die Prager Glaswaarenhändler, die zum Theil auch Fabrikbesitzer sind und von diesem Platze aus die Arbeiten ihrer gewöhnlich entlegenen Fabriken

leiten und reguliren, haben nicht nur eigene Chemiker in ihrem Solde, welche beständig mit neuen Combinationen der Metalle und Farben beschäftigt sind und fast jedes Jahr irgend eine neue, schöne, dem Auge schmeichelnde Farbennuance an's Licht treten lassen, sondern auch besonders geschickte Maler und Zeichner, die auf alle Zeichen der Zeit passen und beständig bemüht sind, dem herrschenden Geschmacke und Zeitgeiste etwas zu liefern, das ihm gefallen könne. Sie lassen den Schleifer die Krystalle des Chemikers bald nach etrurischen, bald nach gothischen Umrissen, bald im Rococostyle formen, wobei indeß zu bemerken ist, daß das Glas, welches geschliffen wird, seiner Eigenthümlichkeit gemäß mehr als das Holz, welches geschnitten, und auch mehr als das Eisen, welches gegossen wird, seinen eigenen Gang geht und seine eigene Mode sich macht. Auch sind die Zeichner beständig damit beschäftigt, das Gebiet des Glases zu vergrößern, d. h. den Kreis derjenigen Dinge, die man allenfalls in Glas darstellen könnte, auszudehnen.

Die vornehmsten und currentesten Gegenstände und Formen sind alle in große Folianten lithographisch eingetragen, unter verschiedene Rubriken gebracht und mit Nummern und Buchstaben bezeichnet. Manche Häuser haben bereits ganze Bibliotheken solcher Folianten. Ihre Fabriken, bei denen sie arbeiten lassen, haben ebenfalls ein Exemplar dieser Bibliothek und können dann Bestellungen auf so und so viel Stück von Nr. 288 Litt. B. oder von irgend einer anderen Nummer annehmen. Für die Arbeiter selbst wird dann der zu verfertigende Gegenstand wieder besonders heraus-

copirt in einer eigenen schönen Zeichnung. Es wurde mir erlaubt, einige dieser Folianten durchzublättern, und ich erstaunte über die ungeheuere Manchfaltigkeit der Bemühungen und Erfindungen, die man für Kaffee-, Thee- und Milchtöpfe gemacht hatte, über die zahllosen Variationen auf ein so einfaches Thema, wie es sich in einem Flaschenstöpsel darstellt, über den ungeheueren Aufwand von neuen und immer neuen Darstellungen eines nicht bedeutenderen Gegenstandes, als es ein Odeurflacon ist, und über den tyrannischen Wechsel der Mode, der jährlich Tausende von Formen zerschlägt und gebieterisch Tausende von neuen Geburten täglich verlangt. In der Farbe herrscht ein nicht geringerer Wechsel als in der Form, und doch zieht sich hier wie dort durch allen Wandel der Jahre immer das Einfache als beliebt und herrschend durch. Das einfache, reine, klare, farblose Krystallglas hat zu allen Zeiten seine Freunde gefunden, und der Geschmack kehrte nach allen Verirrungen in den brillantesten Farben und den buntesten Formen zu ihm zurück. All dieß schöne „Lenorgrün" oder „Chrysopras" von 1840, dieß „Annengrün" oder „Goldglas," das „mattirte Glas," der „Alabaster" mit schwach angeflogenen bläulichen Rändern von 1841, sie werden eine Zeit lang beliebt sein und dann untergehen. Der reine Krystall des Glases aber wird bleiben, ebenso, wie die reinen einfachen Krystalle des guten Geschmacks, der Moral und des Rechtes selbst stets wieder aus dem Chaos aller Verirrungen und Absurditäten, zu denen der Mensch sich zuweilen verliert, siegend hervortauchen.

Von Prag nach Budweis.

So vielerlei Reisegelegenheiten es auch jetzt schon zwischen Prag und Budweis giebt, Diligencen, Malleposten, Lohnkutscher, Stellwagen, so ist doch noch keine dieser Beförderungsweisen in ihrer Art vollkommen gut zu nennen. Die böhmischen Diligencen sind hinter den norddeutschen noch eine kleine Strecke zurück, und die Lohnkutscher sind langsam, wie überall in Deutschland. Die Stellwagen hatten für mich den Vorzug, daß ich noch nie mit ihnen gefahren war. Es giebt in allen österreichischen Provinzen solcher Wagen, die für das geringere Publicum bestimmt sind und den Personenverkehr zwischen den Provinzstädten befördern. Man trifft auf ihnen daher in der Regel keine Fremden an und hat so die beßte Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten der Provinzialen zu betrachten.

Kaum hatte der Prager Nachtwächter die vierte Morgenstunde abgerufen, und kaum hatten Apollo's Pferde, dadurch erschreckt, ihren goldenen Wagen zum

Thore des Ostens hervorgetummelt, so trabte auch unser Stellwagen zum Roßthore auf der Budweiser Straße hinaus. Bei'm Lichte besehen, fand sich, daß unsere Gesellschaft aus einem Prager Goldschmiede, einem Kupferstecher, einem Förster, einem Oekonomen und einer jungen Mutter bestand, die ihren kleinen Sohn auf dem Schooße hielt, und welcher Mutterliebe und Muttersorge deutlich genug in den Gesichtszügen verzeichnet waren.

Ich studirte unter diesen Leuten zunächst die Eigenthümlichkeiten des böhmischdeutschen Volksdialekts und bewunderte die unabänderliche Festigkeit der falschen Regeln, der Fehler und Idiotismen, mit denen sie unsere Grammatik und Pronunciation nach ihrer Weise modeln. Unter Anderem lassen sie regelmäßig den Artikel aus, z. B. „in Kuchel“ statt „in der Küche.“ Ebenso sehr häufig und in gewissen Redensarten elidiren sie beständig das Pronomen, z. B. „wie meinen?“ statt „wie meinen Sie?“ — „Belieben“ statt „belieben Sie gefälligst,“ was für unser deutsches Ohr sehr unangenehm klingt, so sehr man auch den Mangel des Artikels und der Pronomina bei der lateinischen, griechischen und slavischen Sprache als Kürze rühmt. Ebenso oft setzen sie nach slavischer Weise in gewissen Redensarten das Participium statt des Infinitivs, z. B. „gengmer bisl gespatziert“ statt „gehen wir ein wenig spazieren.“ — Statt „o“ setzen sie in den meisten Worten „u“ und statt „ü“ ebenfalls „u,“ z. B. „kumm“ statt „komm,“ „Rucken“ statt „Rücken,“ „Kuppstuck“ statt „Kopfstück,“ Pulizeit“ statt „Polizei.“ —

Französischdeutsche Worte werden im Munde des gemeinen Böhmen manchmal bis zur Unkenntlichkeit entstellt, z. B. „Schmießl" statt „Chemisetten," „Okolon" statt „Eau de Cologne." Slavische Worte werden zuweilen mit deutschen verschmolzen, oder deutsche mit slavischen Endungen versehen, z. B. „Fidlowatschka," wovon gleich unten mehr. — Von manchen böhmischen Worten könnte wohl kein Sprachforscher mehr entscheiden, ob sie slavischen oder deutschen Ursprungs seien, z. B. „Kunderlinken" statt „Haarlocken." — Mitunter werden von den geringen Böhmen ganze slavische Redensarten dem Deutschen, das sie erlernten, beigemischt, besonders wenn sie in Affect gerathen, bei welcher Gelegenheit dann aus beiden Sprachen ein für den Deutschen, wie für den Slaven gleich widerliches Gemengsel entsteht; so schelten z. B. zwei Deutschtschechen sich folgendermaßen: „Kusch, Smadre, Lumpe, Kluku ty! Packst dir nicht gleich, tak ga ty dam, stau dobran kulkau co tu mam" (so gebe ich dir mit dem guten Stock da Eins).

Wir sprechen hier natürlich nur von den allerniedrigsten Schülern der deutschen Lehrer. Denn was die gebildeten und dann gar die vornehmen Böhmen betrifft, so rühmen sie sich ebenso das Oesterreichischdeutsche reiner und besser zu sprechen als die Oesterreicher selbst, wie dieß gleichfalls die Vornehmen unter den Ungarn, Kroaten, Serben und Slavoniern thun, und wie sich ebenfalls die Kur-, Liv- und Esthländer mit Recht rühmen, den norddeutschen Dialekt feiner und

besser zu reden als die Norddeutschen selbst. Viele Böhmen machten mir über das Deutsch, welches ich von meinen Vätern ererbte, ein Compliment und sagten: „Sie sprechen schon dem reinen böhmischen Deutsch ähnlicher." — Die mancherlei und verschiedenartigen Verdrehungen, welche die deutsche Sprache auf dem ganzen großen slavischen, ungarischen und finnischen Terrain von Finnland bis an's adriatische Meer und von der Ostsee bis an die Gränzen der Türkei erleidet, gehen in der That in's Weite, und es zeigt sich hier dem deutschen Sprachfreunde ein interessantes, noch keineswegs erschöpftes Gebiet des Forschens. Denn was dem gewöhnlichen Menschen eine bloße grobe Verdrehung ist, erscheint dem Denker als ein interessantes Product vielfacher nach gewissen Gesetzen wirkender Einflüsse, da die Natur auch selbst in ihren Verkrüppelungen und Verbildungen gewisse constante Gesetze befolgt. Zu eben jenem Gebiete würden dann aber auch die wirklichen oder prätendirten Verfeinerungen und Verbesserungen, Abklärungen und Läuterungen, welche die vornehmen Ungarn, Mähren, Tschechen, Livländer u. s. w. der deutschen Aussprache haben angedeihen lassen, gehören. Beide Erscheinungen, die des angenehmsten und des widerlichsten Deutsch in derselben Gegend, erklären sich harmonisch ganz natürlich aus den überall hier waltenden Umständen, daß die Vornehmen das Deutsche nur in den Schulen lernen und es nur in gebildetem geselligen Umgange üben, während die Geringen es blos auf den Straßen aufschnappen und mit ihrem Nationalchargon vermengen.

Ein Hauptschauplatz, auf dem bei Prag jene Sprachvermengungs- und Verdrehungsprocesse vorgenommen werden, ist die berühmte Wiese nicht weit vom Dorfe Nußel, bei dem wir vorbei passirten. Auf dieser Wiese wird nämlich alljährlich jene in ganz Böhmen gelobte „Fidlowatschka" gefeiert, ein Volksfest, zu dem die Prager Handwerker, insbesondere die Schuster, nach altem Brauche mit Musik hinausziehen. Sie tanzen daselbst unter freiem Himmel mit ihren eingeladenen Mädchen, und die ganze Prager Bevölkerung findet sich als zuschauendes Publicum dabei ein. — Das Fest hat den Namen von der „Fidel", oder dem „Fidelholze", einem Instrumente, mit dem die Schuster das Leder glätten. Das „watschka" ist ein tschechisches Anhängsel. — Das große Prager Schneiderfest im „Strohsacke" ist beinahe ebenso berühmt.

Wir fuhren den ganzen Morgen durch, mit böhmischen Sprachschnitzern beschäftigt, bis nach Miltschin, wo wir zu Mittage speisten. Ich fand meinen Gefährten in der Geschichte Böhmens so wohl bewandert, daß ich mich darüber wundern mußte, und der interessanten Erzählungen und der charakteristischen Anekdoten wurden so viele aufgetischt, daß ich leider die eine über die andere vergaß. Bald kamen wir nach Tabor, diesem berühmten Felsenneste der Hussiten im 15. Jahrhunderte. Viele meinen, daß die Hussiten aus einer gewissen religiösen Pietät diese Stadt und diesen Berg nach jenem Berge Tabor in Palästina so nannten. Doch ist Tabor auch ein in allen slavischen Sprachen ver-

breitetes Wort, das so viel als einen Zaun, dann einen mit Pfählen umgebenen Platz und daher auch ein Feldlager bedeutet. Taborit kann also so viel heißen als ein „Kämpfer vom heiligen Berge Tabor" und auch ein „Mann aus dem Feldlager."

Die große Poststraße, sowie die große Poststation, liegen der Stadt Tabor zur Seite, und es kommen daher in der Regel nur wenige Reisende in das Innere des Ortes selbst. Wir versäumten aber nicht, uns den interessanten Platz näher anzusehen, dessen Lage so eigenthümlich ist wie seine historische Bedeutung.

Die Lusniza, ein Nebenfluß der Moldau, sägte aus dem hohen Erdreich, indem sie einen Bogen beschrieb, einen länglichen Berg dergestalt heraus, daß er vollkommen isolirt und von drei Seiten vom Flusse schroff benagt daliegt. Bei der vierten half die Kunst nach. Auf diesem Berge tranken schon im Anfange der Hussitenunruhen einige Hussiten den Wein des Abendmahls aus dem Becher und hielten hier Versammlungen. „Als aber die Königlichen aus vollem Halse „auf die Böhmen zu schreien anfingen: „Ha! ha! Hus! „Hus! Katzer! Katzer!" und Jeden, den sie fangen konnten, „verbrannten, und die Hussiten dann zur Erwiderung die Deutschen, die ihnen in die Hände fielen, in „ausgepichte Bierfässer steckten und sie auf den öffent„lichen Plätzen ebenfalls verbrannten," — mit einem Worte als der Hussitenkrieg losbrach, suchten die Verfolgten feste Plätze zu gewinnen, und da ihnen die Eroberung von bereits bestehenden und in den Händen

der Königlichen befindlichen nicht immer leicht wurde, so dachten sie darauf, sich selbst neue zu bauen. Zizka — Ziska sprechen wir Deutschen, Schischka wäre besser gesprochen, das böhmische „ž“ klingt sonst eigentlich wie das französische „j“ (in jardin), wofür wir keinen Laut und Buchstaben haben — Ziska, der Einäugige und Scharfblickende, erkannte bald, daß der besagte Berg trefflich zu befestigen sei, und legte dann daselbst eine große Festung an. Er ordnete die Werke selbst, und Kenner behaupten, wie die böhmischen Geschichtsschreiber behaupten, daß man mit Recht behaupten könne, daß die Festung ganz nach der heutigen Art angelegt und Ziska der Erfinder der heutigen Fortification sei. Von Tabor aus machte er dann seine zerstörenden Streifzüge und nahm Klöster und andere Schlösser in Besitz, und die Seinigen hießen seitdem „Taboriten.“

Noch jetzt ist das Städtchen Tabor eins der eigenthümlichsten, das man sehen kann, und trägt in allen Stücken das Gepräge der damaligen Zeit. Die Thore sind eng, und die zum Theil doppelten Mauern und Bastionen des Ziska stehen noch aufrecht; die zwischen diesen Mauerwerken ausgespannten Gewebe der heutiges Tages dort wohnenden gut katholischen Tuchmacher deuten einen eigenthümlichen Contrast des jetzigen Friedens mit dem ehemals hier herrschenden Kriege an. Die Straßen der Stadt sind nach dem Muster der alten sonst in Böhmen üblichen Wagenburgen angelegt, und in ihrer Mitte befindet sich das regelmäßige Quadrat des Ringes oder Marktes. Man sieht hier noch mehre alte viereckige

schloßartig gebaute Häuser. An einem derselben an der Ecke des Marktes befindet sich noch ein alterthümlicher Balkon, den man „Ziska's Kanzel" nennt, von welcher herab er seine kriegerischen Schüler häufig angeredet haben soll. Das Rathhaus ist das älteste aller Gebäude. Hier werden noch sein Panzerhemde, einige Waffen und mehre alterthümliche Bücher aufbewahrt, die wir aber nicht zu sehen bekamen, weil der Bürgermeister, der die Schlüssel besaß, nicht zu Hause war. In mehren Häusern stecken noch steinerne Kanonenkugeln, die aber schwerlich aus jener Zeit herrühren. In der Fronte der Kirche ist Ziska's in Stein ausgehauener Kopf eingemauert. Ebenso blickt der einäugige Ziska noch aus der Frontseite eines anderen Hauses heraus. Grob und grauenhaft sind seine Züge ausgemeißelt. Ziska war von mittelmäßiger Größe, dick und stark, er hatte breite Schultern und eine hohe Brust. Sein Kopf war groß, rund, vorwärts geneigt, der Bart schwarz und dicht, der Mund groß, die Nase dick und das Gesicht braun. So unauslöschlich haben sich diese Züge dem böhmischen Volke eingeprägt, daß sie noch diesen Augenblick nach mehr als 400 Jahren in Tabor von den Leuten in Holz geschnitzt und den Fremden als Spazierstockknöpfe angeboten werden. Auch wir kauften uns einen solchen Ziskastock. Ziska hat auf diesem Stocke eine einfache Pickelhaube auf, und ein Band deckt sein rechtes Auge, das er schon frühe verlor. Das zweite Auge verlor er bei Rabi im Prachiner Kreise. Ein Wurfgeschoß flog in eine benach-

barte Linde, und ein zur Seite fahrender Holzsplitter drang dem Ziska in's linke Auge. Seitdem mußte er sich nun in die Schlacht führen lassen, nichts desto weniger aber blieb er Feldherr und Anführer. Ja noch kurz vor seinem Tode als Blinder gelangte er auf den Gipfel seiner Macht. Denn als solcher schlug er die Prager, die freilich auch Hussiten, aber mit dem schrecklichen Verwüster ihres Vaterlandes in Zwist gerathen waren, in einer großen Schlacht und richtete nun mit ihnen und dem von ihnen gewählten Könige von Böhmen, Korybut, ein Freundschaftsbündniß auf. Er war nun so sehr Herr in Böhmen, daß der Kaiser Sigismund ihm, dem Blinden und dem Rebellen, die Statthalterschaft über dieses Königreich und die Oberfeldherrnstelle über alle seine Armeen antrug, wenn er sich unter seinen Scepter begeben wolle. Während der Unterhandlungen hierüber starb aber Ziska plötzlich an der Pest auf dem Gipfel seiner Macht.

An diesem Manne scheint Alles außerordentlich gewesen zu sein, — seine Geburt — er wurde von seiner durch die Wehen plötzlich überraschten Mutter in einem Walde unter einem Baume geboren, — sein Charakter — er war im höchsten Grade wild und grausam, in gleich hohem Grade tapfer und beredt, (die böhmischen Geschichtsschreiber sagen, die Eigenthümlichkeit seines Styls lasse sich ebenso wenig im Deutschen wiedergeben wie die Feinheiten der Beredsamkeit Cäsar's) — seine Thaten und Erlebnisse — er stieg von niedriger Stufe zur höchsten Gewalt in seinem Vaterlande

und war Anfangs als Einäugiger, nachher als Blinder in 13 ordentlichen Schlachten Sieger, — sein Tod — er starb auf dem Gipfel der Macht an der Pest — sein Andenken — noch diesen Augenblick ist der Fleck, wo er an's Licht kam, bekannt und wird ebenso als ein unheiliger und unheilbringender betrachtet wie der Fleck, auf dem er seinen Geist aushauchte. Letzterer befindet sich mitten auf einem Ackerfelde. Er wird unbeackert gelassen, so weit das Todeszelt des Ziska reichte. Wie Napoleon's Geschichte allen Europäern geläufig und sein Portrait in allen Winkeln der Welt zu finden ist, so ist Ziska's Leben noch allen Böhmen bis in die kleinsten Details bekannt, und sein Bildniß hängt in allen Schlössern und Klöstern des Landes.

Nach dem Tode Ziska's, ihres Vaters, nannten sich seine Krieger „verwaiste Kinder", theilten sich aber dann in 4 Haufen oder Parteien, die „Waisen", die „Taboriten", die „Orebiten" und die „Prager". Böhmen nannten sie das „gelobte Land," die umliegenden deutschen Provinzen aber die „Länder der Philister, Moabiter und Idumäer" — Aus dieser Zeit stammt ohne Zweifel auch die Benennung des großen Sees in der Nähe von Tabor, der noch jetzt der „Jordan" heißt, und der Name des Berges hinter Tabor, den man noch Berg „Horeb" nennt. Wie Tabor der Hauptsitz der Hussiten gewesen war, so wurde es auch der Schauplatz ihrer ärgsten Ausartungen, die ihren Gipfel erreichten in den Ausschweifungen der hussitischen

Secte der Adamiten, und wie er hier anfing, so endigte sich auch hier der Hussitenkrieg; denn Tabor war die letzte Stadt, die sich den königlichen Ständen unterwarf. Noch jetzt soll es in Böhmen Adamiten geben. Auch trägt man sich mit der Sage herum, daß noch heutiges Tages verschiedene andere hussitische Secten existiren, die sich untereinander „rothe Brüder" heißen, und wieder andere, die sich „Lammbrüder" nennen. In Tabor wurde uns gesagt, daß auch noch Familien daselbst existiren, die seit jener Zeit dort eingebürgert sind und bis auf unsere Tage herab daselbst gewohnt haben. So wurde uns die Familie Burianek als eine solche genannt.

Dieß sahen und erfuhren wir also auf unserer interessanten Station von Tabor. Auf einer anderen Station hinter Tabor, deren Namen ich aber leider nicht angemerkt, hatte ich Gelegenheit, einen Blick in eine böhmische Fasanerie zu thun, die einzige von allen den vielen hundert böhmischen Fasanerieen, die ich zu sehen bekam. Die Fasanenzucht ist in Böhmen so außerordentlich bedeutend, um so viel großartiger als in allen umliegenden Ländern, daß es sich wohl der Mühe lohnen möchte, einmal den Verhältnissen, der Geschichte und den förderlichen Umständen dieses Industriezweiges in jenem Lande näher nachzuforschen. Man theilt in Böhmen die Fasane in wilde und in zahme. Die wilden werden in großen Baumgehegen gehalten, die zahmen in Stallungen und umzäumten Höfen gefüttert. Wie zahlreich die Thiere in diesen Fasanerieen sein müssen, lernte

ich durch die Annonce eines Grafen Schlick, der nicht weniger als 3000 Paare lebendiger Fasane auf einmal feil bot.

Auf derselben Gutswirthschaft besahen wir auch die Bierbrauerei. Wir fanden alle Arbeiter, die bei'm Kochen des Getränks beschäftigt waren, singend. Die Gesänge klangen wie fromme Kirchenlieder. Man sagte uns, es seien dieß alte, herkömmliche böhmische Melodieen und Verse, die nur bei'm Kochen des Bieres gesungen würden, um damit des Himmels Segen bei'm Brauen zu erbitten.

In den Flachsfeldern fanden wir hier und da halbverbrannte Besen aufgestellt. Auch dieses, sagte man uns, sei eine besondere böhmische Sitte. Diese Besen nenne man „Johannisbesen", und sie würden unter Beobachtung gewisser Ceremonieen im Frühlinge zwischen die Flachsfelder gesteckt, nachdem man sie vorher angezündet habe. Sie sollen dem Gedeihen des Flachses förderlich sein.

In tiefdunkeler Nacht endlich zogen wir in die Stadt Budweis ein, wo zum Glück dem Reisenden seit einigen Jahren die Sonne Licht zu spenden nie aufhört; denn das Wirthshaus dieses Namens hat die ganze Nacht eine Lampe im Vorhause brennen.

Die Schwarzenberg'schen Schlösser und Besitzungen.

Der südlichste Zipfel von Böhmen, in dessen Mitte Budweis liegt, ist selbst in diesem an prächtigen Stammsitzen alter Familien so reichen Lande noch ausgezeichnet durch seine Schlösser und bedeutenden Gutsherrschaften. Man kann diese südliche Ecke von Böhmen oder den Budweiser Kreis auch das Quellengebiet der Moldau nennen. Denn dieser Fluß entspinnt sich eben hier aus vielen kleinen Nebenflüssen, die von allen Seiten zu dem in der Mitte liegenden Budweis hinabfließen, und die auf diese Weise das große Bild der von allen Seiten nach Prag hin zusammenströmenden Flüsse Böhmens en miniature wiederholen.

In diesem Quellengebiete der Moldau war sonst die mächtigste Familie die der Rosenberge, welche dereinst dem königlichen Throne so nahe stand, daß sie ihm selbst Königinnen aus ihrer Mitte gab. Die Herren

von Rosenberg waren oft mit deutschen Prinzessinen vermählt, und einer von ihnen stand sogar einmal als Candidat auf der Liste der polnischen Kronprätendenten. Jetzt ist diese Familie ausgestorben, was Noah, die trojanischen Helden, Carl der Große und andere solche Stammväter sehr bedauert haben müssen, weil damit wieder eine directe Nachkommenschaft ihrer erstgeborenen Söhne und Lieblingskinder erloschen ist. Es ist sonderbar, daß auch der Zweig der Rosenberge, der nach Kurland verpflanzt wurde, nicht viel später als der böhmische ebenfalls erlosch. Sollten wohl die Familien selbst in ihren getrennten Zweigen als ein organisches Ganze zu betrachten sein, dem je nach der in dem Stamme steckenden Energie und Lebenszähigkeit ein gewisses Alter zugeschrieben werden könnte? Es giebt mehre solche Geschlechter, die, in verschiedenen Ländern vertheilt, überall zu gleicher Zeit verschwunden sind.

Im Bremer Rathskeller giebt es einen Wein, der so alt ist und durch das Alter einen so köstlichen Geruch, eine so feine Blume, wie die Weinkenner sich ausdrücken, erhalten hat, daß man nur ein paar Tropfen davon in's Schnupftuch zu schütten braucht, um sich noch viele Tage nachher daran, wie an Eau de Cologne, erquicken zu können. Der Adel gleicht dem alten Weine. Er wird mit den Jahren immer köstlicher und zuletzt ganz unschätzbar, wofür bei'm Adel der Kunstausdruck lautet „unvordenklich.“ — Nachdem, was man noch jetzt sich vom Geschlechte und Namen der Rosenberge erzählt, muß in der That der letzte Rosenberg des Glaubens

gewesen sein, in seinem Adel eine Perle vom unvergleichlichsten Werthe besessen zu haben, eine Waffe, mit dem bewundernswürdigsten „edlen Roste" bedeckt. Man kann es gar nicht berechnen, wie hoch der Werth dieser Perle noch hätte steigen können, etwa nach 2000 Jahren, denn so etwas nimmt zu wie ein Capital mit Zinsen von Zinsen. Aber der Adel läßt sich im Testamente nicht vermachen, ebenso wenig wie Gelehrsamkeit, Tugend und Genie, und unbeerbt ging der letzte Rosenberg zu seinen Vätern. Bloß seine irdischen Habseligkeiten blieben unter der Sonne und fielen an das Geschlecht der Schwarzenberge, und jetzt sind diese erlauchten Herren die Besitzer der Quellen der Moldau.

Ihre vornehmsten Güter und Schlösser heißen Krummau, Wittingau und Frauenberg, und was ich von den Reizen dieser Schlösser hörte, reizte mich zu sehr, um nicht einigen wenigstens meinen Besuch zu machen. Was ich hier sah, übertraf aber noch bei Weitem meine Erwartungen.

Ich fing zunächst mit dem Geringeren an und rollte in Begleitung eines edlen Budweiser Gastfreundes an den wiesenreichen Ufern der Moldau hinab nach Schloß Frauenberg, das auf einem Felsen an den Ufern des Flusses liegt und weit umher die ebene Gegend beherrscht.

Es besteht auf jenem Berge jetzt ein altes Schloß und der Anfang zu dem Baue eines noch prächtigeren neuen. Vor dem alten sieht man die Inschrift: „Fructus

belli“, die sich wahrscheinlich darauf bezieht, daß ein österreichischer Kaiser, ich glaube Ferdinand II., Schloß und Herrschaft an einen seiner spanischen Generale, Don Balthasar Maradas, Grafen von Salent, verschenkte. Unter dem breiten Thorwege des Schlosses sieht man noch eine Tafel, auf der dieser Don Balthasar Maradas Comes, Dominus in Frauenberg genannt wird. Jetzt aber prangt darüber ein Türkenkopf, dem ein Rabe auf dem Scheitel sitzt, ihm die Augen aushackend. Es ist dieß das Wappen der Schwarzenberge, die wie viele andere österreichische Familien noch türkische Embleme und Spolien im Schilde führen. Die Aussicht vom Schlosse ist entzückend. Man hat die Aecker und Wiesen der Moldau zu Füßen, weiterhin eine Ebene, in deren Mitte sich die Thürme von Budweis erheben. Das Ganze ist von Zweigen des Böhmerwaldgebirges umschlossen und mit vielen Dörfern besäet, die alle zur Schwarzenberg'schen Herrschaft gehören. Nach Osten hin geht die Aussicht auf Wittingau, ebenfalls eine Schwarzenberg'sche Herrschaft.

Als der französische Marschall Bernadotte 1805 zum Besuche auf diesem Schlosse war, — (von diesem südlichen Zipfel von Böhmen, wo sie sich in Muße als Sieger die Schlösser besahen, müssen die Franzosen angenehmere Souvenirs mit nach Frankreich zurückgenommen haben als von dem nördlichen, den sie bei Culm nur im Pulverdampfe erblickten,) — als jener französische General also sich dieses Schloß und die Gegend beschaute, und der Schloßverwalter, der ihm die schöne

Aussicht auf alle die lockenden Herrschaften zeigte, ihn fragte, was ihm denn am beßten darin gefalle, antwortete er: „Am meisten spricht mich darin die Idee an, daß Ihr Fürst hier überall der Herr und Gebieter ist." — In der That, der General hatte Recht, unwillkürlich lüstert es Einen — selbst wenn man kein siegender französischer Marschall ist, dem es noch weit mehr in den Fingern kitzeln mußte, — hier beständig an, und man denkt bei jedem Dorfe und bei jedem der tausend Aecker: „und das gehört Alles dem Schwarzenberg, der Beneidenswerthe! wäre ich doch selbst so einer!" Ich hatte hier beständig das Mährchen vom gestiefelten Kater im Kopfe, wo der König mit seinem Schwiegersohne durch das Land fährt und die Leute bei jedem Dorfe ihm sagen: „Dieß gehört Alles unserem gnädigen Herrn, dem Prinzen, Schwiegersohn Ihrer Majestät," und wo der König sich dann ganz erstaunt zu diesem wendet und sagt: „In der That Sie sind bewundernswürdig reich begabt, Herr Schwiegersohn!" Dieß Mährchen ist hier verwirklicht.

Ich weiß nicht, ob das alte Schloß schon so baufällig ist, daß es nicht noch eine Zeit lang Schutz vor Regen und Wind geben könnte. Aber wenn man 4,000,000 Gulden (so sagt man) jährliche Revenueen hat, wie der Fürst von Schwarzenberg, so rechnet man nicht wie ein Schuhflicker, und weil der Fürst große Liebhaberei für die gothischen Formen hat, so hat er vorläufig einmal 500,000 Gulden zum Neubau des Schlosses in solcher Form ausgesetzt. Wenn es

einmal ganz fertig ist, wird Frauenberg eins der schönsten Schlösser von Böhmen sein. Zu dem größten Theile der gothischen Zierathen kommt der Sandstein von Wien. In Kisten verpackt wie Zuckerbrode sahen wir eine ganze Menge von diesen Steinen in den Höfen stehen. Es schien mir derselbe Stein zu sein, aus dem der Wiener Stephansthurm gebaut ist. Der größte Theil des Schlosses ist in seinem Mauerwerk bereits fertig. Das „Stiegenhaus," so nennen die Oesterreicher den Theil eines Gebäudes, in welchem sich die Treppe befindet, ist ausgezeichnet schön, und der Thurm, in welchem die Zimmer des Fürsten angelegt werden, hat auf einem äußersten Vorsprunge des Felsens über einem Abhange eine Lage, wie sie der Wohnung eines Gebieters geziemt. — Die Arbeiter am Schlosse waren lauter Stockböhmen, und slavische Nationalgesänge erschallten auf den weitläufigen Gerüsten des Baues.

Frauenberg ist in Böhmen durch seine großen Wildschweinjagden berühmt und verdient auch außerhalb Böhmen es zu sein; denn die Großartigkeit dieser Frauenberg'schen Schweinjagden ist wohl ohne Zweifel in Europa ebenso einzig, wie die Großartigkeit der Esterhazy'schen Hirschjagden am Plattensee. Der Thiergarten, in dem jene Thiere, ungefähr 800 an der Zahl, gehegt werden, hat einen Flächenraum von $1\frac{1}{2}$ Quadratmeile. Es sind selbst in neuerer Zeit schon zuweilen auf einer Jagd 300 Stück von jenem in Europa jetzt so selten werdenden Wilde niedergeschossen worden. Man betreibt diese

Jagd hier mit einem ausgezeichneten Pomp. Es geht dabei so zu:

In der Nähe des Thiergartens liegt ein schilfiger Teich, der auf drei Seiten von gemach ansteigenden Höhen umgeben ist. Auf der einen Seite ist das Ufer niedrig und sumpfig. Dieser Teich bildet den Schauplatz der jährlich sich wiederholenden Saujagden. — Auf der sumpfigen Seite des Teichs hat man einen hohen und hohlen Damm errichtet, der auf Gewölben ruht. In diesem gewölbten Damme werden für den Tag der Jagd die wilden Schweine zusammengesperrt. Auf der Wasserseite des Dammes befinden sich kleine hölzerne Tribünen oder Erker, die in das Wasser hineinragen und nur ganz wenig über dem Niveau desselben erhaben sind. Dieß sind die Standplätze der jagenden Herren, die auf den verschiedenen Erkern vertheilt werden. Auf dem Damme selbst stehen zur Bedienung und Hülfeleistung die Förster und Jäger des Fürsten von Schwarzenberg, vom Oberforstmeister bis zu den Hundejungen herab alle in prachtvoll gallonirter Uniform, die für diesen Hauptglanztag besonders ausgeschmückt ist. Es sind nicht weniger als zwanzig Schwarzenberg'sche Förster dabei, im Ganzen 150 besoldete und beamtete Jäger. Die Sauen werden zu beiden Seiten des Dammes ausgelassen, jedesmal zu 50 Stück. Von einem rund umher aufgestellten Chore von Bauern getrieben, stürzen sie sich in den Teich, gehen, waten und schwimmen durch, um sich im Schilfe zu verstecken oder den gegenüberstehenden Berg und

Wald zu erreichen. Auf dem Wege dahin büßen sie aber ihr Leben ein unter den Kugeln der auf ihren Erkern lauernden Herren.

Ich bemerkte gegen meine Begleiter, daß diese Art von Jagd, die mehr einem Schlachten gleiche, doch ziemlich einförmig sei. Sie aber meinten, daß das Ganze ein eigenes Vergnügen gewähre, da es mit so großem Pompe betrieben werde. In der Mitte des Dammes sei eine Tribune für ein Musikchor errichtet, und hinter demselben ein Amphitheater für Zuschauer, die aus der ganzen Gegend zusammenliefen. Der Augenblick, wo Alles geordnet sei, die Trompeten ansetzten und die Pforten der Sauen sich öffneten, sei sehr spannend, und dabei seien die Situationen, in denen das Schwein sich zum Schuß darböte, höchst manchfaltig. Bald verstecke sich eins im Schilfe, aus dem die Büchse es heraushole, — bald schwimme ein schwarzer Rücken auf dem Spiegel des Wassers und biete nur einen dünnen Streifen für die Büchsenlinse, — bald komme eins nahe zu den Erkern herangebraust und schüttele ein paar Kugeln ab, bis es endlich unter dem letzten Schusse erliege, — bald sei wieder eins schon auf den Bergabhang gegenüber gelangt und setze als kleiner Punkt die schärfsten Augen in Thätigkeit. Auch sei es eine alte deutsche Jagdsitte, daß der Kopf der Schweine immer unverletzt erhalten werden müsse, und man habe sich daher viel zu winden, zu drehen und zu mühen, um nicht in die Strafen zu verfallen, welche eine Uebertretung dieses Gesetzes nach sich ziehe.

In der Ebene unter Schloß Frauenberg in der Nähe jenes Saujagdenteiches liegt auch noch ein altes Hetzschloß ganz in seiner alten unversehrten Einrichtung, so wie sie sonst in Deutschland vielerwärts Mode waren, jetzt aber wohl bis auf wenige verschwunden sind. Es ist ein großes Gebäude, unten Wohnungen für Jäger und Thierwärter und Behältnisse für wilde Thiere und Hunde, oben große Zimmer und Säle für die Herrschaft, sowie einen großen Balkon für sie zum Zuschauen darbietend. Der Balkon geht in den Hetzhof hinaus, der von hohen Mauern umgeben ist. Es wurden hier allerlei Thiere gehetzt, besonders Bären. Die letzte Bärenhetze fand hier vor 60 Jahren statt. So spät verschwand diese barbarische Sitte in diesen Gegenden.

Der große Saal des Hetzschlosses ist rund umher mit herrlichen Gemälden des berühmten Thiermalers Hamilton ausgeschmückt. Ich glaube, es sind die schönsten, die Hamilton gemalt hat, ohne Zweifel wenigstens das Ausgezeichnetste, was man in dieser Art sehen kann. Hamilton wohnte hier bei einem Schwarzenberg in den Jahren 1710 und 1711. Es wurden für ihn Bärenhetzen, Hirschtreiben, Saujagden und andere solche Dinge veranstaltet, und man ließ für ihn vielleicht ebenso viel Pulver in die Lüfte wandeln wie für Philipp Hackert, für den man in Italien eine alte Fregatte in die Luft sprengte. Er malte danach die herrlichen Bilder, welche hier nun leider gewissermaßen mit-

ten in der Wildniß aufgehängt sind und selten von einem Kunstliebhaber besucht werden.

Die Bilder sind alle in Lebensgröße, — ein unter Hunden erliegender Hirsch, — Bären im Kampfe mit ihren Verfolgern, — wilde Schweine in einem Dickicht von Jägern überrascht, und dergleichen, Alles mit so meisterhafter Naturwahrheit, daß, wie damals Hamilton zwischen diesen Thieren sich einsiedlerisch abschloß, um die Physiognomieen und Sitten derselben zu studiren, jetzt wieder ein Maler zwischen diesen Bildern sich ansiedeln könnte, um bequemer dasselbe zu thun. Die Hunde, welche auf diesen Bildern erscheinen, sind sämmtlich Portraits damals sehr berühmter Schwarzenberg'scher Hunde, die jetzt im Bilde noch viel berühmter zu sein verdienten. Die Franzosen waren auch im Jahre 1742 hier. Sie hätten als Kenner des Schönen vielleicht gern die ganze Sammlung eingepackt. Als mit Tornistern versehene Liebhaber begnügten sie sich aber damit, aus dem beßten Bilde den beßten Kopf, den eines wilden Ebers, zu nehmen. Sie schnitten ihn mit dem Säbel mitten heraus. Er wurde später wieder restaurirt, doch sieht man noch die Narbe des Schnitts und den merklich geringeren Werth der neueren Arbeit.

Von Frauenberg, dieser lieblichen, friedlich fetten „Frucht des Krieges", fuhren wir wieder durch die Budweiser Ebene zurück zu einer anderen solchen Kriegsbeute, dem Schlosse Gratzen.

Unser Weg führte uns zunächst an dem freundlich

mit grünen Wiesen heraufwinkenden Malschthale vorbei. Dann rollten wir über kahle und sehr mählig ansteigende Bergrücken in die große Wittingauer Ebene hinüber, welche, mit zahlreichen kleinen Seeen und Teichen durchwebt, eine weite und reizende Aussicht darbot. Sie läuft mit der Budweiser Ebene parallel, hat aber keine solche Stadt wie jene aufzuweisen und wird seit uralten Zeiten von zwei Schlössern, von Wittingau und Krummau aus beherrscht, von denen dieses 4 Städte, 123 Dörfer, 247 Teiche mit Karpfen und Hechten und 15 Quadratmeilen, jenes aber 132 Ortschaften auf 7½ Quadratmeilen mit mächtiger Hand in Besitz genommen hat.

Es war furchtbar heiß, und wir „nahzten" unterwegs in unserem bequemen Wagen („a bißl nahzen" heißt im Oesterreichischen ein kleines Mittagsschläfchen halten) und „wässerten" dann die Pferde in Schweinitz, wo wir auch, da es indeß Mittag geworden war, eine kleine „Jause" (das österreichische Vesperbrod) von böhmischem Käse und böhmischen Golatschen einnahmen. Von Weitem sahen wir den Hof Trotznow, der zur Herrschaft Forbes gehört, und auf welchem der berühmte Ziska geboren wurde. Trotznow sieht aus wie ein ganz gewöhnlicher böhmischer Bauernhof, auf dem dieser wilde Geist aufwuchs. Er liegt in einer wenig lieblichen Gegend auf der Höhe zwischen den beiden oben genannten Ebenen. Es ist eine sogenannte „Einschicht," d. h. ein einsam liegender Hof, und rund umher ist Alles ziemlich unlieblich und öde. Diese Um-

stände sind gewiß alle an einem Flecke, der den Schauplatz der Jugendspiele eines so außerordentlichen Mannes ausmachte, nicht unwichtig, so wie natürlich auch der nicht, daß seine Mutter in der Nähe dieses Hofes plötzlich von Geburtswehen befallen wurde und unter einer Eiche das schreiende Kind zur Welt brachte, das später unter dem Namen „Jan Ziska von Trotznow" in der Welt so furchtbar berühmt wurde. Diese Eiche ist jetzt verschwunden und auf ihrem Platze dem heiligen Johannes eine Kapelle errichtet, auf der man die Inschrift liest: „Dieser um der Geburt des blinden Johann Ziska, bösen Angedenkens, willen verhaßte Ort ist jetzt der Geburt des heiligen Johannes des Täufers geweiht."

Jenseits der Wittingauer Ebene erblickt man bald die Gratzener Berge, welche noch als Ausläufer des Böhmerwaldes betrachtet werden und Böhmen von Oesterreich scheiden. Auf einem hervortretenden Vorberge, der ein breites Plateau darbietet, liegen die Schlösser und Stadtgebäude von Gratzen. Sie präsentiren sich von unten aus ebenso schön, als wiederum von oben herab die Ebenen einen angenehmen Anblick gewähren.

Auch diese Besitzung ist, wie wir schon oben andeuteten, eine Frucht des Krieges. Die Schlacht am weißen Berge, durch welche Ferdinand das empörte Böhmen zurückeroberte, dieselbe Schlacht, nach welcher die Herren Malowitz von Malowitz das Gut Frauenberg verloren, entriß auch den Herren von

Schwamberg ihre Burg und Festung Gratzen, nachdem sie sie als protestantische Aufrührer gegen die kaiserlichen Truppen höchst tapfer vertheidigt hatten, so wie auch die sämmtlichen 7 Quadratmeilen, welche damit zusammenhingen. Auch hier wie in Frauenberg war es weder ein Deutscher noch ein Slave, der mit diesem böhmischen Besitzthume belehnt wurde, sondern ein Franzose, Carl Bonaventura Longueval, Reichsgraf von Bucquoi, Freiherr von Vaux u. s. w., und es sind noch in diesem Augenblicke die Bucquois oder, wie hier zu Lande die Familie genannt wird, die „Buckwas," welche ihren lothringischen Titeln, die sie noch nicht ablegten, auch noch den hinzufügen: Herren von Gratzen. Es ist interessant, daß diese Herren noch am Ende des 17. Jahrhunderts in französischer Sprache über dieses böhmische Erbe testirten, so daß weder ihre deutschen noch ihre slavischen Leibeigenen, auch wenn sie das Testament hätten einsehen können, erfahren konnten, wem sie denn eigentlich vermacht wurden. Jetzt sind sie natürlich nun völlig nationalisirt und gehören zum vornehmsten österreichischen Adel. Die Einkünfte dieser Familie, die vollkommen schuldenfrei ist, berechnet man auf 700,000 Gulden Münze.

Der Schlösser giebt es auf dem besagten Berge drei, ein ganz altes, ein neueres und ein erst vor Kurzem erbautes. Das alte wurde noch von den Rosenbergen, den ersten Herren dieser Gegend, erbaut. Es liegt auf dem unzugänglichsten Theile des Berges und war eben die Burg, welche jener Protestant, der

Freiherr von Schwamberg, so heldenmüthig verthei- digte. Der weiße Berg — die Böhmen, die sonst Allem, was sie als schön bezeichnen wollen, das Prädicat weiß geben, sollten ihn in der That den schwarzen nennen — entschied gegen den Protestantis- mus, und Gratzen mußte sich ergeben. In diesem Au- genblicke befinden sich unter den 32,000 Einwohnern dieser Herrschaft 8, sage acht, Protestanten! So viel, so zum Erschrecken viel hat es oft mit dem Erfolge einer einzigen Schlacht auf sich! So wichtig ist es, für das Vaterland zu siegen, so furchtbar ist das „Vae victis!“ Wäre der weiße Berg wirklich ein weißer für die Böhmen gewesen, so würden jene Zahlen viel- leicht gerade umgekehrte Benennungen erhalten. Böh- men war auf dem Fluge gen Osten zum Lichte, und dieß ganze große Königreich scheiterte auf seinem Fluge mit allen seinen 4 Millionen Einwohnern und ihren zahllosen Nachkommen an dem kleinen Berge bei Prag; zersplitternd fiel es stückweise in Abgründe, aus denen Jahrhunderte es nicht wieder herausholen.

Das neueste Schloß, das die Grafen von Bucquoi im Sommer bewohnen, bietet vergleichsweise mit an- deren böhmischen Schlössern wenig Besonderes. Doch ist es von einem schönen Parke umgeben, an dessen einem Ende ein kleines böhmisches Dorf angelegt ist. Die Besitzer des Parks genießen hier alle ländlichen Freuden eines Dorfs, ohne seine Uebelstände, die be- sonders bei einem böhmischen immer etwas bedeutend sind, zu empfinden. Man sitzt auf hübschen Divans in

einem kleinen Saale, hat eine reine Luft, überall reinliche hübsche hölzerne Strohhäuschen, Stallungen mit Vieh, ein Kapellchen und Alles, was sonst zu einem Dorfe gehört. Mit einem Worte, es ist ganz so ein Dorf, wie die Poeten es in ihren idyllischen Dichtungen schildern. Es soll dieß Dorf der Lieblingsort der erlauchten Herrin der ganzen Grafschaft sein. Hier vergißt sie gewiß oft, daß sie eine vornehme Frau ist, und träumt wohl: „Ach, wenn ich eine große reiche Dame wäre!" und ist viel glücklicher in diesem Hüttentraume als in dem 1000 Schritte entfernten Schlosse, wo ihre Träumereien sogleich jedes Mal in Erfüllung gehen.

Das dritte minder neue und minder alte Schloß, gewöhnlich die „Residenz" genannt, liegt mitten zwischen beiden vorhergenannten Schlössern und bildet die eine Seite des Marktes der Stadt. Auch hier wie in ganz Mähren, Schlesien und Galizien heißt ein solcher Stadtmarkt „ein Ring." Gratzen hat einen Ring so regelmäßig wie ein Quadrat, und man genießt von da aus eine schöne Aussicht. Gewöhnlich werden hier zu Lande die Städte eines solchen schönen Ringes wegen gelobt, und weit und breit rühmt man z. B. den schönen Ring von Budweis, der groß und ebenfalls quadratisch ist, und um den die wie die Steine einer Mauer in Reihe und Glied tretenden Gebäude vollkommen geradlinige Seiten bilden.

Die besagte Residenz ist die Wohnung der „hohen Obrigkeit", der Centralkanzlei, der ganzen Gutsverwaltung, der Directoren, Inspectoren und Revisoren. Jene

Centralkanzlei wird die „fürstliche Hofkanzlei" genannt, und sie besteht aus 4 „fürstlichen Hofräthen." Diese böhmischen Gutsbesitzer exerciren viele Rechte, die man anderswo nur als einen Theil der Souveränetät zu betrachten gewohnt ist. Sie ernennen Hofräthe, sie geben ihren Städten Privilegien, und componiren ihnen sogar Wappen. Doch müssen sich alle diejenigen ihrer Beamten, welche mit der Jurisdiction beauftragt werden, ebenso gut wie die öffentlichen Beamten dem gewöhnlichen Staatsexamen unterziehen.

Wir trafen die Boucquoischen Beamten gerade, als sie sich eben vor der Thüre eines Concertsaales gegenseitig zum Hineingehen bekomplimentirten. Wie auf vielen, ja den meisten großen Herrschaften im musikliebenden Böhmen befindet sich nämlich auch auf diesem Schlosse eine eigene herrschaftliche Kapelle, die zu Zeiten Concerte giebt, bei vornehmen Besuchen vorspielt, an den obrigkeitlichen Geburtstagen die Orgel in der Kirche unterstützt u. s. w. Es wurden mehre Stücke aus Norma und einigen anderen Opern, und zwar in Betracht der Situation des Concertsaales auf einem uralten Schlosse der Rosenberge am Rande eines Waldgebirges an der Gränze von Oesterreich und Böhmen brillant genug ausgeführt. Der Beifall aller Beamten wurde den Musikern zu Theil, und es wurde beschlossen, daß diese Sachen am nächsten Sonntage, dem Geburtstage des jungen Majoratsherrn, noch einmal executirt werden sollten. Man wollte das dabei vom

Publicum einzucassirende Entreegeld zum Beßten der Armen der Herrschaft verwenden.

Wir speisten darauf im Schlosse, wie gesagt, in Folge der Ereignisse am weißen Berge, an der gräflich Bucquoischen Beamtentafel zu Abend, wo sich das Gespräch besonders um zwei Gegenstände drehte, theils um die österreichisch-böhmische Gränze, das merkwürdigste geographische Verhältniß der Nachbarschaft, theils um die großen Fischteiche, die interessanteste ökonomische Erscheinung der Wittingau-Grazener Landebene.

Bei uns verstehen wir unter dem Namen Oesterreicher gewöhnlich Jeden, der aus irgend einem Theile des großen österreichischen Länderconglomerats zu uns kommt und deutsch redet. Das thut aber jeder gebildete Böhme, Ungar, Kroate oder Slowake ebenso gut wie der Wiener und Steiermärker. Wir hören aus dem deutschen Dialekte und sehen aus dem ganzen Wesen und Benehmen aller dieser Leute nur das sie von uns Unterscheidende und ihnen Gemeinsame heraus und nennen das „österreichisch." Wir kennen aber in der Regel weder die eigenthümlichen provinziellen Abschattirungen und Modulationen des großen weit verbreiteten österreichischen Dialekts, noch haben wir hinreichend klare Begriffe von den besonderen Contrasten in dem Sinne und Wesen, in den Sitten und dem Charakter der verschiedenen Provinzbewohner und ihren Sym- und Antipathieen unter einander. Wir werden in der Folge noch oft auf diesen interessanten Gegenstand zurückkommen und noch manche Beiträge

zur näheren Beleuchtung desselben liefern. Hier in den Gratzener Gränzgebirgen beschäftigte uns zunächst der merkwürdige Gegensatz zwischen dem Böhmen und dem Oesterreicher aus den Erzherzogthümern und ihren Antipathieen. Von Sympathieen ist selten zwischen benachbarten Völkern die Rede. Oder wenigstens kann nur in Beziehung auf sehr entfernte Gegensätze davon die Rede sein, wie man sich z. B. denken kann, daß ein Böhme und ein Oesterreicher in Berlin, oder in Paris, oder überhaupt nur außerhalb der Gränzen ihres großen Reichs den Fremden gegenüber mit einander sympathisiren, trotz aller provinzieller Antipathie, die innerhalb der Gränzen ihres Kaiserthums sich offenbart, — oder wie z. B. beide sogar schon dem Ungarn gegenüber mit einander sympathisiren.

Der gemeine böhmische Slave, der Tscheche, hat für den Deutschen überhaupt, insbesondere aber für die Erzherzoglichen manche „unliebsame," — um hier einen milden österreichischen Ausdruck zu gebrauchen — manche „höchst unliebsame" Namen erfunden. Am liebsten nennt er ihn „Kowani Njemetz," d. i. „den geschmiedeten Deutschen" (von kowatj, schmieden), womit er andeuten will, daß ihm der Deutsche so eckig vorkomme, als wäre er aus Eisen und Holz gezimmert. Gewöhnlich freuen sich die böhmischen Bauern sehr, wenn es ihnen gelungen ist, einem Deutschen einmal diesen Titel anzuhängen, und wollen sich hinterher über ihren Witz todtlachen, als hätten sie damit den Nagel auf dem Kopf getroffen und als wäre damit nun Alles

auf einmal gesagt. „Lolal“ und „lomatsch“ sollen andere solche von den Böhmen für die Oesterreicher erfundene Beinamen sein. Es wird damit ein ungeschlachter grober Mensch bezeichnet, und es sind diese Worte sogar in den deutschen Dialekt übergegangen. Sonderbarer als diese Spitznamen klingt noch, nebenher sei es gesagt, der eigentliche böhmische Nationalname der Oesterreicher. Sie heißen „Rakauské,“ und ihr Land heißt „Arzikniezestwi Rakauské,“ das „Rakauskische Erzherzogthum.“

Nicht nur der gemeine Böhme, sondern auch der gebildete und selbst die Vornehmsten nehmen an dieser Abneigung gegen die Oesterreicher mehr oder weniger Antheil, und sogar die böhmischen Deutschen stimmen in dieser Beziehung ganz mit den böhmischen Slaven überein, mit denen sie sonst doch innerhalb derselben Mauern nicht immer aus einer Tonart singen. Wir hatten den Abend in Gratzen fast lauter böhmische Deutsche in unserer Gesellschaft, und doch bemerkte ich auf den Gesichtern Aller ein gewisses sarkastisches halbunterdrücktes Lächeln schweben, als ich die Vertheidigung der Oesterreicher übernahm. „Ja ja,“ hob endlich einer von ihnen an, „ehrlich sind die Oesterreicher, keine „Katzelmacher,“ wie die Italiener, und fleißig sind sie auch, aber großer Gott,“ hier schüttelte er den Kopf und lächelte, „sie sind grob, wie grob! wie, verzeihen Sie, wie unbeholfen, tolpatschig und dumm!“ — „Es ist mit einem Worte eine völlig verkehrte Nation!“ setzte er dann noch hinzu.

Die Oesterreicher ihrer Seits werfen dem Böhmen

Falschheit und Unzuverlässigkeit vor. „A falscher Böhm'!" ist eine gewöhnliche Redensart, und der Oesterreicher schildert den Böhmen in der Regel als einen Menschen, in dessen Innerem es unheimlich, melancholisch und trübe aussähe. Doch scheint mir die Abneigung der Böhmen stärker als die der Oesterreicher, denn sie ist immer mit Bitterkeit und Spott gewürzt, während der Oesterreicher es dann mit seinem Scheltworte ehrlicher und derber meint.

Ein fetter Karpfen in schwarzer Sauce, nach Vorschrift der böhmischen Nationalküche aus geriebenem Honigkuchen, Blut und Zwiebeln zusammengesetzt, der bei unserem Abendessen aufgetragen wurde, gab uns Gelegenheit, das zweite, oben bereits angezeigte Capitel zu berühren, die berühmten Fischteiche dieser Gegend. Böhmen ist überall reich daran, aber die Anzahl der Teiche in diesem Landstriche übersteigt Alles, was man sonst davon sieht. Gratzen hat 60 Teiche, das Herzogthum Krummau 70, Frauenberg 145 und Wittingau, das beinahe eben so viele Teiche als Aecker hat, und der eigentliche Hauptsitz der böhmischen Teichfischereien ist, nicht weniger als 270. Es befindet sich darunter der berühmte Rosenberger Teich, welcher nahe an 1200 Joch Landes einnimmt.

Die Geschichte dieses großen Teiches, vielleicht des größten in der Welt, seiner Anlage, seiner dreifachen Umdämmung, seiner Brücken, seiner unzähligen Wehre, Schleusen und Ablaßröhren, sowie die Verträge, die seinetwegen mit den Nachbarn abgeschlossen und sogar

„landtäflich intabulirt" wurden, dieß Alles ist in den böhmischen Annalen genau beschrieben und verzeichnet. Er ist, wie auch die meisten übrigen jener 270 Teiche, mit Karpfen, Hechten, Schielen, Bärschlingen, Barben und anderen Fischen besetzt. Und blos an Karpfen liefert die Herrschaft Wittingau jährlich nicht weniger als 4000 Centner, oder circa 400,000 Pfund (das Pfund zu dem niedrigen Preise von 4 Sgr. gerechnet, wäre dieß eine Revenue von circa 200,000 Gulden W. W.). Wien bezahlt und verspeist davon die größte Anzahl.

Das sehr künstliche, complicirte und gewiß höchst interessante Teichwesen der Böhmen, ihr Verfahren bei'm Anlegen und Ablassen der Teiche, bei der Erziehung, Mischung und Sonderung der Fische, und dann bei'm Fangen, Versenden und Verkaufen derselben, ist mir nicht so deutlich geworden als dasjenige Verfahren, welches sie bei'm Zubereiten und Verspeisen beobachten. Dieses lernt sich bald, jenes aber nur bei einem längeren Aufenthalte. Da aber bisher die Reisenden diesem merkwürdigen Industriezweige noch wenige Aufmerksamkeit widmeten, so will ich hier in Kürze beibringen, was ich darüber erfuhr.

Die Hauptsache ist, daß die Fische auf den verschiedenen Stufen ihres Alters und zu den verschiedenen Zeiten des Jahres eine verschiedene Größe und Tiefe des Wassers bedürfen, und daß ferner manche Fischgattungen sich nicht gut mit einander vertragen. Da nun natürlich ein Teich nicht allen diesen Anforderungen auf einmal genügen kann, so haben die böhmischen

Gutsbesitzer die vielen Teiche auf ihren Gütern in ein gewisses System gebracht und jeder Classe von Teichen ihre eigene Bestimmung gegeben.

Zunächst haben sie die „Brut- oder Satzteiche," in denen die jungen Fische ihre erste Erziehung erhalten. Sie sind klein und bieten wenig Nahrung. Sobald daher der Fisch wächst, wird er aus diesen Brutteichen in größere gebracht, welche man „Streckteiche" nennt, weil der Fisch sich darin „strecken" soll. Dieser Streckteiche giebt es verschiedene Grade, „erster, zweiter Streckteich" u. s. w., und aus ihnen kommen die Thiere dann endlich in die großen Wasserbehälter, welche „Kammer- oder Hauptteiche" genannt werden. Im Winter ist das Wasser in der Tiefe wärmer, im Sommer aber umgekehrt auf der Oberfläche. Junge Fische, die noch mehr der Wärme bedürfen, müssen daher im Winter oft in tiefere Teiche versetzt werden, und umgekehrt kann man die alten Fische, die man im Winter in tiefen Teichen hielt, im Frühlinge in flache umsetzen, um sie dieselben benutzen und gleichsam abweiden zu lassen.

Da es ebenso unvernünftig sein würde, alte Hechte und junge Karpfen in dasselbe Wasser zu lassen, als wollte man Wölfe und Schafe in demselben Stalle auffüttern, so hat man für die Karpfen besondere Teiche. Sind aber die Karpfen älter geworden, so werden sie leicht träge und stecken gern lange im Sumpfe oder im trüben Wasser am Boden, was ihrer feinen Ausbildung schadet. Man giebt ihnen dann gern einige junge Hechte bei, welche ihnen zu schaffen machen und ihre

Republik vor dem völligen Erstarren und Einschlafen bewahren, wie die ausgelassenen Oppositionsmänner den Staat.

Man kann sich denken, welche außerordentlich umständliche Arbeiten diese beständigen Versetzungen und Mischungen der Fische in den verschiedenen Teichen und die dabei stets nöthigen Räumungen und Abfischungen herbeiführen. Gewöhnlich finden diese Arbeiten im Frühlinge und Herbste statt, und es ist dabei mancherlei Vorsicht zu beobachten, z. B. die, daß kein Schnee auf die Fische falle. Sobald dieß geschieht, sind sie zum ferneren Leben in den Teichen unbrauchbar, und es muß sofort die ganze beschneite Partie zu jedem Preise an die Fischhändler verkauft und auf den Markt gebracht werden. — Wie für alle Ereignisse, Verrichtungen und Manipulationen bei ihrem Gewerbe haben die böhmischen Fischer auch für den Schaden, welchen der Schnee den Fischen bringt, einen eigenen Kunstausdruck. Sie sagen davon: der Schnee „schreckt" die Fische, und die Fische „werden geschreckt." Es fährt ihnen wie Gicht in die Glieder, und es ist aus mit ihnen.

Es ist erstaunlich, wie viele Thiere bei außerordentlichen Naturereignissen und Wetterphänomenen, denen der Mensch nicht zeitig genug vorbeugen konnte, in diesen großen Teichen um's Leben kommen, z. B. wenn ein plötzlich einfallender Frost sämmtliche Teiche mit Eis überlegte und man nicht schnell genug überall Luft schaffen konnte. Die Fische kommen dann zu Schaaren an die Oberfläche heran, und wenn sie auch nicht gleich

ersticken, so „verbrennen" sie sich doch die Flossen an der Eisdecke. (Auch dieß Verbrennen am Eise ist ein böhmischer Kunstausdruck.) Auch trockener Sommer und Wassermangel bringen oft gränzenlose Noth in diesen Teichen zuwege.

Natürlich ist es immer sehr wichtig, daß die Teichbeamten zu jeder Zeit wissen, wie viel Wasser sich in den Teichen befindet, und es ist daher in jedem Teiche ein Tiefenmaß angebracht, das die Höhe des Niveaus angiebt, und das hier zu Lande „Cement" genannt wird. Theils der Fische wegen, theils wegen der Gefahr vor Ueberwässerung der benachbarten Ländereien, deren Eigenthümer beständig mit den Herren der Teiche in Hader und Proceß liegen, ist es nöthig, die Höhe oder, wie der Kunstausdruck lautet, die „Spannung" der Teiche zu kennen. Aller Schaden, der aus einer „Ueberspannung" derselben hervorgeht, — und ein Zoll mehr oder weniger macht hier schon sehr viel — fällt natürlich den Teichherren zur Last. Für die verschiedenen Höhen der Spannung hat man hauptsächlich drei Grade, die man hier die drei verschiedenen „Hitzen," die „erste, zweite, dritte Hitze" nennt. Und so hört man beständig: „dieser Teich steht auf der ersten, jener steht dieß Jahr auf der zweiten Hitze ꝛc." Höher als auf die dritte Hitze darf ein Teich nicht gespannt werden. Woher dieser sonderbare Ausdruck Hitze für Wassertiefe kommen mag, habe ich nicht recht ergründen können, vielleicht daher, weil, je tiefer das Wasser, es auch im Winter um so wärmer ist. Je nach dem Vorrathe

von Fischen, je nach der Jahreszeit und nach dem Reichthum oder Mangel an Wasser wird ein Teich auf die erste, zweite oder dritte Hitze gestellt.

Die großen Wittingauer Teiche, insbesondere der genannte Rosenberger, sind das vornehmste Rendezvous aller wilden Gänse, Enten und Fischreiher Böhmens, und diese Thiere finden sich hier in so außerordentlich großen Gesellschaften ein, daß alle umwohnenden Bauern zu gleicher Zeit von Haus aus Wildschützen und Jäger, wie auch geborene Fischer sind. Diese Thiere passen auch besonders bei'm Ablassen der Teiche auf, wo sie sich über die Frösche und die im Schlamm zurückbleibenden Fische hermachen. Die letzteren müssen sie indeß noch einmal wieder mit den Menschen theilen. Denn es ist Sitte, daß, nachdem die Herrschaft bei dieser Operation mit ihren großen Netzen den Haupttribut des Wassers sich gesichert hat, der Rest dann den Bauern und Fischern, die dabei oft zu Hunderten versammelt sind, preisgegeben wird. Man nennt dieß das „Freigeben der Fische.“ Die Teichinspectoren geben den Moment, wo die herrschaftlichen Fischkasten sich befriedigt fühlen, an, und das hergebrachte Losungswort für diesen Moment ist der Ausruf des Inspectors: „Horži! horži!“ („Es brennt! es brennt!“) Sobald dieß Zeichen gegeben ist, stürzt sich die ganze Menschenmenge mit dem Geschrei „horži! horži!“ in den Teich, und sie plündern, indem sie die Gänse und Reiher vertreiben, den ganzen Sumpf unter Jubiliren und Frohlocken aus. — Die Bauern der ganzen Umgegend leben weit und breit

von delicaten Fischen. Jemand sagte mir, daß sie selbst die Karpfen räuchern und für den Winter aufsparen.

Außer von den Gänsen und Reihern wird ihnen aber diese ihnen so nöthige Nahrung auch noch von manchen anderen Thieren beknappt, so z. B. von den Fischottern und Bibern, die sich ebenfalls in der Wittingauer Gegend häufig aufhalten, von Jahr zu Jahr jedoch minder zahlreich erscheinen.

Die Nacht verbrachten wir unter höchst anmuthig abwechselndem Schlummer und Geplauder in dem ganz leidlichen Herrenwirthshause. Am anderen Morgen aber machten wir unter höchst „unliebsamen" — ich bin ein Bißchen verliebt in dieß hübsche österreichische Wort und gebrauche es gern, es verhüllt seinen Sinn unter so zartem Schleier und deutet so anmuthig auf seine Meinung hin, daß es in ganz Deutschland eingebürgert zu werden verdiente — unter sehr unliebsamen Umständen also machten wir am anderen Morgen einige Ausflüge in die von Wolken verhüllte und im Regen völlig zerfließende Gegend. Der in Böhmen vielgelobte Park Theresienthal und sein schöner dem berühmten Schleierfalle nachgebildeter Wasserfall blieben für uns ungenießbar, und wir fuhren daher zähneklappernd und wärmesuchend zu einer wenige Stunden entfernten Glashütte Namens Georgenthal.

Die Gratzener Glashütten nehmen unter den böhmischen Fabriken dieser Art keinen unbedeutenden Rang ein und sind wenigstens im südlichen Böhmen die ansehnlichsten von allen. Auf ihnen wird vorzugsweise

das neuerdings so berühmt gewordene und auch jetzt in den Apotheken viel gebrauchte Hyalithglas verarbeitet. Es ist auch hier erfunden worden. Wir fanden unsere Glashütte mitten in großen Wäldern in einer einsamen Gegend versteckt. Es sind mit ihr, wie mit den meisten böhmischen Glashütten, gleich eine Schleiferei und andere Glasraffineriewerke verbunden, und wir freuten uns nicht wenig, diese schönen böhmischen Pokale und Flaschen, aus denen alle Welt in Europa, Amerika und Asien so gern trinkt, in einer ihrer Geburtsstätten zu sehen. Es giebt hier viele Gebäude und Gebäudeabtheilungen, die alle ihre verschiedenen Bestimmungen haben. In dem einen wird das Glas theils geblasen, theils gegossen oder wie holländische Waffelkuchen gebacken. In einem anderen, der Schneiderei und Schleiferei, wird es geschliffen und geschnitten, wiederum in einem anderen vergoldet und polirt. — Manche ausgezeichnete Arbeiter haben ihre besonderen Wohn- und Arbeitszimmer, und bei diesen findet man gewöhnlich einige Prachtstücke in Arbeit, die jedoch in der Regel Producte ihrer Mußestunden sind, weil die laufenden Arbeiten an den gewöhnlichen Dingen doch mehr Zeit wegnehmen und das eigentliche tägliche Brot liefern.

Bei unseren Fischern von gestern fanden wir viel Ursache die sonderbare Poesie zu bewundern, die sich in ihren Kunstausdrücken äußert, indem sie bei einer Angelegenheit, wo es sich nur von kaltblütigen Fischen, kaltem Wasser und noch kälterem Eise handelt, so außerordentlich viel von „Brennen," „Verbrennen" und „Hitze" reden, als

wollten sie wie die Poeten mit dem Contrarium auf das Contrarium hinweisen. Wir erwarteten daher heute mit einigem Rechte, daß man uns in den heißen Glashütten von nichts als von Eis und Kälte reden würde. Doch täuschten wir uns, nur die furchtbar heißen „Kühlöfen" in den Glashütten enthalten eine Andeutung jener eigenen Liebhaberei des menschlichen Geistes, auch selbst bei allen technischen Ausdrücken der Gewerbe und Künste einige Phantasie obwalten zu lassen. Die Entdeckung eines anderen uns bisher unbekannten Kunstausdrucks der Glasschleifer machte uns nicht geringe Freude. Diese Leute nennen nämlich das, was die Schmuckhändler bei'm Edelsteine das „Feuer" und bei der Perle das „Wasser" nennen, bei ihren herrlichen reinen Krystallgläsern den „Geist." — In der That man muß sich wundern über die Adäquatheit aller dieser Ausdrücke. Das Feuer ist für das innere Glühen und die wie elektrische Blitze aus ihm hervorschießenden Strahlen des Edelsteins höchst bezeichnend, sowie Wasser, wobei man gewöhnlich an etwas Bewegliches denkt, für die Perle, deren halbdurchsichtige Oberfläche in vielfachen zarten, in einander leise verwaschenen Farben spielt, gerade das rechte Wort ist. Beides, Feuer wie Wasser, trifft bei'm Glase nicht recht zu. Selbst das schönste Krystallglas giebt nicht diese warmen scharfen Strahlen des Edelsteins und hat nicht das Schillernde und Gewässerte der Perle. Sein höchster Triumph ist vollkommene Klarheit und Durchsichtigkeit, völlige unsichtbare Geistigkeit, so zu sagen. Dieß wird ihm nun durch

die feinste Politur und durch die innigste Verschmelzung und Abklärung der Masse gegeben, was dann die Künstler „Geist" nennen. Man muß ein blindes, matt geschliffenes, so zu sagen, todtes Glas unter der Hand des Polirers Geist und Leben gewinnen sehen, und man wird gestehen, daß die Leute auch hier das Ding durchaus bei'm rechten Namen nannten.

Auch an anderer Industrie sind die Gratzener Gränzgebirge nicht arm. In einigen Dörfern beschäftigen sich die Leute mit zierlichen Holzschnitzarbeiten, in anderen giebt es Eisenwerke oder Papierfabriken. Auch werden aus den Hölzern der Wälder manche Parkette für Wiener Tänzer verfertigt. Stückweise in kleinen Quadraten gehen die Tanzböden von hier an die Donau und nach Wien hinab.

Mittags bei Tische wurde viel von den Serviten, die unten in der Stadt in einem Kloster wohnten, gesprochen. Die Gutsherrschaft muß ihnen jährlich 60 Scheffel Weizen, 60 Faß Bier, eine gute Anzahl von Kälbern, Ochsen und Schweinefleisch und ich weiß nicht wie viele Malter Kartoffeln hinabschicken. Sie speisen das Alles auf und lassen auch nicht die Neige in den Bierfässern. Sie thun dafür gar nichts und leben zänkisch mit einander. In ordentliche Gesellschaft kommen sie gar nicht. Nur bei den kleinen Leuten gehen sie herum, wo sie etwas zu erbetteln finden, und in den Bierhäusern, wo sie es wieder verzehren. Sonntags in der Kirche bringen sie oft Predigten zu Tage, denen zuweilen nichts weiter als die baarste Eifersucht und

der ärgste Neid zum Grunde liegen, und die um so eifriger sind, je mehr dieß der Fall ist. So z. B. war in der Nachbarschaft vor einigen Jahren ein Streit zwischen zwei Klöstern, der beständig auf ihren Kanzeln bepredigt wurde. In dem einen Kloster verehrte man das Bild einer schwarzen (byzantinischen) Mutter Maria, in dem anderen das einer weißen, und da sich nun seit einiger Zeit die Leute mit ihren Spenden und Verehrungen mehr der schwarzen Mutter zugewendet hatten, so wurden die Mönche der weißen dadurch aufgebracht und zogen alle Sonntage auf der Kanzel gegen die schwarze Maria zu Felde. Sie nannten es unfromm, schlecht und gottlos, daß die Leute jetzt alle zur schwarzen liefen, von der man doch nichts so Besonderes wisse, während ihre gebenedeiete weiße Mutter — bei diesem Namen rückten sie allemal ehrerbietig das Käppchen vom Kopfe, das bei der Nennung der schwarzen Mutter ruhig auf seinem Flecke blieb, — doch von jeher sich gegen Alle gnädig und huldvoll erwiesen habe. „Auf! auf! meine Brüder in Christo!“ schlossen sie dann gewöhnlich, „opfert Euerer gnädigen weißen Mutter ein Scherflein. Sie ist genügsam und mit Allem zufrieden, doch sieht sie das Große groß an und vergilt Euch Euere Gebete tausendfältig!“

Am Abende kehrten wir zurück nach Budweis, doch der andere Morgen sah uns schon wieder in einer anderen Richtung hinauseilen, um dem berühmtesten Schlosse der ganzen Gegend, dem alten Krummau, das in jeder

Hinsicht einer der interessantesten Fürstensitze der österreichischen Monarchie ist, zuzueilen.

Den Abend vorher hatte ich mit vielem Interesse die Geschichte einer großen und ausgezeichneten Familie Böhmens gelesen, die weiter nichts im Wappen führt als eine roth- und eine schwarzbemalte Schildhälfte und schon diesem einfachen Wappen gemäß zu den urältesten Familien des Landes gehört. Der Verfasser jener Geschichte sagte von diesem Wappen: „Mars et mors clypeum sibi divisere, cruorem Mars amat, et morti linea nigra placet.“ (Mars und der Tod haben sich das Schild getheilt, Blut liebt Mars, und dem Tode gefällt die schwarze Linie.) Dann bemerkt der Verfasser weiter, mit dieser Familiengeschichte habe er einen Beitrag zur böhmischen Historie geben wollen, „als ein Glied zu der goldenen Kette, die sich von den Großen des Reichs zu dem goldenen Mittelpunkte des Herzens des Monarchen schlingt.“

Alsdann hatte ich jetzt am Morgen zur Reiselectüre ein Willkommensbuch bei mir, das von irgend einem alten böhmischen Schlosse sich nach Budweis und so in meine Hände verirrt hatte. Nach alter deutscher Rittersitte nämlich, die auch besonders in Böhmen lange blühte, gab es solche Willkommensbücher, in welche sich jeder fremde Gast, nachdem ihm die Frau vom Hause den Willkommensbecher gereicht hatte, eintrug, seine Namensfertigung nämlich und einen Wahlspruch mit dem Datum seiner Ankunft. Es war also eine Art von Gast- und Fremdenbuch, wie sie noch jetzt in Deutschland

in Wirthshäusern und an merkwürdigen Punkten oder Gebäuden üblich sind. Ich blätterte in dem alten Buche und fand die meisten alten Familiennamen Böhmens darin verzeichnet, die dem Schloßherrn die Ehre ihres Besuchs erwiesen hatten. Gewöhnlich waren die gewählten Wahlsprüche alle so kurz, einfach und ernst, wie jenes einfache, alte, schwarzrothe Wappen, z. B.:

„In allen Fällen meines Lebens empfehle ich mich Gott dem Herrn."

„Georg Graf Wratislaw."

oder:

„Wie Gott will, so geschehe mir."

„Woko Rosenberg."

„Anno Domini 1517
„den 24ten Januarii."

Auch eine Geschichte des Schlosses und der Herrschaft Krummau hatte ich bei mir, deren Ursprung in das graueste Alterthum hinaufragt. Ich erfuhr daraus, wie die ersten historisch nachweisbaren Besitzer dieser Herrschaft, die etwa 15 Quadratmeilen mit 50,000 Einwohnern zu ihrem Besitzthume zählt, aus dem Geschlechte der Rosenberge, die eigentlich auf Böhmisch „Witkowze" heißen, gewesen und dieß auch über 5 lange Jahrhunderte hindurch geblieben seien. Diese Rosenberge, die eine fünfblätterige Rose im silbernen Schilde führen und daher im Lateinischen kurzweg auch „a rosis" genannt werden, starben im Anfange des 17. Jahrhunderts mit dem Peter Wok von Rosenberg aus, und mittels Ankaufs ging der ganze Krummau'sche Gü-

tercomplex auf den Kaiser Rudolf II. über, der ihn für seinen Sohn Don Julius d'Austria bestimmt hatte.

Bis zum Jahre 1622 blieb Krummau mit seinen weitläufigen Appendixen im Privatbesitze der Kaiser. Dann aber verschenkte es Ferdinand II. an seinen Oberst-hofmeister, den Hans Ulrich Freiherrn von Eggenberg, für die „unverdrossenen Fleißes, ungespart Leibes und „Guts, willig, treulich und nützlich geleisteten Dienste, „damit er hiedurch die längst wohl verdiente Kaiserliche „Gnad und Dankbarkeit desto besser im Werk erkennen „und genießen möge", — und hundert Jahre später erbten es dann von den Eggenbergs die mit ihnen verwandten Schwarzenbergs und zwar sub titulo ducali, den Kaiser Karl IV. ihnen ertheilte, mit allen den Prärogativen, welche nach der böhmischen Landesverfassung die böhmischen Herzöge vor den Fürsten voraus haben.

Von den Gebirgen, Strömen, Kunststraßen, Städten, Schlössern und überhaupt von der ganzen Landesbeschaffenheit dieses Herzogthums giebt es bereits umständliche Beschreibungen, aus denen mich indeß nur die Nachricht besonders interessirte, daß der Sprachen, die in diesem Herzogthume gesprochen werden, zwei sind, die deutsche und die böhmische, weßhalb auch das ganze Land eingetheilt wird in die „deutsche" und die „böhmische Seite". Die Deutschen sind hier nämlich von Oesterreich aus, ansiedelnd und den tschechischen Stamm in's Innere zurückdrängend, in Böhmen vorgedrungen, ebenso wie sie dieß im Norden von Sachsen, im We-

sten von Baiern und im Osten von Schlesien aus thaten.

Es gab von jeher solche halbsouveraine Herzogthümer in Böhmen, so das Herzogthum Friedland, das dem Wallenstein geschenkt wurde, das Herzogthum Reichsstadt für Napoleon's Sohn und noch jetzt außer Krummau das Herzogthum Raudnitz, das dem Fürsten von Lobkowitz gehört.

Mit solcher feudalistischer Lectüre also beschäftigt, rückte ich jenem berühmten Stammsitze so berühmter Feudalherren näher und machte endlich meine Bücher zu, da ich eben bemerkte, daß mein Kutscher durch das große steinere Thor auf einem Vorhofe des Schlosses einbog.

Dieser Vorhof ist der sogenannte „Tummelplatz", der früher zu Ritterspielen diente und jetzt noch von alterthümlichen Stallungen und Beamtenwohnungen umgeben ist. Im Hintergrunde des Gehöftes sieht man einen großen Flügel des Schlosses selbst, „das alte Schloß" genannt, hervorragen. Eine Zugbrücke führt durch ein mächtiges steinernes Thor in den zweiten Hof, „der Gardehof" genannt. In dem Graben der Zugbrücke sind die sonst darin gehaltenen Bären erst seit 30 Jahren verschwunden, und in dem Thorwege erblickt man noch das Kamin der ehemaligen Schloßwache. Ein Decorationsmaler, der eines alten Tummelplatzes für sein Schauspiel bedürftig wäre, könnte den Krummauer nur, wie er noch jetzt besteht, ohne Weiteres copiren, und er wäre trefflich bedient.

Im Gardehofe befindet sich die Hauptwache der herzoglich Schwarzenberg'schen Grenadierleibgarde, etwa 40 Mann trefflich armirter und auf's Feinste uniformirter Soldaten, die ein im herrschaftlichen Solde stehender Hauptmann commandirt. In diesem Hofe machte ich dem Amtsdirector meine Aufwartung, zu dessen Wohnung ich durch verschiedene Corridore, Nebenhöfe und Brücken gelangte. Als ich ihm sagte, daß ich mit seiner Erlaubniß mir das Schloß gern recht genau ansehen möchte, fragte er mich, wie viele Wochen ich denn hier zu bleiben gedächte, und ich erkannte bald, besonders als ich das Archiv gesehen hatte, daß diese Frage keine große Uebertreibung in sich schließe. Aus dem zweiten bereits genannten Hofe geht es noch in den dritten, vierten, fünften, sechsten.

Dem Ansehen nach scheint hier nie etwas niedergerissen worden zu sein, und die verschiedenen Rosen-, Eggen- und Schwarzenberge haben nur immer dem Alten, wenn es ihnen nicht ganz gefiel, das Neue hinzugefügt, so gut es die Umstände erlaubten, und das ganze imposante Hauptwerk interessanter Gebäude, das den Schloßberg überall bis an seine äußersten Ränder bedeckt, ist also ein Labyrinth von Thürmen, Mauern und Gebäudetheilen in sehr verschiedenem Style von langen Suiten großer prachtvoller Zimmer, wie sie in Kaiserschlössern erscheinen, und von planlosen Zusammensetzungen kleiner enger Räume, wie man sie nur in winzigen Felsennestern kleiner Ritter sieht. Wie alt hier das Alte sein mag, kann man schon daraus schließen, daß das Neuere

schon so alt ist. Denn das noch jetzt sogenannte „neue Schloß" kommt bereits vor 350 Jahren in den Urkunden unter diesem Namen vor.

Schloß Krummau schien mir auf diese Weise ein treues Spiegelbild des ganzen österreichischen Staatsgebäudes im Kleinen zu sein, bei dessen Aufbau und Zusammensetzung auch dieselben Grundsätze walteten, und in dessen Innerem bei allem Neuen und Eleganten, das man dem Alten hinzufügte, noch eben solche alte Burgverließe, enge Schlupfwinkel und wunderlich gothische und byzantinische Thüren sich finden.

Wir begaben uns zunächst in die Bildergalerie, die auf langen Corridoren und in mehren von alter, großväterlicher Pracht strotzenden Gemächern aufgestellt ist. Zwischen den Gobelins, Tapeten und antiken Möbeln dieser Gemächer glaubt man in irgend einer Residenz Carl's V. oder Ferdinand's I. zu sein, und vermeint, die alten ritterlichen Herren und Fürsten, die an der Wand hängen, könnten auch wohl in leiblicher Person dort durch die hohen schweren eichenen Thüren eintreten. Thäten sie es wirklich, sie würden finden, daß ihre Thüren noch ebenso knarrten als vor 300 Jahren, und jeder würde auch seinen Lehnstuhl wiederfinden, in dem er damals nach den Kriegen für die Ferdinande ausruhte.

In der That der Ahnherr eines österreichischen großen Hauses zu sein, lohnt sich noch der Mühe. Man wird von den Kindern geehrt bis in's zehnte

und zwanzigste Glied. In großen und zum Theil ausgezeichneten Gemälden sind die großväterlichen Gesichtsbildungen der meisten Eggen-, Rosen- und Schwarzenberge hier verewigt und blicken noch ritterlich und lebensfrisch in ihre alten Prunksäle hinein. Das müßte ein Familienfest sein, wenn sie sich hier einmal alle wieder vereinen könnten. Raum, sie unterzubringen, wäre hinreichend vorhanden. Aber nur einer einzigen von ihnen ist es bestimmt, noch jetzt zu Zeiten diese alten Schloßhallen zu durchwandern, der Bertha von Rosenberg nämlich, jener berühmten weißen Dame von Neuhaus, die hier wie in Neuhaus und Wittingau in einem lebensgroßen Portrait zu sehen ist.

Diese B e r t h a oder Berchta oder auch Brichta war mit einem Lichtenstein verheirathet, wie denn noch jetzt die Nachfolger der Rosenberge, die Schwarzenberge, sich oft schon in der Wiege mit den Lichtensteins vermählen. Das Hinneigen dieser großen österreichischen Familienstämme zu einander ist uralt, und noch jetzt bestehen Sympathieen, aber auch Antipathieen und Feindschaften zwischen ihnen, die schon seit Mittelalters Zeiten her glühen. Jener Lichtenstein, Bertha's Gemahl, war ein Wütherich und behandelte das zarte Wesen, seine Frau, nicht viel besser, als weiland Ritter Blaubart die seine, nur mit dem Unterschiede, daß er sie bei'm Leben ließ. Die Leute der Umgegend der Rosenberg'schen Schlösser erzählen, daß sie oft blutige Thränen über ihr großes Leid geweint habe, und sprechen von ihrem Kopfkissen und ihren Handtüchern, die

man des Morgens zuweilen in Blut getränkt fand. Bertha mochte, bevor sie den Lichtenstein heirathete, ein so empfängliches Gemüth für die Freuden und Verführungen der Welt haben, wie jedes andere junge Mädchen. Als es aber Gott gefiel, ihren Tyrannen abzurufen, ging sie aus dieser Ehe als eine fromme und gottesfürchtige Witwe hervor, die im Unglücke die tröstende Kraft der Religion zur Genüge kennen gelernt hatte.

Sie zog sich sofort zu ihrem geliebten Bruder, dem Herrn von Rosenberg, der ebenfalls sein Ehegemahl durch den Tod verloren hatte, zurück und führte ihm, dem Witwer, als Witwe den Haushalt. Sie waltete weise in seinem häuslichen Kreise, hatte beständig ein Bund Schlüssel an der Seite und beaufsichtigte Alles auf's Pünktlichste in den Hallen der Rosenberg'schen Schlösser. Das größte Mitleiden hatte sie mit den Armen und ließ allen Kranken auf den Gütern ihres Bruders die liebevollste und sorgfältigste Pflege zu Theil werden. An gewissen Tagen der Woche pflegte sie alle Armen der Umgegend, die Hunger hatten, zusammenzurufen und ihnen einen süßen Brei, ein böhmisches Nationalgericht, zu kochen und zu vertheilen. Dieser süße Brei oder vielmehr, wie die Böhmen sagen, dieser „süße Koch" wird noch in diesem Augenblicke seit jenen Zeiten hier vertheilt, und es ist dafür auf den Rosenberg'schen Gütern eine Stiftung gemacht, deren Zinsen die Kosten bestreiten. In den lateinischen Urkunden der Schloßarchive wird der Brei

„dulce mus“ genannt. Man hat schon oft vorgeschlagen, die Vertheilung dieses Breies, die manches Unbequeme hat, in eine Vertheilung an Geld zu verwandeln. Aber die Bauern wollen dieß nicht. Sie fürchten, „die Bertha möchte es übel nehmen.“

Die schwarze Farbe als die Farbe der Trauer zu betrachten, ward erst von Frankreich und Deutschland her in Böhmen Mode. Sonst war es allgemein die weiße, und Bertha trug, wie alle Witwen damaliger Zeit, nach dem Tode ihres Gemahls ein weißes Gewand. Sie legte ihrer melancholischen oder ernsten Stimmung wegen dasselbe bis zu ihrem Tode nicht wieder ab und ließ sich auch in ihrem weißen Witwentrauerkleide begraben. Schon bei ihren Lebzeiten wurde sie daher auch vom Volke die „weiße Frau im Schlosse“ genannt, und unter diesem Namen war sie weit und breit in der Gegend hochverehrt.

Wie nach ihrer Ehe eine fromme Frau, so wurde sie nach ihrem Tode ein Engel und eine von allen Leuten verehrte Heilige. Da die Geistlichkeit keine Gelegenheit nahm, sie unter die Zahl der Heiligen zu versetzen, so machte sie nun das Volk auf seine Weise dazu und behauptet seit jenen alten Zeiten her, Bertha wandle noch immer wie damals als ein Schutzgeist der Rosenberg'schen Familie und ihrer Nachfolger und Unterthanen in Neuhaus, Wittingau und Krummau umher, um nachzusehen, ob auch Alles in gehöriger Ordnung, ob die Herrschaften gut seien und ob die Armen ihr „dulce mus“ bekommen. Den Menschen

sichtbar ist sie diesem Glauben nach für gewöhnlich nicht. Aber wenn ein besonderes Unglück den Mitgliedern der Herrscherfamilie droht, erscheint sie auf den Schlössern den Bewohnern in weißer Witwentracht, in der sie lebte und starb. Die Böhmen der Nachbarschaft raunen sich dann in's Ohr: „Brichta z' Rozemberka chodi“, was die Deutschen der Umgegend, wenn sie es erfahren, sich dann flüsternd so übersetzen: „die Bertha von Rosenberg geht um.“ Es erfolgt dann jedesmal unabwendlich ein Todesfall in der Herrscherfamilie. Leider habe ich nicht in Erfahrung gebracht, ob die weiße Dame auch bei dem Tode des letzten Fürsten von Schwarzenberg umgegangen sei. Im Schloß Wittingau und auch in Neuhaus befindet sich ein alter Corridor, auf dem sie gewöhnlich wandeln soll. Er heißt bei der Schloßbevölkerung „der verrufene Gang,“ und kein Kammerzöfchen, sagte man mir, würde es wagen, nach der Abenddämmerung auch nur einen Schritt auf diesem Gange zu thun, ohne vollständige Begleitung und ohne eine hinreichend helle Beleuchtung. Die Schloßleute von dem Kammerzöfchen weiter aufwärts sprechen freilich von der ganzen Sache jetzt in hochvernünftigem Tone wie von einem abergläubigen Volksmährchen, das heißt, doch nur bei hellem Tage; denn um stockfinstere Mitternacht habe ich auf jenen verrufenen Gängen nicht mit ihnen von der weißen Dame gesprochen. Ich muß gestehen, daß ich weit davon entfernt bin, zu glauben, daß selbst die aufgeklärten Mitglieder der Herrscherfamilien von Neuhaus u. s. w. von

dem Glauben an die weiße Dame vollkommen frei sind, und ich möchte wohl meinen, daß sie nicht völlig gleichgültig dabei bleiben, wenn sie plötzlich das vielzüngige Gerücht vernehmen: „Brichta z' Rozemberka chodi!“

Auf Schloß Neuhaus sowohl wie auf Wittingau und Krummau befindet sich das lebensgroße Portrait der weißen Dame. Es ist wunderbar, daß alle drei Bildnisse sich vollkommen und bis auf's Härchen gleichen, weßhalb auch die drei Schlösser sich darum streiten, welches von ihnen das Original besitze. Die Dame hat ein blasses, sehr leidendes Gesicht von einem fast halbdurchsichtigen Teint. Sie ist mager, aber doch schön und von einem äußerst milden und sanften Ausdrucke. Eine lange Locke ihres wallenden hellfarbigen Haares — die Dunkelheit des Corridors, auf dem das Gemälde an der nicht von den Fenstern beleuchteten Wand hing, verhinderte mich, deutlich zu erkennen, ob das Haar grau oder blond war, und ich wage dieß daher nicht zu entscheiden, es hatte aber einen etwas hellen Schimmer — eine lange Locke dieses Haars fällt über die linke Schulter herab. Ebenso hängt ihr auf der Stirn eine Locke, aber eine ganz kleine und zierliche, ein solches kleines Löckchen, wie es auch oft noch dem ordnenden Kamme unserer jungen Damen — zufällig oder absichtlich — entfällt und dann reizend nachlässig, gleichsam der Sclaverei der übrigen straff angezogenen und gebundenen Haare entschlüpfend, auf der schönen Stirne frank und frei, in seinem eige-

nen Kreise sich krümmend schwebt — acroches d'amour nennen sie unsere Damen. Vielleicht gefiel sich die schöne Frau darin, ihre Stirn mit einer solchen zierlich coquettirenden acroche d'amour zu schmücken, in welche sich doch die Liebe ihres Mannes nie verfing. Von oben bis unten umwallt sie ein weißes Gewand, das mir aber, ich weiß nicht, ob bloß wegen eines störenden Lichtreflexes, ein wenig in's Hellblaue zu schillern schien. Mit der linken Hand hält sie ihr Kleid, denn sie ist in schreitender Bewegung begriffen, und mit der Rechten einen Zauberstab. Ein Zauberkreis, der aus Hieroglyphen zusammengesetzt ist, umgiebt sie, und sie scheint, mit dem Zauberstabe beschäftigt, die Zeichen zu weihen. Auf ihrer rechten Schulter, an ihr Kleid geheftelt, blühen die jetzt längst entblätterten Rosen der Rosenberge.

Es ist außer diesem noch ein anderes Bild von ihr hier, das sie in Mitten ihrer häuslichen Geschäfte darstellt, indem sie eben im Begriff ist, Gemüse und Brod an die Armen zu vertheilen. Ihre Bildnisse sind vortrefflich gemalt, ebenso auch die meisten der anderen Ahnherren, unter denen keine mehr interessiren als die des letzten Rosenberg, Peter Wok, der 1611 starb, und dann die der letzten Fürstin Eggenberg, Marie Ernestina. Sie starb 1719 kinderlos. Auch alle ihre Vettern und Onkel waren ihr auf der Todesbahn vorangegangen. Sie hat auf allen ihren Portraits ein ebenso leidendes Gesicht wie die Bertha und ist überall damit beschäftigt, Blüthen und Rosen=

knospen zu zerpflücken, die entblättert und zerrissen in ihre Schürze fallen, eine zarte Anspielung auf ihre Kinderlosigkeit. Ob man hier wohl auch noch einmal das Portrait des letzten Schwarzenberg sehen wird, und ob dann noch andere solche Berge erscheinen werden? Markgräfinnen von Baden, von Brandenburg und Prinzessinen von Braunschweig wurden zu verschiedenen Malen mit Rosenbergen vermählt. Man sieht sie alle hier versammelt, und bei solchen Hochzeiten ging es dazumal höher her als in Baden, Braunschweig und Magdeburg. Auch den Ziska findet man hier wieder, den man überhaupt kaum auf irgend einem böhmischen Schlosse vermißt.

Die Zimmer oder vielmehr die Zimmersuiten haben im Schlosse alle ihre eigenen Namen. So heißen die einen die „Dirheim'schen Zimmer", die anderen die „Rosenberg'schen Zimmer." Der eine Gang heißt, wie wir schon sagten, der „verrufene", der andere der „Wappengang." Mein gefälliger Führer war der Hauptmann der Leibgarde. Er befand sich leider erst seit einem halben Jahre im Schlosse und entschuldigte sich daher, daß er noch immer nicht gut in diesem Labyrinthe Bescheid wisse. Der jetzige Schwarzenberg ist ein junger Mann. Er hat sich aus allen jenen altfränkischen Zimmern zurückgezogen und sich eine Suite neumodischer wohlgefälliger und ziemlich einfacher Zimmer in einem Theile des Schlosses, aus dem man eine herrliche Aussicht genießt, zu seiner Residenz anlegen lassen. — „Warum giebt man denn aber nicht all' das unbewohnte und

unbenutzte Fachwerk armen Dachlosen preis?" — Ja großer Gott, dieß muß Alles zum Ruhme eines großen Hauses fortbestehen, und des Fideicommisses wegen darf kein Fleckchen davon vernachlässigt werden.

Der große Bankettsaal, der zu Maskenbällen dient, ist von den Schwarzenberg'schen Hofmalern trefflich ausgemalt, und ich habe mich mit Betrachtung der hübschen gemalten Maskengruppen an der Wand besser vergnügt als oft mitten zwischen athmenden Masken, die sich aber stumm und dumm nie zu gruppiren wissen.

Will man sehen, wie es in diesem Schlosse sonst in Kriegs- und Friedenszeiten hergegangen ist, und was es mit der Bedeutsamkeit seiner Besitzer auf sich hatte, so muß man einmal in die oberen kleinen Schlupfwinkel seiner Rüstkammer hinaufsteigen, wo man in einer Reihe enger gothischer Gewölbe die Pauken und Trompeten findet, die bei den Hochzeiten der Rosenberge posaunten, eine Menge von Münzen, die sie prägten, einen Vorrath von Geschützen, die in ihren Kriegen erdonnerten, — und dann in das Archiv des Hauses, wo man in einer unabsehbaren Reihe von Zimmern eine Menge der interessantesten Documente, Verträge, Privilegien und Handschriften von allen Kaisern des deutschen Reiches und von allen Königen von Böhmen sieht, — und endlich in das unterirdische Verließ des Schlosses, das einem Bergwerke gleicht, und in dem unten tiefe Seufzer verhallten, wenn oben die lauten Posaunen erklangen.

Auf jeder der Kanonen, auf den langen Feld-

schlangen und den schwerfälligen Wallflinten vom schönsten Guß erblühten im Metall die Rosenbergischen Rosen. Meine Begleiter sagten mir, daß die Rosenberge Waffen gehabt hätten, hinreichend für 20,000 Mann, und daß auch noch jetzt ungefähr für so viele Krieger an Schrotbüchsen, Hellebarden, Schwertern, Flammbergen, Streitkolben, Kugeln, Kettenkugeln, Kugelkörben, Partisanen, spanischen Reitern, Fußangeln u. s. w. Vorrath sei, und der Anblick der gefüllten Gewölbe war wenig geeignet, sie Lügen zu strafen. Alle alten Besitzer des Schlosses, bis auf den jüngsten Stamm herab, haben auch das Münzrecht exercirt, und die sämmtlichen Prägstöcke, deren sie sich dabei bedienten, sind hier gesammelt.

In dem Archive, das, wie gesagt, aus zehn Zimmern besteht, findet man alle Krummauischen Papiere und Documente wie eine königliche Bibliothek geordnet bei einander. Ein eigener Archivdirector mit seinen Unterbeamten hat hier beständig Arbeit genug. Auffallend war es mir, daß die deutschen Kaiser fast alle ihre Unterschrift auf die linke Seite unter die Documente gesetzt hatten. Wir sahen hier sehr viele Verträge, die ihren Worten nach für alle Ewigkeit Gültigkeit behalten sollten, und die schon wenige Jahre nachher durch andere Papiere wieder annullirt worden waren. Durch ein Privilegium vom Jahre 1349 erlaubte der Kaiser Carl IV. einem Rosenberg den Bau einer Festung Maidstein (böhmisch Diewschikamen). Diese Festung wurde aus hartem Steine erbaut, ist aber seitdem schon längst wieder völlig verschwunden, während das Papierchen dar-

über noch unversehrt existirt. Ich beroch das wächserne Siegel dieses Documents ein wenig, und zu meiner Verwunderung fand ich, daß auch der eigenthümliche Geruch dieses Bienenwerks sich nicht verloren hatte. Ich glaube, es ist eine kleine naturhistorische, hier zum ersten Male unwiderlegbar documentirte Entdeckung, daß Wachsgeruch sich 500 Jahre lang an einem so kleinen Stückchen, wie es ein Siegel ist, in Kraft erhalten kann.

Das Krummauische Burgverließ hat sich, weil es so außerordentlich in seiner Art ist, mir so eingeprägt, daß ich dem Leser davon die genaueste Schilderung geben könnte. Doch begnüge ich mich damit, ihm zu sagen, daß es mit einem ungemeinen Aufwande von Mühe und Arbeit in dem Felsengrunde des Schlosses selbst ausgehauen ist. Mit Lichtern wie Bergwerksleute versehen stiegen wir durch einen langen Stollen zu dem Hauptschachte des Ganzen hinab. Dieser ist ein tiefer und breiter, in lebendigem Felsen ausgehauener Brunnen. Die Seufzer, welche zwischen den Wänden dieses furchtbaren Loches verhallten, wenn oben die Pauken und Posaunen erdröhnten, müssen herzzerbrechend gewesen sein, doch waren die Felsenmauern so dick, daß sie die Freude der Gebieter nicht stören konnten. Man würde sich, meine ich, täuschen, wenn man glaubte, daß es nicht auch jetzt noch wohlvermauerte Seufzer, welche zu den Ohren der lebenslustigen Leute nicht dringen, gäbe. Wir warfen Steine in die Dunkelheit hinab und hörten sie erst nach einigen Secunden niederschlagen. Die Gefangenen mußten hier an einem Stricke hinabgelassen wer-

den und waren da unten sicherer als im Grabe. Dann kamen wir auf den Einfall, Strohbündel zu machen und sie angezündet hinabzuschleudern. Ich dachte, ob man nicht unten vielleicht noch ein unbegrabenes Gerippe entdecken möchte. Die nackten Felsenwände loderten eine Augenblick, in rothem Feuer beleuchtet, auf und verschwanden dann wieder wie die Mächte der Finsterniß. Aber es gelang uns nicht, dem von Wand zu Wand tanzenden Strohwische bis auf den Grund zu folgen. Unsere Begleiter sagten, daß die unheilvollen Wände vielleicht noch nie so brillant erleuchtet gewesen wären. Ich erzählte kürzlich einer Dame, daß die Leute in Rußland im Herbste die Fenster ihrer Wohnungen mit Papier verklebten und dann gewöhnlich den ganzen Winter hindurch gar nicht wieder öffneten, und als sie darauf ausrufend erwiderte: „I mein Gott! das muß ja zum Ersticken sein! nein das ist ja schrecklich, diese dumpfe Zimmerluft!“ — fiel mir von ungefähr das Krummauer Verließ und seine Verklebung mit Felsen wieder bei, und ich dachte, was doch wohl diese Dame für Ausrufungen brauchen würde, wenn sie sich in Gedanken zu den Gefangenen in diese Verließluft versetzte. In der That ich möchte wissen, welchen Trost wohl der liebe Gott durch dieses Loch ihnen hinabsendete. Ich fürchte, ich fürchte, in der Regel sannen sie mehr auf Rache als auf Buße und des Himmels Trost! — Außer dem Hauptverließe befinden sich hier noch mehre Nebengänge und Gewölbe, die gleichfalls zu Gefängnissen dienten. In einem derselben saß sogar einmal ein

deutscher Kaiser in Haft, Kaiser Wenzel nämlich, den Heinrich IV. von Rosenberg im Jahre 1402 hier einkerkerte. Die Heinriche unter den Rosenbergen müssen in der That wohl häufig wirklich „böse Heinriche" gewesen sein; — (ob bei den Petern und Johanns, die ebenso oft in jener Familie vorkommen, auch das Sprüchwort: „dummer Peter" und „närrischer Hans" zutrifft, lasse ich dahingestellt) — denn 100 Jahre später setzte wieder ein Heinrich von Rosenberg hier drei Landboten in Haft, welche im Namen der obersten Landesgerichte kamen, Kraft eines Testaments seines Vorgängers einen Theil seines Vermögens für einen Herrn von Schwamberg herauszufordern. Heinrich bestritt die Gültigkeit des Testaments und zwang die drei genannten Herren, die mit gewichtigen Credit- und landrechtlichen Gewährsbriefen in Folio zu ihm gekommen waren, diese ihre sämmtlichen Papiere mit sammt den verschiedenen Unterschriften und daran hängenden Siegeln zu — verspeisen. Erst nachdem sie damit fertig, gab er sie los und ließ ihnen das Geleit geben von seinen — Hunden, mit denen er sie zum Thore hinaushetzte.

Die Garderobe des Schlosses enthält einen Vorrath von Kostümen und Maskenanzügen, um ein Dutzend Theater damit zu befriedigen. Das Schauspielhaus und die Reitschule, in welcher Türkenköpfe die Fahnen und Beleuchtungsapparate tragen, — die Modellkammer und das ökonomische Institut, das bereits 50 Jahre besteht und alle drei Jahre 30 in der Landwirthschaft wissenschaftlich unterrichtete Individuen für die Schwarzen-

bergischen Güter liefert, — das physikalische und Naturalienkabinet, das chemische Laboratorium und die Apotheke, die Schloßkirche und die uralte Burgcapelle, — alle diese Dinge auf einem steilen Felsen in einem uralten Rittersitze über und neben einander aufgeschachtelt, geben neue Beweise von der Größe und den vielumfassenden Bestrebungen der erlauchten Familie. — Englische Landsitze mögen comfortabler und wohnlicher sein, aber interessanter als die österreichischen, welche die entfernteste Vergangenheit mit der neuesten Gegenwart durch eine ununterbrochene Kette verknüpft zeigen, sind sie gewiß nicht. Könnte ein Dichter nur allem diesen in Krummau gesammelten Stoffe und Staube Leben, Form und Farbe auf dem Papiere geben, er würde hier gewiß das Material zu 20 Ritterromanen finden.

Der schroffe Felsen, auf dem alle Schloßgebäude bei einander liegen, ist von dem übrigen Felsplateau, aus dem er wie eine Landzunge hervorläuft, durch eine tiefe Schlucht geschieden. Ueber diese führt ein bedeckter Brückengang, an dessen Ende man sich plötzlich mitten auf der schönen Gartenterrasse befindet. Die Aussicht von dieser Terrasse ist entzückend, und die Lage des Schlosses, sowie der unten sich darstellenden Stadt Krummau höchst eigenthümlich. Die Moldau macht hier einen vollkommen kreisförmigen Bogen, der wie eine Schlange bis auf ein kleines Stückchen Land wieder in sich selbst zurückläuft. Die ganze eine Hälfte des Kreises ist mit dem hohen Abhange des Schloß- und Gartenfelsens amphitheatralisch umgeben. Am Fuße des Abhangs

zieht die Moldau rauschend vorüber, und das Innere des Fluß- und Felsenkreises füllt die Stadt aus, die daher auch ihren Namen Krummau = „Krumme Au" haben soll. Die Hauptgebäude der Stadt, die man hier übersieht, rühren noch alle von den Rosenbergen her. Die Kirchen und Klöster sind meistens noch von ihnen gebaut, sowie ihr altes Arsenal, das Rosenberg'sche Spital und das Haus, welches der Witwensitz ihrer Frauen war, wenn oben auf dem Schlosse ein anderer Majoratsherr Besitz ergriffen hatte.

Gegen Abend nach dem Genuß des herrlichen Gartens zogen wir uns noch ein wenig wieder in das Schloß zu seinen gefälligen Beamten, den Directoren, Forstleuten und Oekonomen zurück. Man muß wissen, wie gut in der Regel diese Herren auf den Besitzungen der österreichischen Großen wohnen, um nicht über die Salons und Zimmersuiten, die man hier — Alles noch auf dem besagten Schloßfelsen — bei dem Schloßdirector, dem Hauptmann der Garde u. s. w. findet, zu erstaunen. Es hängen nicht weniger als 50 hübsche Gärtchen, sogenannte „Deputatgärten," an der Felsenterrasse des großen Parks herum, die für die Schloßbeamten bestimmt sind. Diese sind so zahlreich, daß sie ein eigenes Kaffeehaus und eine Ressource mit Journalen und anderem Bedarf — Alles noch zwischen dem Gemäuer des besagten Schloßfelsens — für sich haben. Sämmtliche Schwarzenberg'sche Wirthschaftsbeamte aber bilden ein so großes Chor, daß ihr gedruckter Schematismus (Adreßkatalog) allein einen starken Octavband ausmacht.

„Wahrhaftig," dachte ich bei mir, als ich wieder in meine altersschwache, wackliche und vielfach geflickte Budweiser Karete stieg und in der Dämmerung des Abends alle geschaute Pracht im Stillen recapitulirte, — „wahrlich, die feudalistische Pracht und Größe der „Grundherren und Cavaliere" (österreichische Ausdrücke) steht in Oesterreich noch so blank und unangetastet da, wie ein rubinfarbiger buntgeformter und vielfach geschliffener Candelaber aus einer böhmischen Glasfabrik, oder besser noch," dachte ich, „wie ein alter schöner, aber unbequemer und unmodiger gothischer Bau, in welchem der Zahn der Zeit nur wenige Lücken machte; mit allen seinen wunderlichen und fratzenhaften Baustücken, aber auch in seiner ganzen unversehrten und imposanten Größe steht dieser Bau noch da, mitten unter allen den Neubauten, die man ihm anfügte. Er ist einstweilen noch unangefochten und fest, weil der Grund und Boden, auf dem er wurzelt, die Urbevölkerung des Landes sich noch nicht gegen ihn revoltirte. Fallen muß dieß Gebäude einmal, wie Alles in der Welt, und wie rund umher auch die Privilegien, die Aristokratieen und die Feudalherren gefallen sind. Möge man doch bei Zeiten daran arbeiten und abtragen, daß nicht zum Schaden der in diesem Gebäude und um dasselbe herum Wohnenden das Ganze einmal plötzlich zusammenstürze, wenn der Boden weichen sollte."

Krummau und insbesondere die Waldwildniß um den Plöckenstein und bei Stubenbach ist die einzige Gegend von Böhmen, wo noch Bären getroffen werden.

Man hegt sie hier gewissermaßen, insofern als man eine beständige Aufsicht auf ihre Anzahl und ihre Schicksale hat, und als man sie vor Wildschützen und vor Hunger zu bewahren sucht. Man sagte mir, daß man ihnen zuweilen frisches Pferdefleisch in den Wald würfe. In der Regel aber nähren sie sich hinreichend von Wurzeln, Erdbeeren, Vogelbeeren und solchen unschuldigen Dingen. Sie sind ziemlich unschädlich, und man weiß nicht die Zeit, wo ein Mensch oder zahmes Thier von ihnen zerrissen wurde. Der letzte Mensch, dem einer dieser Bären Sorge und Noth machte, starb hier kürzlich. Derselbe hatte bei einem Gange durch den Bärenwald ein kleines Bärenjunges gefunden, das im Rasen herumtäppelte. Es kam ihm der Einfall, das Thierchen zu fangen und aufzuziehen. Er nahm es unter dem Arme mit sich, gewahrte aber bald zu seinem größten Schrecken, daß die Mutter des Kleinen, die den Räuber erspäht hatte, ihm keifend und brummend nachsetzte. Schnell ließ er das Kleine fahren, das die Mutter beroch und beleckte, indem sie dann aber nichtsdestoweniger Den, der so gewaltthätig in ihre Mutterrechte eingegriffen hatte, verfolgte. Mit Mühe und Noth erreichte der arme Mann noch zur rechten Zeit die Thüre eines benachbarten Bauernhofs, und als er, um Gastrecht flehend, erschöpft auf die Schwelle des Hauses niedersank, bemerkte man, daß der furchtbare Schreck, den eine zottige Bärenmutter einzujagen im Stande ist, ihm weiße Haare gemacht hatte. Der alten Bären, sagte man mir, wären im Ganzen jetzt zwölf, und einer da=

von hätte dieß Jahr zwei Junge zur Welt gebracht. Es ist diese Bärencolonie wohl die einzige dieser Art im Gebiete der deutschen Bundesstaaten, sowie die Auerochsencolonie im Bialowyser Walde in Lithauen die einzige dieser Art in Europa ist. — Der Biber, nebenher sei es gesagt, waren im Anfange dieses Jahrhunderts noch über zwanzig auf Krummauischem Gebiete, jetzt giebt es deren daselbst noch sechs. Nehmen vielleicht diese Thiere hier überall in diesem außerordentlichen Verhältnisse ab?

Der Träger des Bärenfelles, der Schwarzenbergischen Bärenmützengardisten, sind jetzt nur 28 Mann. Der Fürst hat aber das Recht, ihre Anzahl auf 150 zu bringen. Eine solche Anzahl Krummauischer Haussoldaten kämpfte auch mit auf dem weißen Berge. Die Farben ihrer Uniform sind blau und weiß. Die elegante Paradeuniform wird angelegt, wenn der Gutsherr auf dem Schlosse ist.

Von Budweis nach Linz.

Die Stadt Budweis hat ein halbes Dutzend verschiedene Namen und ebenso vielerlei Ableitungen dieser Namen. Auf Böhmisch heißt sie „Budegowize", und das Volk sieht bei diesem Namen die in die Frontmauer des Rathhauses eingesetzten Köpfe von 5 früher hier hingerichteten Räubern an und sagt, der Name der Stadt käme daher, weil man bei der Hinrichtung dieser Räuber gesprochen hätte: „Dieß sind fünf, aber Budae ich wize" („es werden ihrer wohl noch mehr darin sein").

Eigentlich heißt Budweis das „tschechische" (Czeske Budegowize), aber es hat dieser Beisatz jetzt nur noch eine historische Bedeutsamkeit. Denn der Ort ist so gänzlich deutsch, wie außer Prag im eigentlichen Stockböhmen kaum eine zweite Stadt, weßhalb sie denn auch mit Recht in aller Welt nur unter ihrem auf deutsche Weise gestalteten Namen: Budweis bekannt ist. Hier-

über werden freilich alle Deutschen im Stillen eine kleine Freude haben. Die protestantischen aber werden es bedauern, daß es unter den 14,000 Einwohnern der Stadt nur noch 5 protestantische Familien giebt.

Die Stadt hat eine für den Handel sehr günstige Situation, deren Vortheile auf folgender Flußzusammenstellung beruhen: Die Elbe-Moldau fließt von Süden nach Norden und greift hier mit ihren äußersten schiffbaren Zweigen tief nach Süden in das Gebiet der Donauflüsse hinein. Die Donau geht von Westen nach Osten und streicht bei diesen ersten südlichsten schiffbaren Puncten des Elbgebiets nahe vorüber. Linz ist der nächste, etwa nur 12 Meilen von Budweis entfernte Punct. Diese so große Annäherung zweier schiffbaren Stellen so bedeutender in ganz verschiedene Länder gehenden Ströme hat den Handel und Verkehr, der sich von der Linzischen Donaugegend zu der Budweisischen Elbgegend von jeher hinüberspann, hervorgebracht und begünstigt und hat mehr als alles Andere beide innig verbundene Städte zu dem gemacht, was sie sind, zu bedeutenden Stapelplätzen und Vermittlern des Elb- und Donauhandels. Die Schiffbarkeit der Moldau von Budweis abwärts datirt sich schon aus alten Zeiten, und sie hat sich bis auf die neueren Zeiten immer mehr verbessert. In allerneuester Zeit hat dafür der in ganz Böhmen deßhalb gerühmte Schiffsbaumeister Lanna, dessen großartige Etablissements und Unternehmungen jeder Fremde in Budweis besucht, sich große Verdienste erworben. Er hat mit regem Unternehmungsgeiste mehr, als dieß

zuvor der Fall war, böhmische Producte und namentlich das treffliche Holz der Wälder nach Budweis zusammenströmen gemacht und zum Theil selbst auf seine Kosten unbequeme oder gefährliche Stellen der Schifffahrt auf der Moldau zwischen Budweis und Prag beseitigen lassen. Er lieferte die Moldau hinab einen Theil des Holzes zur Leipzig-Dresdener Eisenbahn. Er baute die Kettenbrücke in Prag, und vorzüglich seiner Thätigkeit ist es zu danken, daß jetzt in Budweis jährlich nicht weniger als 70 Flußfahrzeuge gebaut werden, welche als Waare zu verschiedenen Handelsorten der Elbe hinabgehen. Es findet jetzt von Budweis aus ein directer Flußhandel bis nach Hamburg statt, und beide Orte sind die beiden entferntesten Plätze, zwischen denen die Elbgewässer eine directe Verbindung vermitteln.

Eine Folge jener berührten geographischen Situation des Platzes war es auch, daß wir am anderen Morgen um 5 Uhr uns bei dem Budweiser Eisenbahn-Comptoir einfanden, um uns nach Linz spediren zu lassen. Denn alle Reisenden, die aus diesem Zipfel von Böhmen nach Oesterreich übertreten wollen, geben sich in Budweis auf die Eisenbahn und lassen sich in Linz, dem ersten bedeutenden österreichischen Orte, den sie erreichen, wieder auspacken, und eben die Anlage jener Eisenbahn erfolgte auch nur aus dem Bestreben, den gebirgigen Landisthmus, der leider die beiden Stromgebiete zwischen Budweis und Linz trennt, noch zugänglicher zu machen.

Die Linz-Budweiser Eisenbahn ist die Großmutter aller Eisenbahnen auf dem europäischen Continente, und als solcher darf man es ihr eben nicht zu hoch anrechnen, daß sie sich hier und da in einem etwas schwächlichen Zustande befindet. Jetzt, wo Alles so jung heirathet und so rasch sich Eins über das Andere hinerzeugt und wegaltert, will das Großmutterthum nun eben nicht viel sagen, und in der That ist jene Eisenbahngroßmutter noch nicht einmal 20 Jahre alt. Sie war des auf beiden Hemisphären bekannten Eisenbahnbauers Herrn von Gerstner, der nachher noch in Rußland Schienen legte und dann in Amerika starb, erstes Probestück. Ihr Bau hatte mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn in der That zieht die alte knorrige Rinde der Erde zwischen Budweis und Linz so unzählig viele Runzeln, wirft so viele Berge und Thäler auf, daß, während die völlig geradlinige Entfernung beider Orte nur 10 Meilen beträgt, die Eisenbahn auf einem Kreuz- und Querwege von 17 Meilen Länge sich durchwinden mußte. Sie geht von Linz dann noch 10 Meilen weiter in's Salzkammergut und stellt so einen langen beschienten Weg dar von im Ganzen 27 Meilen Länge. Die Poststraße, welche die Diligencen und Stellwagen zwischen Linz und Budweis fahren, beträgt 14 Meilen Länge.

Die Bahn zwischen Budweis und Linz kostete 1,700,000 Gulden Münze, die Meile also 100,000 Gulden. Sie ist nur eine einfache Bahn mit Ausweicheplätzen für die sich begegnenden Wagen. Die Waa-

renzüge, welche von Linz oder Budweis ausgehen, müssen daher immer zu bestimmten Stunden abfahren, um sich auf den rechten Stellen zu begegnen. Wir bemerkten indeß bei unserer Befahrung der Bahn, daß auf den Ausweichstellen nichtsdestoweniger zuweilen ein sehr unbequemes Gedränge entstand. Zuweilen waren die Waarenzüge so lang, daß das kleine doppelte Bahnstück zum Ausweichen nicht ausreichte, und daß sie ebenso auch noch die weitere einfache Bahn bedeckten, wo wir dann immer warten mußten, bis die endlos langen einspännigen Wagenreihen langsam und knarrend an uns vorbeigeschlichen waren.

Das Holz der Bahn ist Föhrenholz oder, wie die Oesterreicher sagen, „Föhrns". Die eisernen Schienen, theils steierisches, größtentheils böhmisches Eisen, theils gegossen, größtentheils geschmiedet, sind nur als einfache eiserne Bänder auf die langen Längenbalken aufgenagelt und nicht wie bei den neueren Eisenbahnen gleich eisernen Balken blos in kurze Querhölzer eingefalzt. Die Bahn hat bereits sehr gelitten. Die Schienen sind schon sehr lose und klappern fast überall. Eine unzählige Menge von ihnen, welche vorn ihre Nägel verloren oder bereits ganz abgeschliffen wurden, stehen krumm und in die Höhe, und die darüber hineilenden Wagen müssen sie erst wieder platt andrücken, hinterher springen sie dann wieder auf. Hier und da liegt eine Schiene merklich höher als die andere, und es setzt Stöße im Wagen. Zuweilen müssen die Wagen stark gehemmt werden, weil die Straße häufig zu steil herab-

geht. Es hatte geregnet, als wir die Bahn befuhren, und die Schienen waren außerordentlich schmuzig und schlüpfrig, und ich finde in meinem Tagebuche angemerkt, „daß die Räder unserer Wagen zuweilen sogar in's weiche Erdreich drückten.“ Ich weiß mich jetzt nicht genau mehr zu erinnern, unter welchen Umständen dieses stattfand, etwa wenn ein Stück Schiene fehlte und das Holz verfault oder tief in's Erdreich eingedrückt war; doch stehe ich für die Richtigkeit der Bemerkung gut. Die Wildniß, durch welche die Eisenbahn geht, ist groß und arg, und mitunter schlugen die nassen Zweige der nahe stehenden Bäume und Büsche in unseren Wagen hinein. Ich kann freilich die nassen Flecke, die mein Mantel bekam, nicht mehr aufweisen, aber ich wiederhole noch einmal, ich berichte nur treu, was ich erlebte.

Es schien mir aus diesem Allen hervorzugehen, daß die Bahn sich offenbar in einem etwas vernachlässigten Zustande befindet. Es war der erste August, wo wir sie befuhren, und wir mochten nicht gern daran denken, in welchem Zustande sich wohl im Winter, wenn es in diesem Hochlande 4 Monate geschneit und gefroren hat, die Wege und Stege auf dieser Bahn befinden möchten. Bei der Wichtigkeit, welche jetzt nach dem, was auf der Donau vorgeht, alle zu dieser Hauptpulsader des österreichischen Verkehrs führenden Nebenwege erlangen, wird die Regierung gewiß auch bald einen Blick auf jene alte Großmuttereisenbahn werfen.

Es ist bekannt, daß die Linz-Budweiser Eisenbahn nur mit Pferden befahren wird. Das ungemein schwierige Terrain wird auch hier wohl nie eine Befahrung mit Locomotiven erlauben, es müßten denn für sie noch ganz andere Hemmapparate erfunden werden. Gewöhnlich hängt man einem Pferde zwei oder drei Wagen an, zuweilen sind aber auch zwei oder drei Pferde der Länge nach vor einander gespannt und ihnen dann mehre, 6, 7, 8 Wagen angehängt. Ein Pferd bringt im Durchschnitte 70 bis 100 Centner Waare auf dieser Bahn im Schritt von der Stelle. Für die Personen ist das Tempo ein leichter Trab. Auf der gewöhnlichen Poststraße kann man hier in diesem Berglande nur 12 Centner auf das Pferd rechnen. Die Energie des Transports hat sich also zwischen Linz und Budweis, zwischen der Donau und Elbe um das Siebenfache erhöht. Die ganze Bemannung der Eisenbahn von Budweis bis Linz, obgleich sie überall durch Landschaften geht, welche von Deutschen bewohnt sind, ist böhmakisch. Denn eben jener Schiffsbaumeister Lanna, ein böhmischer Patriot, hat die ganze Beförderung der Personenwagen in Pacht und läßt dieselbe blos durch tschechische Postillone und Stallknechte verwalten.

Das reiche Königreich Böhmen ist in Bezug auf eines der Hauptbedürfnisse des menschlichen Lebens, in Bezug auf das Salz, der Art von der Natur vernachlässigt, daß es auch nicht ein Körnchen dieses Artikels producirt, und wenn im Falle eines Krieges sämmtliche Umwohner des böhmischen Bergkessels eines Sinnes

wären, so könnten sie das Land blos dadurch aus-hungern, daß sie ihm alle Salzzufuhr abschnitten. Alles Salz, das die vier Millionen Einwohner Böhmens in ihren Küchen und auf ihren Tafeln bedürfen, kommt zu ihnen aus dem Erzherzogthume Oesterreich, das ganze Gebirge und ganze Flüsse voll Salz besitzt, und von dem deßhalb Böhmen schon in gewisser Beziehung auf ewige Zeiten abhängig sein wird. Insbesondere ist das sogenannte Salzkammergut jenseits der Donau überschwänglich reich an Salz, und alle Wege-anbahnungen von Böhmen aus in der Richtung nach Süden geschahen von jeher deßhalb auch zunächst vorzugsweise jener Waaren wegen. So wurde schon im Jahre 1547 von Ferdinand I. die Schiffbarmachung der Moldau angeordnet, „um das Gmundener Salz auf der Moldau nach Prag zu schaffen", und ebenso ist auch unsere Eisenbahn vorzugsweise nur „zur Verführung des Salzes aus den kaiserlich königlichen Salzlegstätten im Salzkammergut nach Budweis" bestimmt. Mehr und mehr haben sich aber in neuerer Zeit auch andere Waaren an das Salz angeschlossen, und vielen Bedürfnissen, die Böhmen aus dem Süden von Italien und durch Triest von dem Oriente befriedigt, wird auf dieser Straße Vorschub geleistet. Auch haben sich immer mehr und mehr Personen den Waaren angeschlossen, und ihre Anzahl stieg in den letzten Jahren bis auf 8000 und 10,000. Die Eisenbahn von Linz bis Gmunden befördert ungleich viel mehr Personen, nämlich über 100,000. Man hat bekanntlich neuerdings von

Seiten der österreichischen Regierung eine neue Locomotiveisenbahn von Wien und Mähren aus nach Böhmen projectirt, und in dem großen österreichischen Eisenbahnenprojecte ist die Richtung von Budweis nach Linz vergessen. Die Erbauung neuer Eisenbahnen in einem Lande wirkt ungefähr auf den Verkehr und seine Richtungsveränderungen so, als wenn neue Ströme sich Bahn brächen, und die nächste Aussicht für die Prag-Budweis-Linzer Bahnenrichtungen scheint daher eine trübe. Es kann sein, daß sie sogar mit ihren Lebensknoten für einige Zeit in Vergessenheit gerathen. Bei einer späteren vollständigeren Entwickelung des Eisenbahnnetzes in Oesterreich muß aber diese Richtung auch wieder berücksichtigt werden, und sie wird dann nicht verfehlen, ihre natürlichen, im Obigen einigermaßen entwickelten Vortheile wieder geltend zu machen.

Die Eisenbahn geht mitten in die Stadt Budweis bis in die Nähe der kaiserlichen Salzmagazine, und die Personen sind wie die Salzsäcke genöthigt, sich bei diesen Magazinen aufladen zu lassen. Auch in Linz wird man wieder mitten zwischen vielen kaiserlichen Magazinen abgesetzt. Es war, wie gesagt, früh Morgens 5 Uhr, als wir hier erschienen. Unter freiem Himmel war der ganze kleine Wagenzug schon geordnet, die Einspänner standen bereits angeschirrt, und bald ging jedes Pferdchen in einem höchst bequemen Trabe mit circa 50 Menschen davon. Die Kutscher auf dem Bocke rauchten ihr Pfeifchen, und den Pferden wurde die Arbeit so leicht, daß auch sie allenfalls, wenn sie nicht dieses giftige

Kraut verschmähten, eins hätten anzünden können. Die Postillone summten ein böhmisches Liedchen, der schmale Weg ging durch allerlei Wiesen und Gebüsche, und uns wurde auf dieser Pferdeeisenbahn ganz idyllisch zu Muthe.

Man hat schon häufig bemerkt, wie es wunderbar sei, daß dem Menschen oft die einfachsten Dinge so lange verborgen blieben. Gewiß gehören auch die Eisenbahnen vor Allem in den Kreis dieser Verwunderung. Denn nichts auf der Welt kann einfacher sein, als Eisenschienen neben Eisenschienen zu legen und die Wagen darüber hinrollen zu lassen, besonders wenn man es sich schon hunderttausend Mal vorgemacht hat, glatte Steine neben glatte Steine zu legen und über sie die Räder hinrollen zu lassen. Tausende der klügsten und umsichtigsten Leute zerbrachen sich darüber den Kopf, wie man dem gegenseitigen Verkehre der Menschen aufhelfen könnte, aber sie kamen nicht darauf, Eisenschienen neben Eisenschienen zu legen. „Cicero!" möchte man sagen, „oder Seneca! oder Richelieu sogar und Pitt! ihr kurzsichtigen Philosophen und Staatsmänner, ihr blinden Herren! konntet ihr denn nicht zum Voraus sehen, welchen enormen Umschwung und welche Bewegung Eisenbahnen unter die Menschheit bringen würden! Mathias Krohnacker und Joseph Bamberger! oder wie ihr sonst heißt, ihr berühmten Eisenschmiede, die ihr so künstliche Uhren machtet, daß Sonne, Mond und Sterne sich darin in ihren Bewegungen nachgeahmt sahen, konntet ihr denn nicht einsehen, daß euere müh-

seligen Kunstwerke bald in Vergessenheit gerathen würden, daß ihr aber eure Namen für alle Ewigkeit als Wohlthäter des Menschengeschlechts an den Tempel des Ruhmes geheftet hättet, wenn ihr zwei Stangen Eisen neben einander genagelt und den Menschen gezeigt hättet, wie man hinüberfahre."

Das ganze römische Reich mit allen seinen hundert Millionen Einwohnern und mit seinen gigantischen Weltverbindungsplänen mußte in den Orcus hinabsteigen, ohne auch nur eine Anwandlung von Ahnung davon zu empfinden, daß man durch eine Kleinigkeit die Kraft sämmtlicher Pferde des großen Weltreichs um das Siebenfache steigern könne. Hätten die Römer das Pulver und die Eisenbahnen gekannt, so wäre von den Germanen vielleicht nicht viel mehr übrig geblieben als von den indianischen Stämmen in Amerika. — Seit der Erschaffung der Welt hat es wenigstens 200,000 Millionen Menschen gegeben. Diese ungeheuere Masse so verschiedenartig inspirirter Geister ist in der That von den wunderlichsten Einfällen und den ingeniösesten Gedanken bewegt worden. Sie hatte Eingebungen und Ideen der seltensten und unsaglich manchfaltigsten Art. Auch hatte sie von jeher Eisenschienen, denn in den Hoh- und Zainöfen ist es das Erste, daß man das Eisen zu langen Stangen und Schienen formirt, und in dieser Form wird es auch gewöhnlich in alle Welt versandt. Aber keinem einzigen von jenen 200,000 Millionen Köpfen kam es auch nur einmal in den Sinn, einen Hammer, einige Nägel und Eisenschienen zur Hand zu

nehmen und sie zum Frommen der kommenden Geschlechter an die Oberfläche dieses Sternes festzunageln.

Ich befinde mich hier auf einer Pferdeeisenbahn und spreche daher auch nur von einer solchen. Denn daß man über den Gedanken der Dampflocomotiven und überhaupt aller Dampfmaschinen erst 6000 Jahre hinbrüten mußte, wird Jeder schon mehr in der Ordnung finden. Der Dampf ist ein so luftiges und leichtes Ding, daß man beinahe, selbst wenn man's auch sieht, welcher Riese er im Kessel und Cylinder wird, an seiner Energie zweifeln möchte. — Wie konnte es den Köchinnen und Haushälterinnen wohl einfallen, daß dieser Stoff, den sie alle Tage in so zarten Gewölken in der Atmosphäre sich verlieren sahen, dazu geeignet sein möchte, die Welt zu revolutioniren. Freilich hob der Dampf nicht selten vor ihren Augen den Deckel vom Kartoffelkessel, freilich fuhr er mit Gewalt schon oft durch die engen Röhrenhälse zahlloser Theemaschinen, — freilich sah ich noch ganz kürzlich — es ist jetzt Winter, wo ich dieß schreibe, — den Dampf mit einem pistolenartigen Krachen die Körke von zwei halb mit Wasser gefüllten Wärmflaschen in die Luft schleudern, und freilich giebt es hundert solche in den Küchen und Wirthschaften sich stets wiederholenden Dampfexperimente, welche sich die Wirthschafterinnen längst zu ihrer Unsterblichkeit hätten zu nutze machen können, — aber, wie gesagt, wir wollen hiervon schweigen, weil es bei dem Allen doch noch ein unglaubliches Ding bleibt, daß Dampf im Stande sein sollte, große eiserne Maschinen in Bewegung zu setzen, und weil es ohne-

dieß der Damen wegen, die bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts immer am meisten mit Dampf zu thun hatten und doch Niemandem seine kostbaren Eigenschaften verriethen, unartig sein würde, die Sache aufzurühren. Es könnte in der Unterwelt zu ehelichen Zänkereien veranlassen und die Männer dort verführen, ihren Frauen die Schuld davon zu geben, daß sie nicht längst auch damals schon auf dem Erdsterne ab und auf mit Dampf gefahren seien.

Aber die Eisenschienenbahnen, daß sie auf die nicht gekommen sind, das muß die Unterweltbewohner bis zur Verzweiflung ärgern, und wenn je, so müssen sie nun einsehen, welch ein kurzsichtiges Wesen der Mensch ist. Ich möchte wohl wissen, ob uns noch viel dergleichen vor den Füßen liegt, was wir nicht als Gold erkennen, und ob es noch mehr solche Dinge giebt, bei denen wir mit einem kleinen guten Einfalle, mit ein paar Hammerschlägen etwa, einer Quälerei von Millionen Wesen abhelfen könnten. Man sollte es glauben, wenn man erwägt, daß bis jetzt jedes Jahrhundert fast eine solche einfache, aber riesige Geburt zu Stande gebracht hat.

Man begreift kaum, wie die alten Zeiten so viele anscheinend weit schwerer zu machende Entdeckungen bereits kennen konnten, wenn die ganze Erfindungsleidenschaft der neueren Zeiten dazu gehörte, um die Eisenbahnen in Schwung zu bringen. Vielleicht sind noch viel einfachere Dinge bisher auch unentdeckt und unbenutzt geblieben. Passe doch Jeder aufmerksam auf alle die

verschiedenen Einfälle, die ihm durch den Kopf gehen, und lasse er sie nicht fahren, bevor er sie nicht allseitig erwogen; besonders nicht, wenn der Einfall in einfacher, bäuerischer Kleidung erscheint; denn, wie gezeigt, unter dieser Hülle steckte schon mancher weit gebietende König.

Man hat die länderverbindenden Straßen mit elektrischen Conductoren verglichen, an denen geistige Elemente unwillkürlich von einem Lande zum anderen hinübergeleitet und mitgetheilt werden. Die Eisenbahnen sind besonders energische Conductoren dieser Art, und wenn einmal erst ganz Deutschland mit einem solchen Eisenbahnnetze überzogen ist, wird die Entwickelung und Mittheilung geistiger Elektricität außerordentlich sein. Die kleinen elektrischen Funken, welche auf den beschriebenen Einspännern an dem Linz-Budweiser Conductor hinabgleiteten, und die ich mir nun etwas näher betrachtete, bestanden außer mir in einem liebenswürdigen alten Herrn mit seiner geistreichen Schwester aus Dresden, einem jungen sächsischen Professor und einem österreichischen Beamten im Vordergrunde des Wagens, lauter charmanten und höchst gebildeten Menschen. Auch im Hintergrunde des Wagens erglimmten manche Fünkchen. Doch ließen sie kein anderes Licht leuchten als das ihrer Cigarren, weßhalb ich nicht beurtheilen konnte, inwiefern es ein Glück war, daß dieser Elektricitätsleiter auch für sie gebaut war.

Die Fahrt auf einer Pferdeeisenbahn ist bei Weitem geräuschloser als die mit den rastlos brausenden Locomotiven, und ebenso auch viel geräuschloser und gemüth-

licher als die auf den lärmenden und klappernden Steinchausseen, und wir konnten daher jeden Gegenstand, der sich in unserem Gesichtskreise entdeckte, einer gemüthlichen Besprechung würdigen.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß wir gerade zuerst auf Koch- und Küchengegenstände und zwar gerade auf die Dresdener Stangentorte verfielen. Ich glaube, weil man uns allen gesagt hatte, wir möchten uns für die zu passirende Bergwildniß nur mit etwas Mundvorrath versehen, und weil wir uns so nach einiger Zeit, je mehr ein Jeder seine Taschen auspackte, alle ohne Verabredung mit böhmischen „Golatschen" und „Kipfeln" oder „Hörneln" trefflich verproviantirt sahen.

Die Golatschen und Kipfel führten uns zunächst in die böhmischen Bäckereien, und der einheimische Beamte erzählte uns, daß ein noch besseres böhmisches Gebäck der sogenannte „Kugelhupf" sei. Dieser Kugelhupf ist ein hoher Kranz aus Mehlteig, der mit Rosinen und Mohnsamen bestreut wird. Der „Masanetz" ist eine Art von Fladen, der, ebenfalls mit Mohnsamen bestreut, besonders zu Ostern gegessen wird. Ich habe überhaupt bemerkt, daß in allen slavischen Ländern der Mohn besonders häufig als Gewürz bei Backwerken gebraucht wird. „Striezel," deren Teigfäden dreimal durch einander geflochten werden, speist man zu Weihnachten. Sie sind zu dieser Zeit ebenso unerläßlich wie die „Musika," ein Pflaumengericht, das man am heiligen Abend in Böhmen selbst in den letzten und armseligsten „Einschichten" genießt. Selbst die unbemittelten Böhmen,

welche sich das ganze Jahr hindurch nichts gönnen dürfen, als am Alltage „Bramboři“ (Kartoffeln) und am Sonntage „Katzenhochzeit,“ ein Gericht, zu dessen Herstellung sich Graupen und Erbsen auf der Schüssel vermählen — die Graupen werden auf die eine Seite des Tellers gelegt und die Erbsen auf die andere, und die Verlobung vollführt der Löffel, indem er von den Erbsen wie von den Graupen einige auffischt und sie dem Munde zur Vollstreckung der Hochzeit selbst überliefert — selbst solche böhmische Katzenhochzeitmacher und Bramboriesser, sage ich, müssen doch am heiligen Abende durchaus ihre Zwetschenmusika auf der Tafel haben.

Auf diese Weise also, glaube ich, kamen wir auf die berühmte Dresdener Stangentorte zu reden, die ein so wunderliches Kunstgebilde ist, daß sie gewiß jedem auf der Dresdener Schloßgasse oder dem Altmarkt wandernden Fremden gleich an den Fenstern der Conditoren als etwas ganz Absonderliches auffällt. Sie sieht ungefähr so aus wie ein dicker Stalaktitzapfen, auf dem wieder viele andere Stalaktiten unregelmäßig aufgesetzt sind, wie die kleinen Enden eines Hirschgeweihs. Inwendig aber, wenn man diese Zapfen abschneidet, erscheinen viele concentrische Ringe, wie die Jahresringe eines Baumes. Ich muß gestehen, ich hatte schon oft, arglos einbeißend, die Harmonie dieser Ringe gestört und auch die kleine Mandel, die im Innersten jeden Zapfens als Wurzel verborgen ist, wohl gefunden, ohne jedoch darüber weiter nachzudenken, wie das Ganze wohl entstanden sein möchte. Heute enthüllte sich mir nun

dieß Geheimniß ganz unerwartet, und ich kam in den Besitz folgender noch nicht publicirter historischer, technologischer und nationalökonomischer Notizen:

Ursprünglich sind die Dresdener Stangenkuchen nur im sächsischen Erzgebirge zu Hause, wo die Bauern sie gern bei Festlichkeiten backen, weil sie sich gut conserviren und man lange etwas daran hat. Von da sind sie nach Dresden verpflanzt und hier hauptsächlich durch die alte Mutter des Componisten Naumann in die bessere Gesellschaft eingeführt und berühmt worden. Im Naumann'schen Hause wurden sie immer besonders gut und häufig gebacken, und wie Naumann's Musik in Schwung kam, kamen auch die Stangenkuchen in Mode. Wie sonst die Bauern im Erzgebirge, so machen sich jetzt auch die Mitglieder der städtischen Familien in Dresden mit Stangenkuchen Geschenke. Sie eignen sich besonders gut dazu, theils weil sie köstlich und kostbar sind (einer kostet wohl 6 Thaler), theils weil sie sich sehr stattlich ausnehmen und lange (wohl sechs Monate lang) vollkommen gut und genießbar conserviren. Tante Lisbeth in Dresden ließ vor diesen Jahren einst acht Stangenkuchen auf einmal backen und schenkte jeder von ihren Schwestern und Schwägerinnen einen, sowie auch dem Vetter Heinrich und Onkel Fritze einen. — Ob Onkel Adolph auch einen bekam, konnten wir nicht recht mehr ausmachen. Der Bruder war dafür, die Schwester dagegen, und es entspann sich ein kleiner freundschaftlicher Disput darüber, den ich mit der Frage unterbrach, wie denn nun eigentlich die herrlichen Stangenkuchen gemacht wür-

den. — Man nimmt dazu eine sich nach einer Seite hin etwas verjüngende Walze und begießt dieselbe mit dem dickflüssigen Kuchenteige, zu welchem die schönen Elemente gestoßene Mandeln, Zucker, Mehl und etwas weniges Milch und Butter sehr innig verbunden und verarbeitet sind, indem man zugleich die Walze in der Nähe eines gelinden Feuers beständig umdreht. Die verschiedenen aufgegossenen Schichten trocknen daher gleich zu einer festen Masse zusammen. So entsteht der Hauptkörper des Tortengebäudes. Nach einiger Zeit schreitet man zur Ausführung der Nebentheile, Aeste oder Stangen, indem man hier und da dem Teige der Walze leise eine Mandel — vor Anfang dieses Jahrhunderts, als noch andere Gewürze in Mode waren, vertraten die Stelle der Mandeln kleine Zimmetstückchen — einfügt. Der Teig wird wieder über das Ganze gegossen, und die Walze von Neuem gedreht. An den spitzig hervorragenden Mandeln tröpfelt es ab, aber sie überziehen sich dabei doch auch immer mit einer neuen Schicht des Teiges, und es bilden sich so allmählig die Nebenstalaktiten, die länger oder kürzer werden, je nachdem man die Mandel später oder früher eindrückte. Die Oberfläche des Ganzen wird dann noch mit etwas Eiweiß polirt und gebräunt, und der fertige Kirchthurm kann, wie gesagt, sechsmal den Mond sich um die Erde schwingen sehen, ohne zu schwindeln und zu schwanken.

Unter diesen Gesprächen stiegen wir auf der beständig sich windenden und gebrochenen Linie unserer

Bahn nach und nach im Thale der Malsch immer höher und höher hinauf und kamen endlich in Leopoldsschlag auf dem höchsten Puncte der Bahn an. Man befindet sich hier mehr als 2000 Fuß hoch über der Oberfläche des Meeres und 1000 Fuß hoch über der Ebene von Budweis, und wahrscheinlich ist es, daß keine Eisenbahn der Welt bisher noch eine so bedeutende absolute, oder eine so große relative Höhe erreichte. Die höchste Kammlinie der Gebirgsmasse wurde hier auch immer, wie rund in Böhmen herum, als die Abgränzungslinie von den fremden Ländern angenommen. Und so ist denn Leopoldschlag auch der kleine Gränzort, bei dem man in das oben bereits genannte Land „Rakauske“ eintritt. Böhmen ist von lauter Ländern umgeben, die alle solche fremdartig und sonderbar klingende Namen haben. So heißt das böhmische Gränzland im Südosten „Markrapstwi Morawske“, die Länder im Nordosten „Chrapstwe Kladske“ und „Sleske Knizestwi“, im Norden aber „Saske Kralowstwi“ und im Westen „Baworske Kralowstwi“ *). Für den Stockböhmen im Inneren sind diese Gränzländer gerade so fabelhaft, wie ihre Namen klingen, für den Deutschen aber verliert sich der Zauber, wenn er erfährt, daß jene Worte der Reihe nach weiter nichts bedeuten als: Markgrafschaft Mähren — Graf-

*) Ich schrieb oben ungefähr so, wie man spricht, sonst schreiben sich auf ächt Böhmisch jene Namen so: **Markhrabstwj Morawske, — Hrabstwj Kladske, — Slezske Knjžestwj, — Saské Kralowstwj** und **Baworské Kralowstwj.**

schaft Glatz — schlesische Fürstenthümer — Königreich Sachsen — Baierisches Königreich.

Auf der Rakauskischen Seite des Böhmerwaldes kamen wir nun aus dem Lande, wo die Leute, wenn sie Hungersnoth bei sich haben, schlafen, in dasjenige, wo sie in derselben üblen Lage fluchen. Es ist nämlich ein altes böhmisches Sprüchwort, welches ich mir oft genug vortragen ließ, daß der Oesterreicher bei'm Hunger fluche, der Böhme schlafe, und der Franzose — pfeife. Ich finde dieß Sprüchwort, was die Charakterisirung des Franzosen und Böhmen betrifft, ganz und gar treffend. Der Böhme kennt für allen Kummer keinen besseren Sorgenbrecher als den Schlaf, besonders den Schlaf nach einem kleinen Branntweinrausche, und der Franzose hat eine beneidenswerthe Leichtigkeit im Ertragen des Hungers. Was den Oesterreicher betrifft, so glaube ich freilich auch, daß das Sprüchwort zutrifft, denn er erträgt den Hunger schwer, aber es verfährt doch, glaube ich, mit ihm am härtesten. Es müßte, um gerecht zu sein, noch hinzusetzen, daß der Oesterreicher in der Hungersnoth auch arbeite, und daß er sich tapfer gegen das einbrechende Unglück wehre, was der Böhme eben nicht thut.

Es wäre nicht schwer, schon gleich auf dem südlichen Abhange des Böhmerwaldgebirges den Böhmen die Gründe dafür sichtbar anzugeben und deutlich nachzuweisen, die sie bewegen müßten, ihrem Ausspruche: „der Oesterreicher flucht" auch noch den Nachsatz: „und arbeitet" anzuhängen. Denn obgleich dieser Theil des

österreichischen Erzherzogthums noch keineswegs zu seinen bestbebauten Strichen gehört, da sich Wildniß, Gebirge und Wald in verschiedenen Stufen bis ganz in die Nähe von Linz fortsetzen, so zeigt sich doch überall in den kleinen Thälern, die man durchschneidet, oder, wie gewöhnlich, auf hohem Bergpfade fahrend, zur Seite erblickt, ein fleißigerer Anbau des Landes. Es werden äußerst frische, reizend grüne Wiesen sichtbar, die mit Kunst bewässert sind, und aus jedem Acker und den auf ihm versammelten Arbeitern spricht deutlich die Wahrheit, daß man sich in einem Lande befindet, wo der Druck der „Roboten" (Frohndienste) aufgehört hat. Die Ortschaften sind freilich noch selten, und „einschichtige Gehöfte" viel häufiger, — wie denn überhaupt das ganze Erzherzogthum ob der Ens nicht zu den bestbevölkerten Ländern Deutschlands gehört (2500 Menschen auf die Quadratmeile). Aber die Gebäude sehen wohnlicher aus, und die ganze Hauseinrichtung ist wohlhäbiger.

Die Herren des Landes sind hier freilich noch immer groß genug, doch ist kein so großer Contrast zwischen dem einen Extrem, dem Herrenschlosse, und dem anderen, der Bauernhütte, wie in Böhmen, bemerkbar. Manche Bauern haben selbst Häuser, welche Schlössern ähneln. Die Familie, welche man hier auf der Linzer Seite ebenso häufig nennen hört, wie auf der Budweiser die Rosen- und Schwarzenberge, sind die Starhemberge. Sie sind hier seit alten Zeiten ansässig und waren von jeher mächtige Donaudynasten. Wir passirten ihre Schlösser Riedeck, Altenberg und andere.

Mit den Rosenbergen jenseits des Böhmerwaldes mögen sie sonst manchen Strauß ausgekämpft haben. Noch jetzt wohnen hier drei reiche Starhembergs dicht bei einander, ein Fürst, ein General und ein Graf.

Die Straße bietet zuweilen höchst interessante und malerische Ansichten, doch bleibt die Aussicht immer beschränkt bis dicht vor Linz bei Magdalene, wo sich uns, indem wir auf unserem Zickzackwege hinabrollten und aus den Wäldern uns hervorarbeiteten, auf einmal der bezaubernde Anblick der Donau, der Linzer Ebene und der in der Ferne Oesterreich umkränzenden, unvergleichlichen Alpen darbot. — Weil es ein herrlicher Tag und im Rathe Jupiters beschlossen war, daß auch der morgende Tag herrlich werden sollte, — bei drohendem Regenwetter werden die Alpen klar — so waren die Gebirge nicht sehr deutlich zu sehen. Nur hier und da schimmerte, hell von der Sonne beschienen, ein wenig Schnee durch den Nebelschleier, hinter dem die Bergriesen nur in unbestimmten Umrissen ihre Schatten aufthürmten. Das reiche Oesterreich schmiegte sich ihnen zu Füßen, und die schwarzgedeckte Stadt Linz öffnete uns ihre Thore.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Erklärung des Titelkupfers.

Auf dem Titelkupfer hat man eine Ansicht von Prag gegeben. Das gothische Portal, das sie als Randzeichnung umgiebt, ist mit den Statuen des heiligen Adalbert und des heiligen Wenzeslaus, mit der böhmischen Krone und dem böhmischen Löwen geziert.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kohl, Johann Georg,

Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten

Bd.: 1

1842

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB S 99(1/2#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11421754-1